Herz

Das heutige Neuseeland



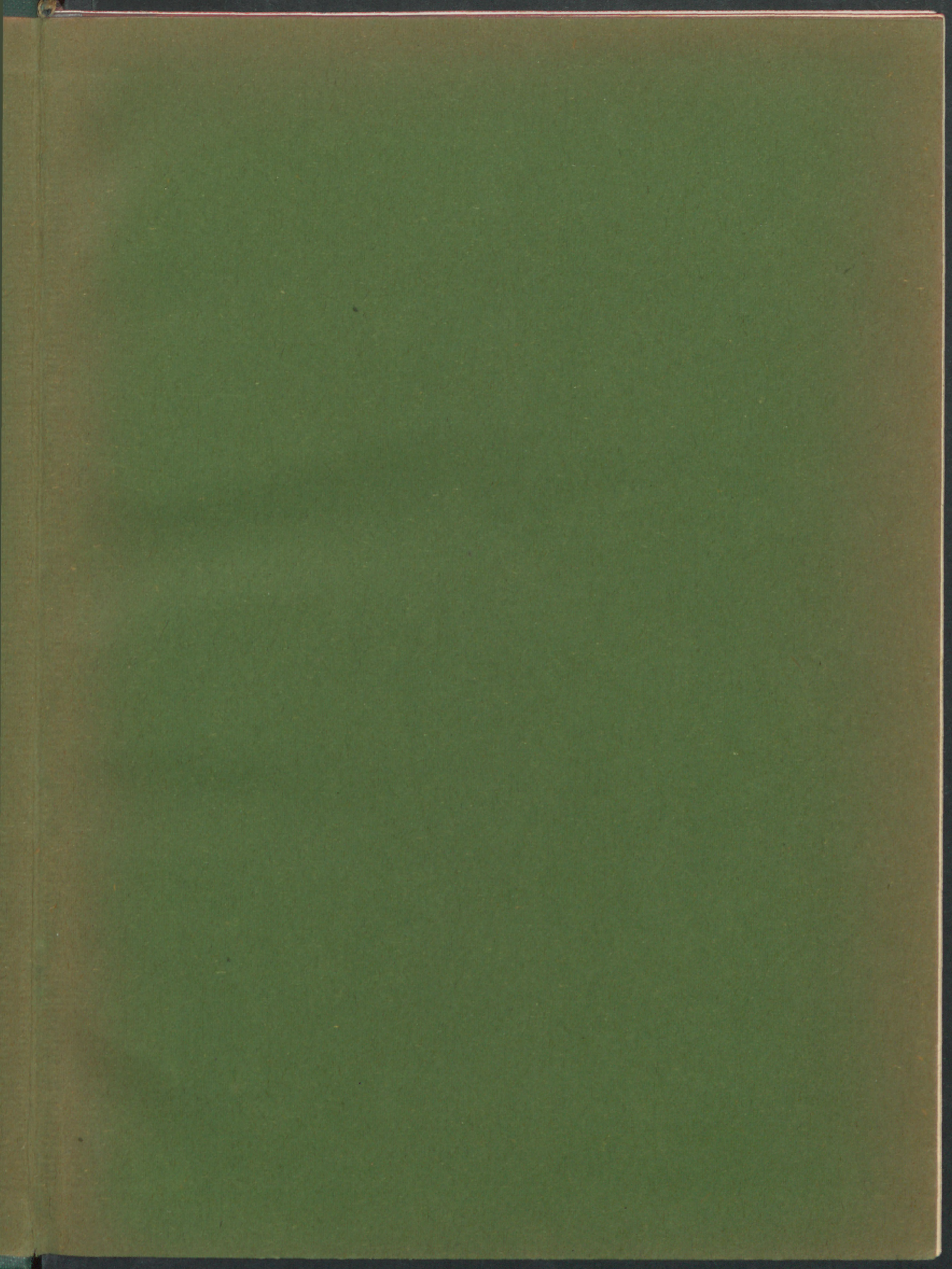
Das heutige Neuseeland

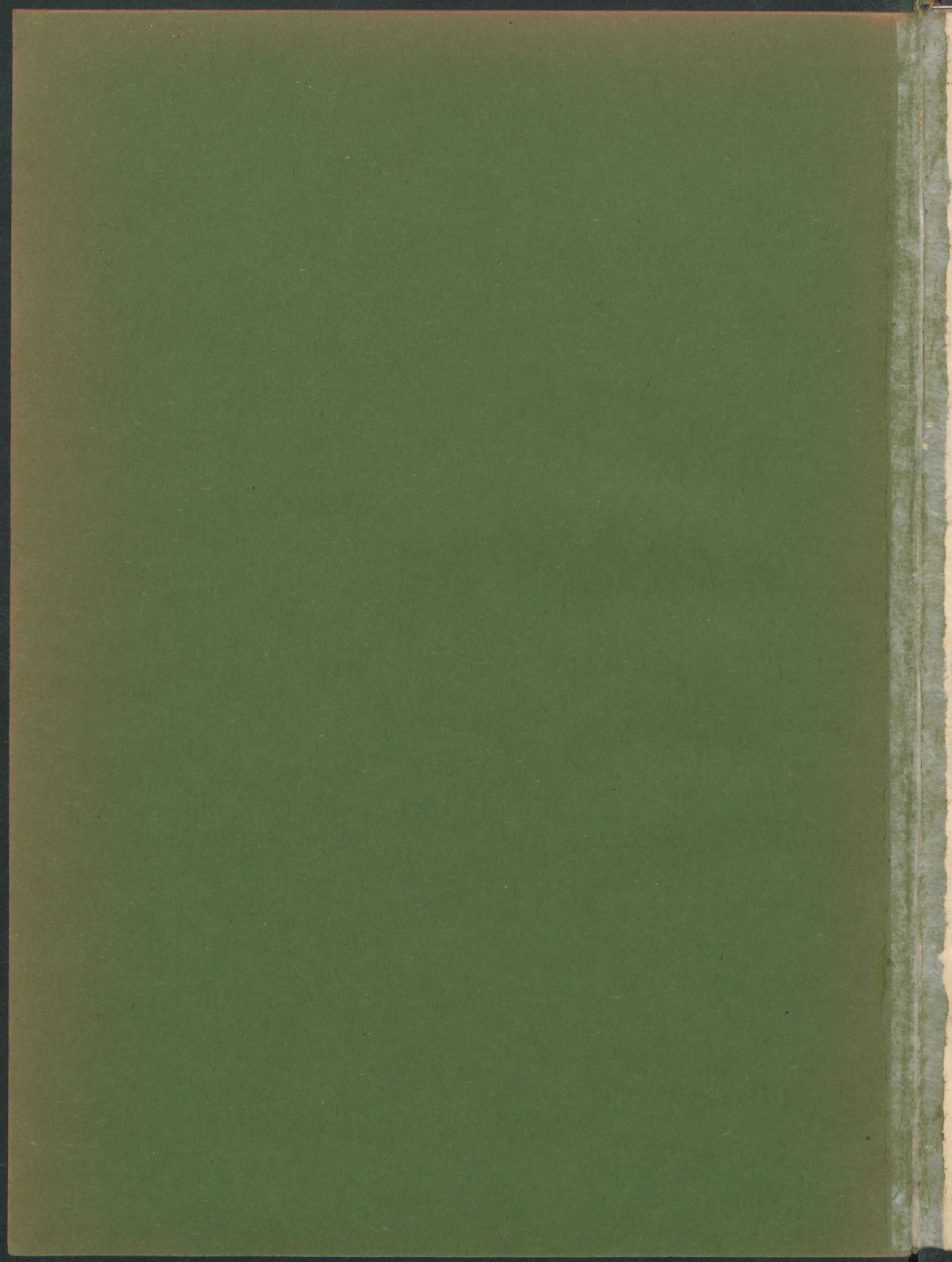
von

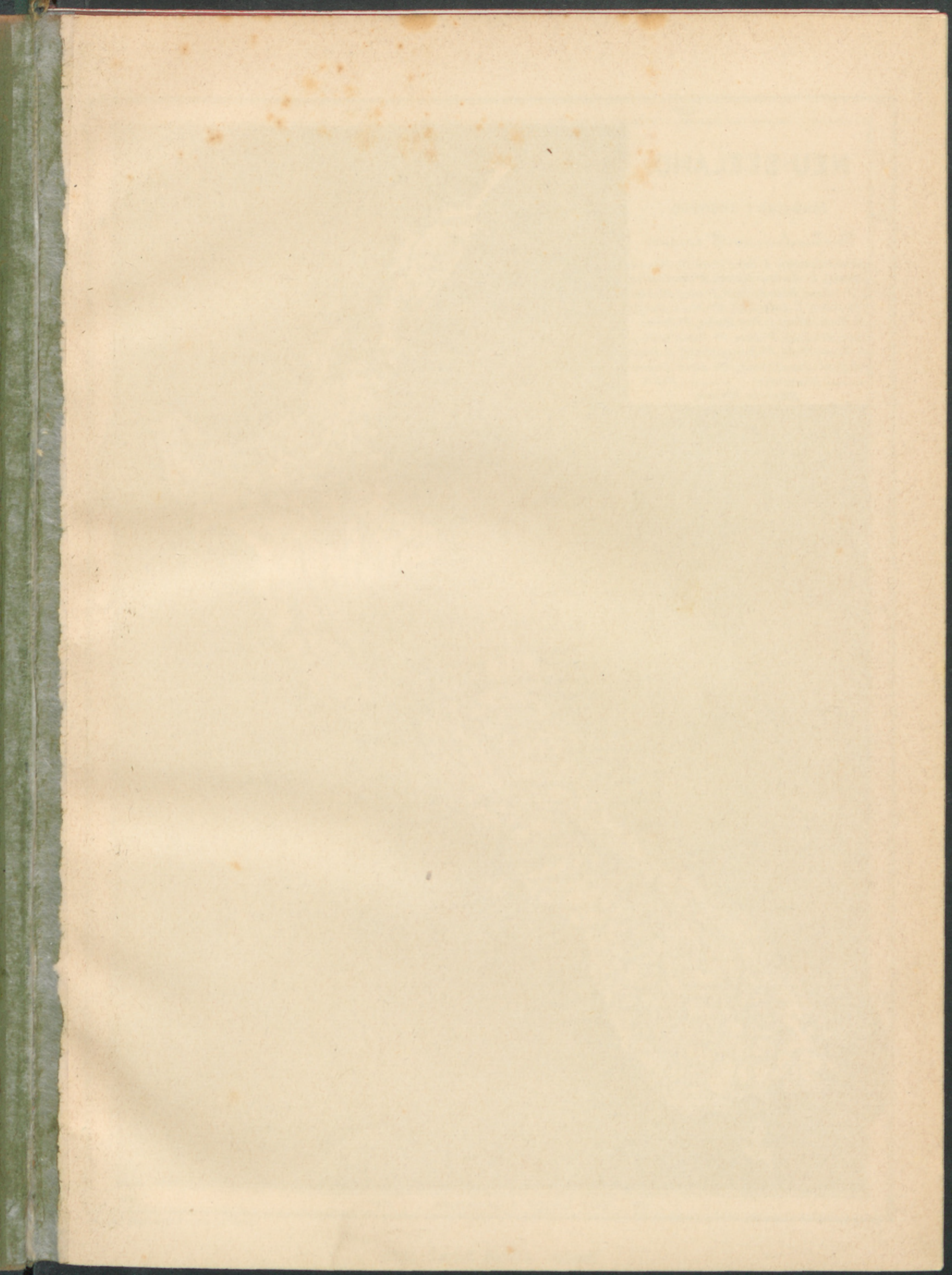
Dr. Max Herz

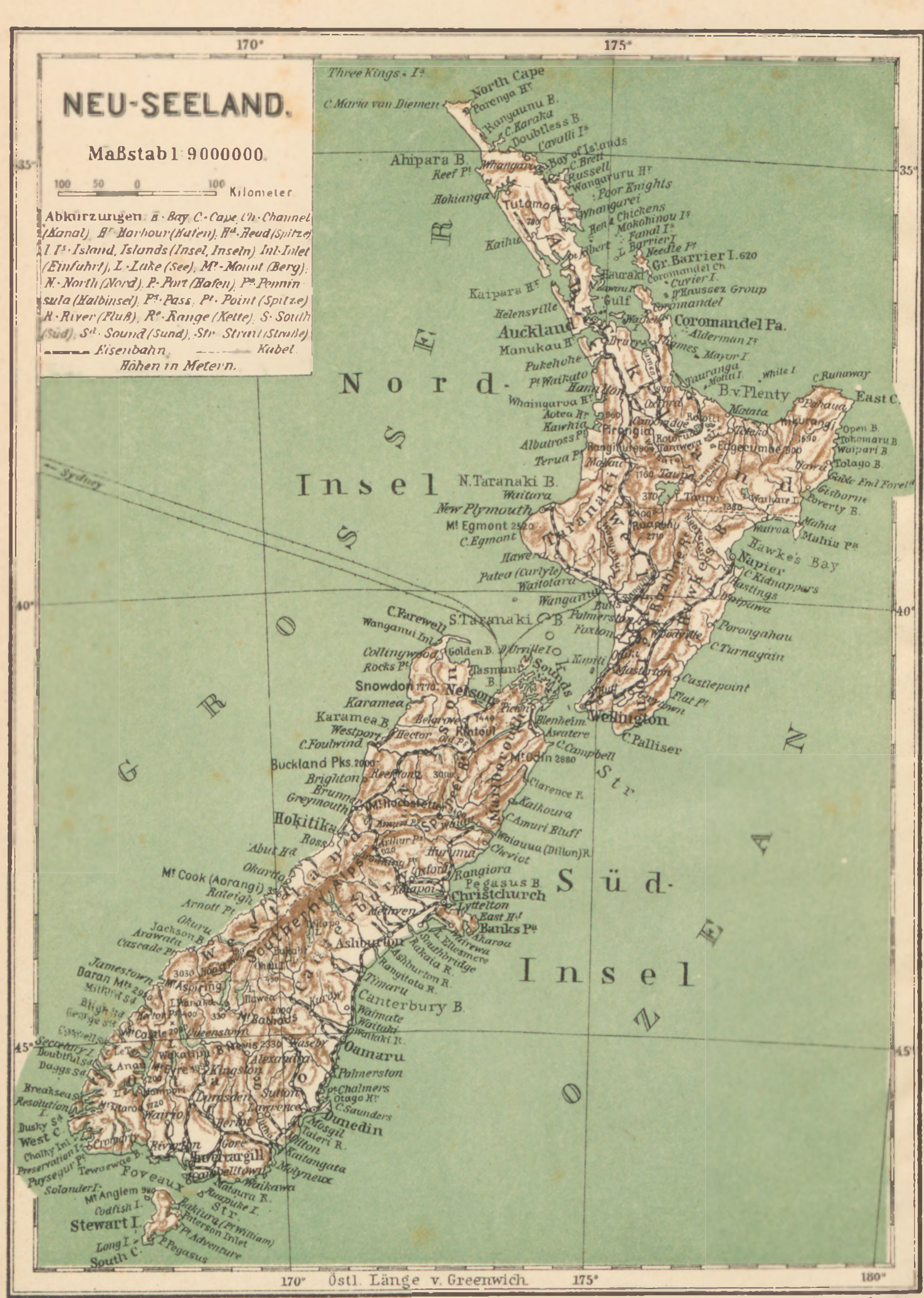






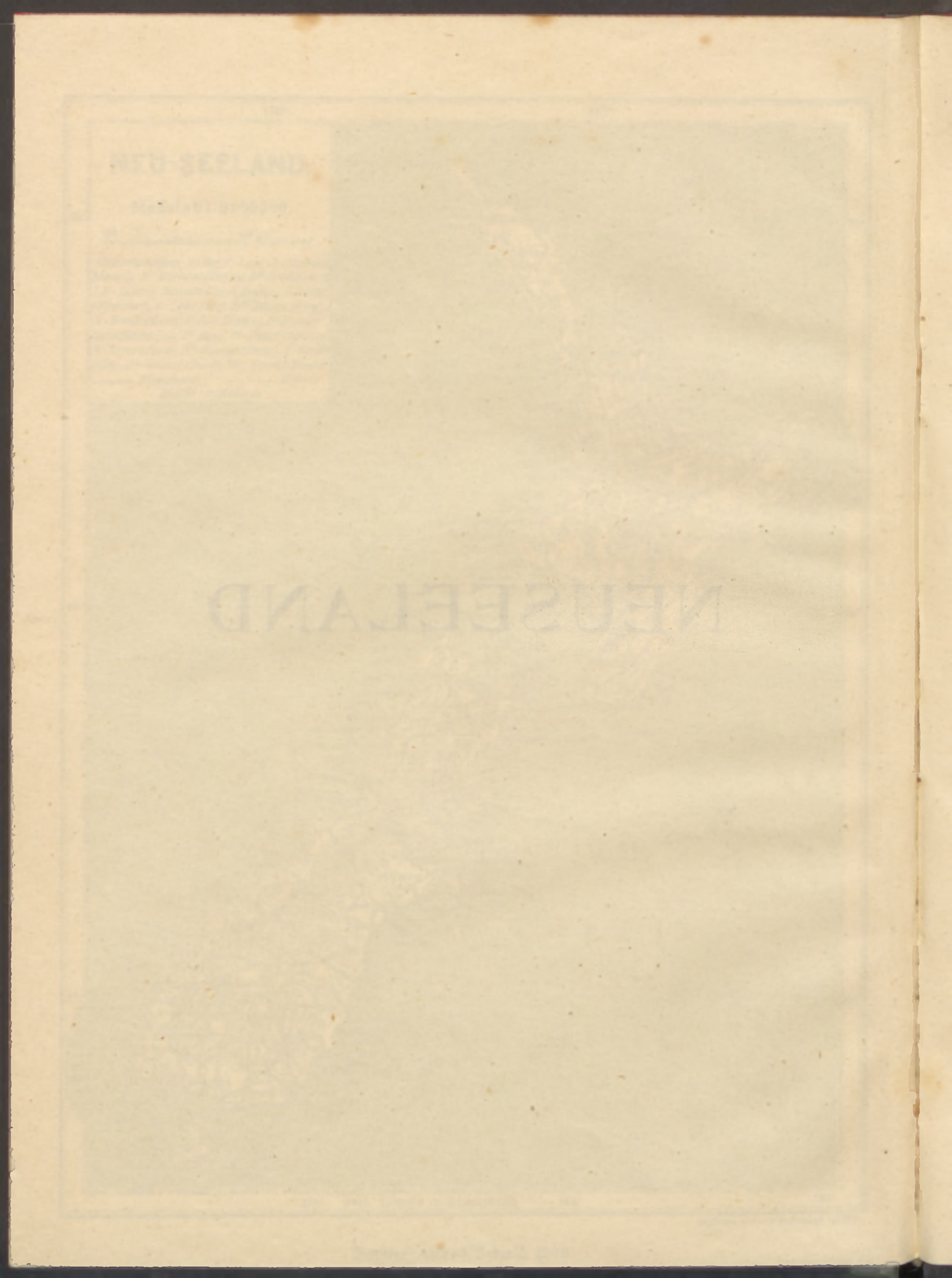






Berlin: Alfred Schall. 1909

NEUSEELAND



Das heutige Neuseeland

Land und Leute

Mit einer Karte und vielen Bildern nach Originalaufnahmen

von

Dr. med. Max Herz
(Auckland)



Berlin
Verlagsbuchhandlung Alfred Schall
Königl.' Preuss. u. Herzogl. Bayr. Hofbuchh.
Verein der Bücherfreunde.


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Meiner Frau

Vorwort.

Was man mir beim Abschiedsagen
Alles nicht hat aufgetragen!

Japanschirme, bunte Fächer,
Möbel, Bronzen für Gemächer,
Kleider, wundervoll gestickte,
Seifengötzen, halb verrückte,
Ganzsachen von jedem Staate,
Und womöglich Duplikate,
Briefmarken in ganzen Serien,
Cholera-, Lepra-, Pestbakterien.
Pflanzen, einen ganzen Stoss,
Mineralien, gross' und kleine,
Und ich kenne leider bloss
Gallen-, Blasen-, Nierensteine.
Buddhabilder, Silberkrücken,
Arthur will gar von den Mücken,
Die den Menschen schmählich stechen
Und von seinem Blute zechen.
Brückenechsen, Ei der Moa,
Schnabeltier, Constrictor boa,
Zebra, Elefant und Gnu,
Ceratodon und Kängeruh,
Bogen, Pfeile, Bumerang,
Krumm und grad' und kurz und lang.
Blut'ge Lanzen, spitze Speere,
Gürtel, Schnallen, Schiessgewehre,

Amulette, Mangofrucht,
Aufgespiesst und ausgesucht
Eine Sammlung Schmetterlinge,
Nasen-, Finger-, Ohrenringe,
Essbestecke, echten Tee,
Vasen aus Cloisonné,
Muschel, Porzellan und Perle,
Braune, schwarze, gelbe Kerle,
Tigerfelle, Maorihaus,
Federn auch vom Vogel Strauss,
Bajaderen, Lassoschlingen,
Ciselierte Degenklingen,
Bonzen, die getreu dem Brahma,
Autograph des Dalai Lama,
Geishas und chines'sche Drachen,
Und noch tausend andre Sachen . . .

Und nun komme ich und bringe etwas, das keiner verlangte. Erzähle, was ich hörte, sah und las; und erzähle es vielleicht schlecht. Nun werden die Auftraggeber mir wohl grob kommen und mich ihren Ärger fühlen lassen. Aber ich hoffe auf ihrer Sitten Freundlichkeit, mit der sie schon einen Teil der Berichte, der im Berliner Tageblatt erschien, aufnahmen. Und auf ihre Einsicht. Hoffe, dass sie mit mir glauben, dass das junge Kolonialvolk der Deutschen eigentlich nicht genug hören und lesen kann, wie unsere angelsächsischen Brüder ihr Besiedelungswerk vollzogen, wie es in einer englischen Kolonie aussieht. Daraus können wir lernen und Trost schöpfen, dass auch den Engländern die Kolonialtauben nicht gebraten in den Mund flogen, dass auch für sie, das Kolonialreich zu gründen, tantae molis erat.

Auckland (Neuseeland), Ostern 1908.

Dr. Max Herz.

Inhalt.

Das Land.

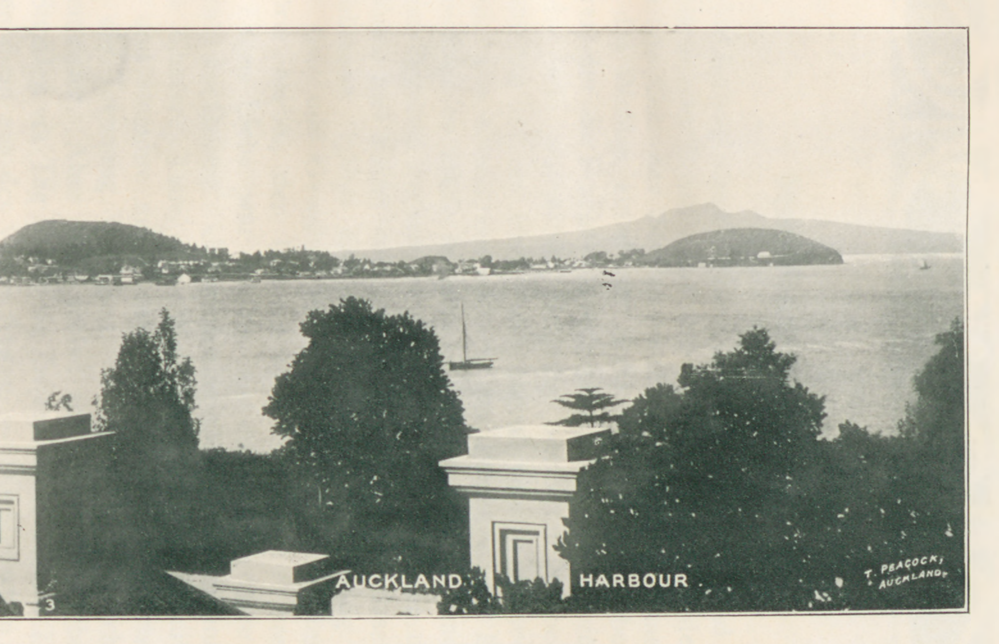
Das geographische Neuseeland:
Seine Entstehung
im Maorimythos,
im Lichte der Geologie.
Seine Lage und Gestalt.
Seine Flora und Fauna.
Sein Klima.
Seine Urbewohner, die Maori,
deren Wesen und Art,
deren Kunst.

Das staatliche Neuseeland:
Seine Geschichte von der Entdeckung bis zur Gründung des heutigen Staates.
Seine Verwaltung.
Seine innere Politik (Seddon).
Sein Handel.

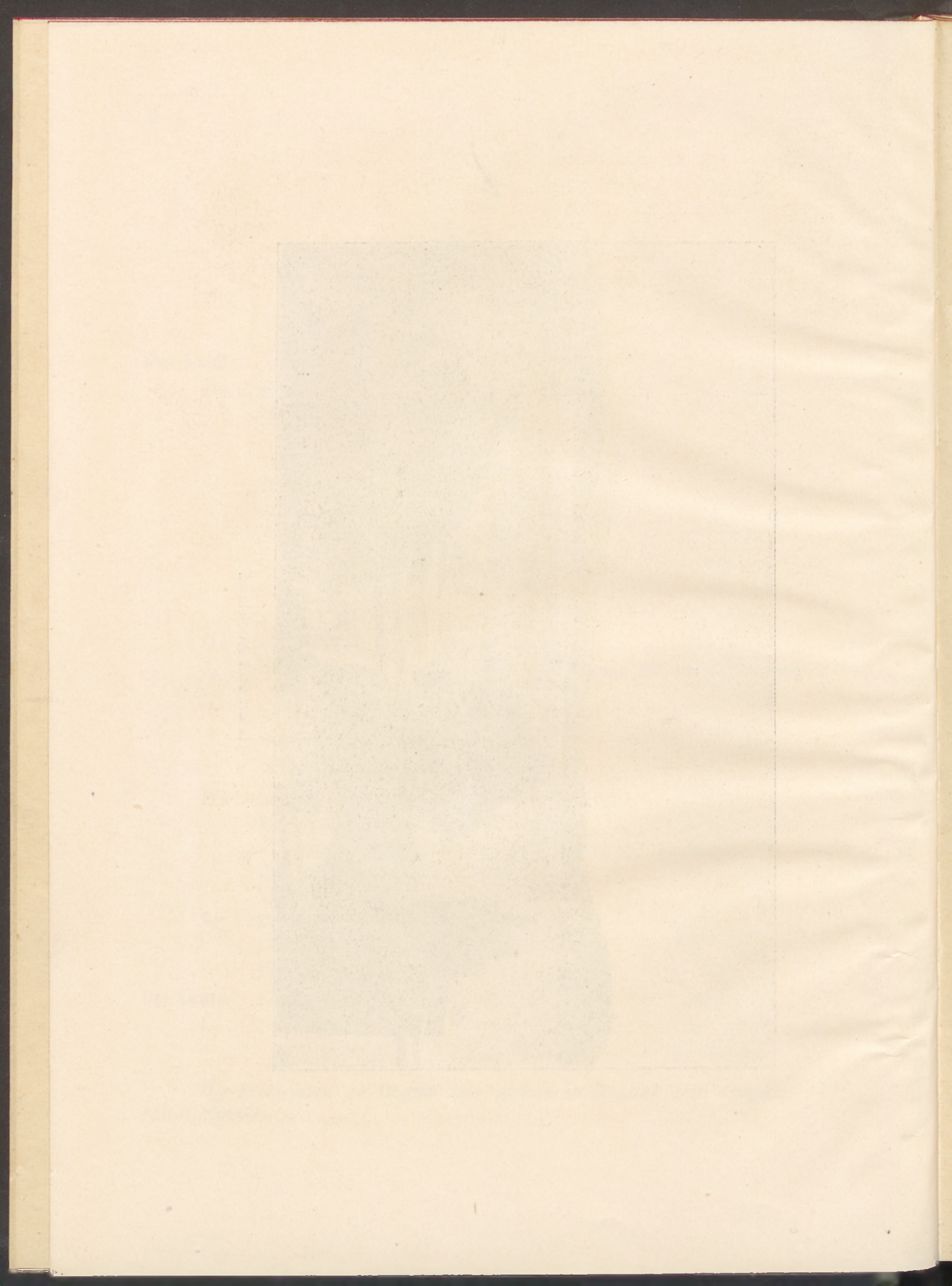
Das landschaftliche Neuseeland:
Die vier Städte
Dunedin, Christchurch, Wellington, Auckland.
Das Wunderland.
Westland.
Die Sounds.
Die südlichen Seen.
Die Alpen.

Die Leute.

Die Zierleisten zu Beginn der grösseren Kapitel sind Original-Maori-Muster.



Hafen von Auckland





Neuseelands Werden.

Im Anfang waren Himmel und Erde, Rangi und Papa, die Eltern alles Seins. Und ihre Kinder waren Tu, der rotumgürtete Gott des Streites und der Menschen, Tane, der Herr des Waldes, ein dritter Sohn, der der See gebot, ein anderer, der die Frucht des Ackers segnete und ein fünfter, der die wild wachsende Nahrung beschirmte. Aber der Himmel lag auf der Erde, und überall war es finster und dunkel. Die Kinder entwuchsen der Fürsorge der Eltern, und wurden es müde in schwarzer Nacht tappen und ihre Zeit im Schatten verbringen zu müssen. Verlangten darum von Vater und Mutter von einander zu lassen, auf dass Licht hereinbräche. „Von einander scheiden? Freiwillig nie!“ Dann also mit Gewalt. Mächtige Pfähle schleppten die Empörer herbei, den Himmel von der Erde zu trennen. Der Eltern Liebe war stärker als das. Wie dürre Äste knickten die Balken. Unbarmherzig aber waren die unnatürlichen Kinder. Tane, der Waldgott, stellte sich auf den Kopf und stemmte mit Füssen den Himmel aufwärts. So ward die Trennung vollzogen. Rangi und Papa schieden von einander. Aber nicht schied von ihnen die Liebe. In den Stunden vor Tag halten sie Zwiesprache. Heisse Tränen tropfen dann aus des Vaters Augen. — Die Menschen sagen dann: es hat getaut. Und tiefe Seufzer entsteigen klagend der Mutter Brust — und die Menschen heissen es Nebel.

Strafe aber traf die Verschwörer. Tanes Kinder, die Bäume, stehen bis in unsere Tage auf dem Kopfe, recken die Beine gen Himmel und bergen ihr Haar im Boden. Der Meergott stürzte sich in den Ozean, wo er und die Seinen als Fische leben. Der Schirmherr der Pflanzen warf verzweifelnd sich an der Mutter Brust. Wahre Liebe verzieh und gab ihm und seinen Sprossen Schutz in ihrem Schosse. Ein sechster Sohn, Tawhiri-Matea geheissen, der König der Winde und Stürme, hatte nichts gemein mit seinen Brüdern. In getreuer Sohnesliebe folgte er dem Vater. Und vom Himmel her suchte er nun die falschen Brüder in fürchterlichen Unwettern heim. Nur Tu, den Menschen, liessen alle zurück ohne Schutz und Beistand. Und so kam es, dass bis auf die heutige Stunde Wind und Wetter das Geschlecht des Tu, Tiki und seine Geschwister, überfallen, das Meer vor ihm aufpeitschen, sein Fahrzeug aufs Riff schleudern, seine Hütten niederreissen und seine Saat und seiner Hände Arbeit zerstören.

Viele Jahre später lebte Maui, ein Heros, dem Herkules nicht unähnlich. Aber von leichtsinnigerer Mischung. Ein Allerweltskerl, ein Schelm. Zu tollen Streichen aufgelegt, und immer bereit, philisterhaften Göttern und Menschen ein Schnippchen zu schlagen. Seine liebende Mama hatte ihn bald nach der Geburt ins Meer geworfen. Ein Fisch aber rettete ihn ans Land und schützte ihn vor der Ermordung durch wilde Vögel. In mancherlei Abenteuern machte später seine Tatenlust sich Luft. Er entdeckte, dass die Sonne nicht volle Arbeit tat, und nahm es auf sich, die Säumige zur Raison zu bringen. In der Nacht kroch er der Schlafenden näher, warf ihr einen Strick um die Hörner, würgte sie, bis sie aufheulte und schlug ihr mit dem Kinnbacken einer alten Tante gewaltige Löcher in den Kopf; zwang sie langsamer zu gehen und den Menschen einen längeren Tag zu geben. Der Feuergöttin, deren Fingernägeln Flammen entsprühten,

schmeichelte er fast ihren ganzen köstlichen Besitz ab, bis die Jungfrau verärgert über seine Possen Feuer an die Erde legte und ihn bald verbrannte, hätten seine Verwandten nicht Regen gesandt, den Brand zu löschen. Nur einige Bäume bewahrten das köstliche Element. So brachte Maui das Feuer auf die Erde in das Holz, aus dem es die Menschen herausholen. — Eines schönen Tages nun sass Maui auf einem Sterne und fischte im Ozean. Ein plötzlicher Ruck — Maui holte auf und landete an die Oberfläche die „Ika a Maui“, den Fisch des Maui: Neuseeland. — Lange jedoch sollte er sich des Fanges nicht freuen. Zu neuen Taten zog unser Held. Die Göttin der Nacht wollte er bezwingen. In Vogelgestalt brach er und seine Sippschaft auf. Die alte Dame fanden sie in tiefem Schlaf mit offenem Munde. Maui war schnell entschlossen hineinzuhüpfen, ihr den Lebensfaden abzubeissen; mahnte aber seine Kumpane recht ruhig zu bleiben. Es war aber solch komischer Anblick, Maui in den zahnlosen, schnarchenden Rachen kriechen zu sehen, dass die Gefährten in hellem Gelächter losplatzten. Das weckte die Alte, sie schloss den Mund und um Maui wars geschehen. So kam der Tod unter die lebenden Wesen. Mauis Fisch aber blieb an der Oberfläche, ein bleibendes Denkmal seiner Taten.

So malt sich in der Mythologie der Ur-Neuseeländer, der Maori, die Entstehungsgeschichte dieser Inseln. Weniger phantastisch vielleicht aber nicht weniger märchenhaft liest sich Neuseelands Werden in dem gigantischen Buche, das die Erdperioden in Jahrmillionen hier niedergeschrieben; dessen Runen durch verdienstvolle Arbeit vieler Forscher, Hutton, Gregory, Marshall, der Wiener Geologe Hochstetter, der deutsche Julius von Haast unter ihnen, auch gewöhnlichen Sterblichen lesbar geworden. —

. . . . Ein grauer Weltenmorgen. Dampfender Nebel und wallende Wolken. Land hebt sich aus den Wassern.

Farren, Schachtelhalme blühen — eine Zeit geht hin — und Alles taucht wieder in die See. Die Urwälder versteinern, mehrere tausend Fuss hoch legt die Schicht der Kreidezeit sich darüber.

Breite, tiefe See deckt sie. Jahrtausende rauschen hin.

Es ist Mitte der Secundärzeit. Langsam steigt ein neuer Continent ans Licht. Weit nach Westen erstreckt er sich, nach Tasmanien und Australien, stösst vielleicht an den antarktischen Continent — Neuseeland ist seine Küste. Bergriesen entbinden sich dem Schoss der Erde, Vulkane speien in dumpfer Kanonade ungeheure Lava auf das junge Land. Im Winde rascheln die Farnwälder.

In ihnen aber bleibt es ruhig. Keines Männchen Ruf lockt das Weibchen, kein Tier schleicht auf Beute, kein Gebrüll, kein Knacken der Zweige. — —

Der Continent sinkt ein in das tiefe Meer, der Küstenstrich aber bleibt und zwischen Australien und Neuseeland rollt die Tasmansee.

Wir sind auf dauerndem Boden. Nie mehr seit dieser Zeit ist Neuseeland ganz versunken. Ein fester Kern ist geblieben und hat der Jahrtausende Stürme überdauert.

Aber noch gährt es fort. Neues Land wird geboren. Nach Neu-Guinea, Neu-Kaledonien schlägt sich eine Brücke, der südpacifische Continent entsteht, sein südlicher Ausläufer ist Neuseeland.

Pflanzen wandern ein vom warmen Norden und niedere Tiere — Schnecken, Insekten, Würmer, Eidechsen. Der groteske Ichthyosaurus durchfurcht die Wasser. — —

Es naht die Tertiärzeit. Noch ist Ruhe nicht über das Land gekommen. Die See tost auf in vulkanischem Aufruhr — — und als die Wasser sich verlaufen, breiten sich die Farrenwälder der Urzeit an tausend Meter über dem Meeresspiegel als mächtige Steinkohlenfelder (und liegen noch heute so an der Westküste der Südinsel).

Langsam sinkt das Land im Norden unter, die Verbindung mit den Südseeinseln geht verloren — neues Land aber hebt sich im Osten, das bis nach Südamerika hinüberreicht. In hellen Scharen rücken neue Tierkolonnen an — die Landvögel unter ihnen. Pflanzensamen weht ein günstiger Wind herüber -- der Grundstock zur heutigen Fauna und Flora ward damals gelegt. —

Die Frühzeit des Tertiärs sieht ein erneutes Sinken. Diesmal geht es tiefer hinab als vordem. Weite Strecken tauchen ein, nur die früheren Höhen und Spitzen ragen als Inseln aus dem Wasser. Das Land ist in kleine Eilande gesprengt. In die alten Täler geht ein dichter Regen von Gehäusen niederster Tiere, der sie mit Kalk füllt. — —

Weiter rückt die Zeit.

Auf den Niedergang folgt der Anstieg. So tief es vordem gesunken, so hoch erhebt sich das Land von neuem. In gewaltige Höhen. Wohl tausend Meter höher als es heute liegt.

Ist es dieses Wachsen in kältere Zonen? Ist es eine Abweichung der Erdachse? Auch über Neuseeland bricht die Eiszeit herein. Die Bergkuppen bedecken sich mit gewaltigen, glitzernden Hauben, Eispranken hunderte von Kilometern lang, schieben sich herunter. Gewaltige Ströme stürzen zu Tal, nagen sich tiefe Schluchten, reissen massenhaftes Geröll mit sich.

Über dem bricht die Quartärzeit an. Und abermals sinkt das Land. Ein breites Tal inmitten der Insel taucht ein, fortan trennt die Cook-Strasse Nord- und Südinsel. Die Gletscherränder umstreicht ein wärmerer Wind, breite Strecken schmelzen ab — Vulkane brechen auf der Nordinsel los. — —

Das Sinken endet und aber beginnt eine Zeit des Hebens — und in der Periode steht Neuseeland noch heute. Langsam steigt die Südinsel aus der See — in gewaltigen

Erdbeben hob sich am 23. Januar 1855 die Nachbarschaft der Hauptstadt Wellington (Nordinsel) um etwa zweieinhalb Meter, sank dann wieder um eines, so dass das Land um anderthalb Meter wuchs. — —

Endlich war Neuseeland „fertig“, hatte es seine heutige Gestalt.

Geographie.

Einem zerrissenen Stiefel gleich liegt es zwischen dem 34. und 48. Grade südlicher Breite. Der 175. Greenwich-Grad östlicher Länge geht mitten durch den Riss der Cook-Strasse. So liegt die Süd-Insel („der Stiefelschaft“) westlich, das Nordeiland („der Schuh“) östlich von ihm. Offiziell zählt man 3 Inseln; dann rechnet man das kleine, durch die Foveaux-Strasse vom „South-Island“ getrennte Stewart-Island hinzu. — Man hat dann sogar ein „Zugband“ am Stiefel. Im allgemeinen verläuft das Land von Nordosten nach Südwesten. Nur der nördlichste Teil des North-Island (die Sohle unseres Stiefels) biegt nach Norden hin ab. Die Durchschnittsbreite des Landes beträgt kaum mehr als 450 km — die Sohle misst knapp 90 km. Tausend und mehr Faden tief umgürtet die Inseln der Ozean; den westlichen Strand wäscht die Tasman-See — den Rest bespült der Südpacific. Würde man mit gewaltigen Stangen das Nord- und Südende abstecken, und noch in der Mitte, an der Cook-Strasse, etwa da wo heute die Hauptstadt Wellington liegt, einen Riesenpfahl durchtreiben so, dass alle drei durch der Erde Mittelpunkt gingen und auf der anderen Seite wieder zu Tage träten: im traulichen Batzenhäusl zu Bozen würde da wohl manch einer einen Augenblick ablassen vom köstlichen Magdalener und staunend auf das seltsame Gewächs blicken; in Marokko sähen alle Araber verdutzt darein ob des merkwürdigen Ungetümes, das dem Boden entstiege, und vergässen aller Revolten und Konferenzen; der Pfahl von

Wellington würde einsam im Mittelmeere ragen, vielleicht, dass man von Minorka aus seine Spitze sichten könnte.

Und manchem, den humanistische Bildung nicht Freund der Geographie werden liess, ginge ein Licht auf über die Länge dieser Doppelinsel, die man sich daheim so klein oder als Anhängsel von Australien vorstellt, von dem es doch mehr als tausend Seemeilen tiefen Meeres trennen.

Die Küstenlinie ist einfach; namentlich auf der Südinsel. Ihr Weststrand, den die Provinz Westland einnimmt, verläuft in flachem Bogen. Die südliche Ecke ist in zahlreiche Fjorde zerrissen. Am Kap Providence knickt die Linie in fast rechtem Winkel nach Osten ab, um bald ebenso scharf wieder nördlich zu verlaufen. Die kleine Otago-Landzunge, die grössere Banks-Peninsula nur unterbrechen hier ihren graden Verlauf. Die Provinzen Otago (im Süden), Canterbury (nördlich) teilen sich in den Besitz dieser Küste. Am Kap Campbell biegt die Grade nach NW ab und bildet, in wenige Sunde gegliedert, die südliche Begrenzung der Cook-Strasse. Hier liegt die Provinz Malborough and Nelson. Die Südinsel zeigt somit die Figur eines fast regelmässigen Rechtecks. Dreieckig ist die Nordinsel. Die Basis liegt im Osten vom Kap Palliser bis zum Eastcape. Die grosse Hawke's Bay in der Provinz gleichen Namens, der flachere Bogen der Poverty-Bay biegen die Grade landeinwärts. Die zweite Seite unseres Dreiecks läuft nach NW. Das Land zwischen East- und Runaway-Cape ist der Absatz des Neuseeländer Schuhes. Die Bay of Plenty die Wölbung. Dann kommt die Sohle. Die ist nun schmählich zerrissen. Das grösste Loch ist der Hauraki-Golf, in dem Auckland, die Stadt der Provinz gleichen Namens, wohl geborgen ist. Die Bay of Islands ist ein anderer Riss und noch mehrere kleinere finden sich auf dem Wege zum Nordkap. Bis zum Kap Maria van Diemen geht die Sohle. Aber, ach, auch das Oberleder wäre der Reparatur dringend bedürftig; der Hokianga-, der

Kaiparahafen haben mächtige Lücken gerissen. Dann aber wirds besser. In sanftem Bogen verläuft die Linie südlich zum Kap Terawkiti. In ihrer Mitte springt kühn der Sporn des Mount Egmont vor und teilt die Küstenwasser in eine Nord- und Süd-Taranahi-Bucht. Taranaki heisst auch der Landesteil. Die südliche Ecke von Cape Terawhiti bis zum Palliser Kap mit dem weiten Hinterland bis nach Taranaki und Hawke's Bay bilden die Provinz Wellington.

Die Einteilung in Provinzen entspricht den einzelnen Niederlassungen der Kolonisten. Der geograpische Charakter des Landes brachte es mit sich, dass diese Ansiedelungen lange isoliert und selbständig blieben. Einem Zusammenschluss standen die geopraphischen Schlagbäume entgegen: hohe, unwegsame Gebirge, die Alter, Sturm, Regen, Flüsse noch wenig benagt und zum Wegbau geeignet gemacht hatten — und Ströme, die voll Wildheit von den Höhen schossen, über Felsenwände tosend stürzten, und noch kein tiefes, ruhiges schiffbares Bett sich gegraben.

Neuseeland, so teilt Prof. J. W. Gregory ein, nennt vier verschiedene Gebirgsysteme aus drei Zeitaltern sein eigen. Das Rückgrat der Südinsel sind die Southern Alps, aus kontinentalem Gestein, namentlich Schiefer gebaut. Sie verlaufen in der Hauptrichtung der Insel, mehr an die Westküste herangerückt. Ihr südliches Ende ist aufgefasert in die steilen Höhen der Fjorde und südlichen Seen. Fest gefügt steht das Mittelstück mit dem höchsten Berge Neuseelands dem Mt. Cook (3705 m); verbreitert wieder ist das Nordende, das jäh an der Cook-Strait abbricht.

Im Westen ist ihr die schmale Ebene von Westland vorgelagert, die ihr Entstehen den Ablagerungen ihrer gletschergespeisten Flüsse verdankt, unter denen Buller-, Grey-, Teremakau- und Hokitika-River die bedeutenderen sind. Vor dem östlichen Fusse der Alpen liegt die weite, weite, fruchtbare Ebene von Canterbury, die sich langsam

zum Pacific senkt. Auch sie wurde durch die Arbeit ihrer Flüsse. Ungeheures Geröll, mächtige Schlammassen haben die Waimakariri-, Selwyn-, Rakaia-, die Ashburton-, Rangitata-, Waitaki- und andre kleinere Flüsse zu Tal gebracht. Ihre Betten sind noch heute ein meilenweites Geröllfeld, in dem die Wasseradern oft ihren Lauf verändern, Flussbilder, die dieser Ebene ein eigenes Gesicht geben.

Da die Southern Alps an der Cook-Strait so jäh abschneiden, erwartet man eigentlich auf der Nordinsel ihre Fortsetzung. Man findet aber nichts dergleichen. Dort, wo sie sein sollten, breitet sich eine flache Schicht uralten Gesteins aus der frühen Quartärzeit, das Becken um Wanganui bildend. Nach Norden zu folgt die vulkanische Region am See Taupo und Rotorua mit ihren kochenden Wassern und spitzenden Geysern. Die Alpen dehnten sich wohl dereinst bis in die Nordinsel; dann senkten sie sich tief hinab, und es ist Professor Suess' Ansicht, dass dies Senken die Ursache des vulkanischen Ausbruches wurde.

Das Wanganuibecken durchziehen die wasserreichen und zum Teil schiffbaren Patea, Wanganui, Wangaehu, Turakina, Manawatu Flüsse und andre mehr. Der Hauptstrom des vulkanischen Gebietes ist der Waikato, der, am Vulkane Ruapehu entspringend, einen grossen Bogen läuft, an 400 km lang durch Seen, tiefe Schluchten und fruchtbare Ebenen, um endlich müde über Sandbänke in die Tasmansee zu münden.

Das zweite Bergsystem hat mit den Alpen gleiche Verlaufsrichtung. Nur ist es der Ostküste näher gerückt. Im Norden der Canterbury-Ebene steigen diese Höhenzüge in den Kaikoura Ranges an, in Doppelreihen durchziehen sie Marlborough und brechen an der Cookstrasse scharf ab. Jenseits des Kanals in der südöstlichen Ecke der Nordinsel erstehen sie wieder auf, und ziehen nun mit der Ostküste nach Norden als Rimutaka-, Ruahine-, Huiakau-, Raukumara-

Ketten und enden erst am Meere zwischen East- und Runaway Kap.

Zahlreiche Flüsse gehen von diesem Bergzuge zu Tale. Auf der Südinsel münden Clarence- und Wairauriver in den Pacific. Nach beiden Seiten wandern sie auf der Nordinsel; ein Teil mündet in die Süd-Taranakibucht, ein anderer in den östlichen Pacific, ein dritter endet in der Bay of Plenty.

Ein drittes System von Bergen ist uralt. Seine Richtung ist von NW nach SO, steht also fast senkrecht auf der Linie der anderen. Nur in wenigen Bergketten ist seine Spur erhalten. Eine liegt hoch im Norden. Die Ablenkung der Küste im Norden (unserer „Sohle") verdankt diesen Höhen ihre Entstehung. Eine andere im Süden, im seenreichen Gebiete von Otago, mit gleichem Verlaufe von NW nach SO. Lange Flüsse, der Aparima, Oreti, Mataura und Clutha River haben sich hier ihre Betten gegraben, deren Richtung ihnen von dem uralten System vorgezeichnet war.

Bleiben uns noch als vierte Art von Bergen die Vulkane. Gregory teilt sie ein in landeinwärts gelegene und solche an der Küstenlinie. Unter letzteren steht voran der schneebedeckte Mt.-Egmont mit seinem wohl erhaltenen Krater, dem aber keine Lava, kein Schwefelbrodem mehr entsteigen. Auf der Südinsel sind es die Banks- und Otago-Peninsula, die Vulkans-Arbeit aufgetürmt.

Die landeinwärts gelegenen Vulkane finden sich in Massen im Becken am See Taupo bis zur Bay of Plenty. Am See liegen die drei Ruapehu, Ngauruhoe und Tongariro. Hinaufgetürmt bis in die Region ewigen Schnees und Eises. Alle noch tätig. Den verstümmelten Conus des Ruapehu bedeckt ein Eisfeld. In dessen Mitte ein See, 180 Meter im Durchmesser, mit heissem, kochendem Wasser, in das die Eisblöcke stürzen, in dem sie langsam schmelzen. In ihrem Umkreise ungezählte erloschene Vulkane, Pihanga, Tauhara, Edgecumbe, Katapuku, Pirongia, Keriori u. a. m. Nach Norden folgt die



Der Vulkan Ngauruhoe auf Neuseeland.

(Phot. Government Printer, New Zealand.)

Der regelmäßige Stratovulkan, 2291 m hoch, ist, wie die gewaltige Rauch- und Dampfwolke erkennen läßt, noch sehr lebhaft tätig. Findet ein starker Ausbruch statt, dann schmilzt die Schneehaube und große Mengen Schlamm fließen in Rinnen an den regelmäßig geformten Abhängen des Vulkankegels herab.

Ketten und

G
a
b
d
A
di

Ma
Ar
Hi
All
ein
me
stü
ung
Kat

Geysergegend um Rotorua, mit Ngongotaha, Howhoro u. a., alle erloschen — mit Tarawera, der 1886 nach Jahrhunderte langem Schlafe plötzlich erwachte, Seen und Sinterterrassen in die Luft sprengte. Weiter nördlich ist der Isthmus bei Auckland besät mit vulkanischen Kegeln. Bis zum White Island in der Bay of Plenty reicht dieser heisse Boden.

Flora.

Dichtester Busch und Urwald deckte das Land. Himmelhoch strebte in den nördlichsten Wäldern die säulenschlanke Kaurifichte (Dammara australis), deren goldig helles Harz in dicken Klumpen zu Boden tropfte. Weit breitete die einzige Palme Neuseelands, die Nikau, ihre Wedel, köstliche Schirme webten die Baumfarne. Hohe Koniferen wuchsen neben ihnen: Rimu (Dacrydium cupressinum), Totara (Podocarpus Totara) White-Pine (Podocarpus dacrydiodes) u. a. m. Im Winde raschelte das buschige, langblättrige Haupt der Cordolyne australis, des „Cabbage Tree“, undurchdringlich dicht grünten und blühten am Boden Sträucher und Farne-Lianen schwangen sich von Ast zu Ast, dicht und dick stand und steht das Dschungel, der „Busch“; keine trockene Aufzählung wird ihm gerecht, nur ein Besuch lehrt ihn kennen und lieben; davon später.

Nur wenige Flecken waren frei vom Walde. In sumpfigen Gründen, an Flüssen breitete Neuseelands Flachs (Phormium tenax) seine langen, schmalen, dicken Blätter. Auf dem heissen Boden der Vulkane stand Farngestrüpp, weiss und rosa blühende Manukabüsche; alles andere Leben hatten Aschenregen vernichtet. Öd und leer waren auch die Canterbury Plains, die hohen Alpen in ihrem Rücken liessen nur wenige Regenwolken hinüber und nur Grassgestrüpp, Tussock, wuchs hier; dafür gedieh der Busch an der Westküste umso dichter. Die Flora Neuseelands war ganz verschieden von der Australiens, hier gabs keine Eucalypten, keine Acazien

(Wattle). Zwei Drittel aller hiesigen Pflanzenarten, unter ihnen der Flachs, sind Neuseeland ur- und eigentümlich, wiewohl es anderswo verwandte Familien gibt, namentlich — das ist bemerkenswert — auf dem Malayischen Archipel, in Südamerika und der antarktischen Region.

Fauna.

Die Eigenart der Flora überbietet eine einzig geartete Entwicklung der Fauna. Ehe Menschen diesen Boden betraten, und mit ihnen die Haustiere, war das Land ein fast unbestrittenes Reich der Vögel. Eine glückliche Familie wars. Zwei Fledermausarten nur vertraten die Landsäuger, keine wilden Vierfüssler gabs, keine Kängeruh, keine Schlangen wie im nahen Australien, keine Schnabeltiere, keine Molchfische. Kein fremder Feind stellte dem Federvolk nach, und ungestört konnte es sich entwickeln. Dies Schlaraffenleben machte aber manche dick, dumm, faul und gefrässig. Gemächlich spazierten Moa, Kiwi, Takahe, Weka umher; keiner jagte, belästigte sie. Was brauchten sie da viel zu fliegen? Ihre Nahrung fanden sie ja am Boden, brauchten nicht wie die anderen von Ast zu Ast zu hüpfen, Beeren zu pflücken, Insekten zu fangen. Wozu also fliegen? Unnötige Arbeit das, Kraftvergeudung. Sie verlernten es ganz. Gebrauchten ihre Flügel nicht. Und die unbenutzten Schwingen schrumpften ein. Der Moa schwanden sie ganz. Spurlos, ohne den kleinsten Rest, das geringste Zeichen eines Gelenkansatzes zu lassen. Herrlich und in Freuden lebte sichs — aber, ach! Es kann ja nicht immer so bleiben unter dem wechselnden Mond! Die Faulheit rächte sich. Der Mensch, andere Tiere kamen, die nichts wussten von Pharao — und zu Grabe gings. Die Moa verschwand völlig. Von Tahake fing man vier (einer ist im Zwinger zu Dresden). Der Kiwi ist recht selten geworden.

Von der Moa (Dinornis) wurden und werden noch Knochen ausgegraben, deren Zusammensetzung ein Ungeheuer ergibt. Einen Vogel mit mannshohen, dreizehigen Elefantenbeinen, 3, 4, 5 Meter gross! Sein Anblick muss abscheulich gewesen sein. Auf baumdicken Beinen ein ballonartiger Körper, ein Giraffenhals, darauf ein winziger Kopf. Über und über mit haargleichen Federn bedeckt. Der Wald muss gebebt haben unter ihrem Trab. Die Ureinwohner sahen das Scheusal noch, ihnen wars im fleischarmen Lande erwünschte Jagdbeute. Als die Weissen die Inseln entdeckten, war die letzte Moa längst aufgegessen. Nur ihre Knochen, ihre verhältnismässig kleinen Eier (Strausseigrösse) ihre Kropfsteine sind auf unsere Tage gekommen.



Kiwi

Ein gnädigeres Geschick traf ihren kleineren Vetter, den Kiwi, Aptryx, von dem noch 4, 5 Arten leben. Das ist nun so ein rechter Strolch. Das Gewand zerlumpt, aus schmutzfarbenen Haarfedern, ohne Schwanz, die Flügel ganz

rudimentär, nicht sichtbar, mit einem langen dünnen Schnabel. Den lieben Gottestag verschläft er, und erst Nachts, wenn alles ehrbare Vogelvolk in den Federn liegt, zieht er los auf Beute. Auf die Augen kann er sich da nicht verlassen, die sind zu klein und schwach, aber einen feinen Geruch, ein brillantes Gehör hat der Kerl, nicht umsonst hat er seine Nasenlöcher am Schnabelende. Er ist ein Strauss von der Höhe eines Huhnes. Nur sein Ei erinnert durch seine Masse (10 : 5 cm) an entschwundene Tage der Grösse.

Besser noch als ihm gings der Weka (Ocydromos), dem Wald- oder Maorihuhn. Die hat sich aber regelrecht durchgefochten. Ein rechter Raufbold ist das. An ihren Flügelresten trägt sie scharfe Krallen, mit der sie eklige Hiebe und Ohrfeigen austeilen kann. In ihrem braunroten, schwarzgestreiften Kleidchen sieht sie so unschuldig, so sänftiglich einen an, als könne sie kein Wässerchen trüben; kein Engel ist so rein, und dabei hat sie's faustdick hinter den Ohren, knüppeldick. Stiehlt wie ein Alter. Alles, was sie kriegen kann. Von Enten-, Hühnereiern bis zu silbernen Löffeln und Taschenuhren. Hat die reine Diebsucht, Kleptomanie. Neugierig ist sie wie ein Staatsanwalt. Alles beschnuppert, befühlt, begafft sie. Aber wo Schatten ist, leuchtets auch. Das Kerlchen hat auch seine guten Seiten. Frist Insekten, Larven, Würmer mit Heisshunger und hält manchen Acker rein vom Ungeziefer. Das wären die interessanteren Gesellen unter dem gefiederten Volk; einigen werden wir noch auf unseren Wanderungen begegnen — wer sie alle kennen will, schlage des jüngst verstorbenen Sir Buller's Werk: „Birds of New Zealand“ auf.

Wir aber füllen jetzt unsere Seele mit Reverenz, Ehrerbietung und Respekt. Denn es naht der Aristokrat der Tierwelt. Die Brückenechse, Sphenodon (Hatteria) punctata, die Tuatara der Maori. Uralten Adels letzter Spross, aus der Zeit vor Entstehung der Vögel, bevor die Archaeopteryx

ihren ersten Flug unternahm. Seine nächsten Verwandten liegen im Gestein der Jurazeit begraben, seit Jahrmillionen gestorben, die hohen Vettern aus dem Geschlechte derer von Homoeo-, Rhyncho-, Plesio-, Ichthyosaurus. Sphenodon ist einer Eidechse gleich, 25—30 cm lang, trägt grünlich-gelb gefleckten Anzug mit Schuppen und Knötchen bedeckt. Ein Stachelgrat läuft vom Scheitel bis zur Schwanzspitze. Ein kleines Schnäuzchen überdeckt eine Doppelreihe scharfer Zähnchen im Oberkiefer. Zwei dunkle Augen sehen Weisheit voll in die Welt. Brust und Bauch ruhen auf der Erde. Vier niedliche, fünfzehige Extremitäten mit kleinen Schwimmhäuten versehen, bewegen es langsam vorwärts, oder rudern es munter durchs Wasser. Sein Adelsbrief aber ist seine Anatomie. Gestalt und Entwicklung von Brustbein und Rippen bringen es Schildkröten und Vögeln gleich nahe. Im Scheitel, innerhalb des Schädels ist ein entwickeltes, mit Nerv versorgtes drittes Auge, dessen Rest homo sapiens in der Zirbeldrüse noch trägt. Sein Schloss ist eine Höhle in der Erde, selbst gegraben oder nach Raubritterart usurpiert. Des öfteren hat es Sturmvögel als Aftermieter. Meist vertragen sich beide, hier und da gibts auch einen Krakehl, bei dem die Zähnchen flink und scharf zupacken. Auf seiner Tafel sieht es am liebsten Fleisch, Schnecken, junge Vögel. Die derben Eier legt Frau Mama in eine kleine Höhle, die gehörig mit Erde bedeckt und möglichst unkenntlich gemacht wird. Elf Monate braucht der Nachwuchs um auszukriechen. Einst beherrschte dieser Tierälteste das ganze Land, wie es seinem Adel und Alter zukam. Aber die Zeit ward demokratischer. Cook liess 1773 drei Schweine los, die sich schnell vermehrten, und diese Plebejer im Bunde mit den Burgeois Katze und Hund gingen dem Adel zu Leibe. Auf wenige Inseln hat die Tuatara sich zurückgezogen, und mit anderen alten Tieren ist sie dort gesetzlich vor Mord und Totschlag geschützt.

Ein paar Worte noch über zwei Tiere, die zwar nicht Neuseeland allein eigen sind, die aber hier in guten Exemplaren vertreten sind.

Da ist einmal die Paryphanta busbyi. Eine faustgrosse Schnecke in schönem, braunem Spiralgehäuse, die haselnussgrosse, kalkschalige, ovale Eier legt.

Zum anderen der Vegetable Caterpillar: der Raupenfungus. Lebt da in aller Ruhe eine Raupe, die die Zeit nahefühlt sich zur Puppe einzuspinnen, um einer Motte (Porina enysii) Leben zu schenken. Da sind nun auch Sporen eines parasitären Fungus (Cordiceps robertsii). Die fallen über die einschlafende Raupe her, kriechen ihr durch Mund oder Poren in den Leib und machen sichs gemütlich, als wären sie zu Hause. Leben von dem tierischen Gewebe und setzen es in vegetabilisches um. Wachsen und gedeihen, breiten ihre Hyphen aus, verdrängen nach und nach das ganze Eingeweide und ersetzens mit ihrem Mycelium. Nur die äussere Haut bleibt. Aus dem Munde (seltener aus dem Nacken) heraus treibt der lange Appendix, setzt Sporen an und das Spiel beginnt von neuem.

Des Menschen Ankunft veränderte das Tierbild bald, wie sie der Flora durch Einführung europäischer Blumen, Gräser, Bäume (Weide, Cypresse, Eucalyptus u. a. m.) ein neues Gesicht gegeben. Der Maori brachte Hund und Ratte, der Weisse seine Haustiere, Rindvieh, Schafe, Fasanen, Rehe, die importierten Gemüse brachten Raupen und Insekten, die sich so schnell vermehrten, dass man Vögel zu ihrer Vernichtung herbrachte, unter ihnen auch den Frechdachs: den Spatz, der nun selbst eine Landplage geworden. Praktische Gründe diktierten auch die Einführung der Honigbiene, die der Verbreitung des roten Klees bald aufhalf. Auch das wilde Kaninchen holte man her und wünscht heute knirschend, dass man es doch nie getan. Es ist eine Landpest geworden. Sentimentale Regungen brachten Lerche, Amsel, Drossel.

In Flüssen und Seen setzte man die Forelle aus. Seefische gabs von je hinreichend. Alles gedieh prächtig, aber vor ihrem Anrücken wich die alte Fauna weiter und weiter zurück, so dass schliesslich die Regierung in dankenswertem Entschlusse zwei Inseln, das little Barrier Island im Norden, Resolution Island in den Fjorden für die eingeborenen Vögel reservierte.

Klima.

Solches Leben, solches Gedeihen erlaubte ein günstiges Klima. Vom Wetter spricht man gern in Neuseeland. Selten, dass einer seinem Grusse beim Passieren auf der Strasse nicht hinzufügt: ein schöner Tag, nicht wahr? Will man aber mit ihm das Klima diskutieren, so macht er verwunderte Augen. Diskutieren? Vielleicht gar kritisieren? Weiss denn der Mensch nicht, dass er in „God's own country“ ist, wo „God's own climate“ herrscht. Solche Meinung wuchs hoch durch die Vergleiche mit australischen Hitzwellen und Dürren, mit englischem Nebel und kontinentalen Wintern. Aber „Gottes Lieblingsklima“? Na, na, so gefährlich ist's denn doch nicht. Der geographischen Breitenlage nach würde man subtropische Witterung erwarten. Die insulare Lage aber verhindert das. Die See mit ihren kalten Strömungen gibt hier den Ausschlag. Lässt die Extreme der Hitze und Kälte nicht zu. Macht die Temperatur der Jahreszeiten sowohl wie von einander weit entfernter Orte auffallend gleichmässig. 1900 km liegt Dunedin südlicher (dem Eispole näher) als Auckland; der Unterschied der mittleren Jahrestemperatur beträgt indess nur 5° C. Aucklands kältester Monat, der Juli (NB wir sind bei den Antipoden!) hat eine mittlere Wärme von + 10° C, sein heissester, Dezember + 18,5° C; der Unterschied der gleichen Monate in Dunedin ist 9,5°. Die Differenz zwischen Tag und Nacht misst 5,5°. Nur an wenigen hoch oder im besonders expo-

nierten Inlande gelegenen Plätzen fällt Schnee, der nur für wenige Tage liegen bleibt. Schlittschuhlaufen kann man nur an 2 oder 3 Orten in allerfrühster Morgenstunde. Mangel an Regen leidet kein Teil Neuseelands. Die Nähe der Gebirge bringt oft grosse lokale Differenzen, aber Dürre ist nicht gekannt. Aber wohl der Wind, der Wind, das himmlische Kind. Man erkennt den Neuseeländer daran, dass er, bevor er um die Strassenecke biegt, nach seinem Hute fasst. Warm pfeift der Nordwester über die Inseln, wirbelt wahre Wolken von Staub auf, legt sich namentlich in Canterbury niederdrückend auf die Nerven. Plötzlich schlägt er dann um nach Südwesten. Eiskalt gehts dann bis ins Mark. Ein Temperatursturz dabei bis zu 17° C in einer Stunde. Dieser plötzliche Wechsel, diese warmen und wieder kalten Stürme mit ihren Staubwolken, die sich in Augen, Nase, Mund und Ohren setzen, können den Aufenthalt recht ungemütlich machen. — „God's own climate?" Ich fürchte, an solchen Tagen ist's dem Atheisten ein Grund mehr des Unglaubens. Aber diese schlimmen Zeiten sind selten. Die meisten sind voll leuchtender Sonne; nasse Tage kommen, aber kaum mehr, als dem Lande gut tut. Das Klima ist ein gutes, gesundes, günstiges.

Der Boden fruchtbar, das Wetter milde — wo waren nun einst die Menschen, die es hätten bewohnen können?

Lange blieben sie aus. Menschen sahen hier die Eiszeit nicht. In Europa sassen sie in ihren Höhlen um das mühsam geschlagene Feuer und tauten die gefrorenen Glieder — Neuseeland aber blieb leer — bis in junge Zeiten hinein.

Entdeckung.

Tasman und Cook sahen das Land als Erste der weissen Rasse. Aber für die Menschheit im weiten Sinne sind nicht sie die Entdecker. Die ersten Menschen, die ihren Fuss auf diesen Boden setzten, waren Farbige, Polynesier.

Die Tradition der Eingeborenen berichtet darüber, die mitgeteilt zu haben, Percy Smith's Verdienst ist.

Ums Jahr 650 nach Christus -- so nehmen die Forscher an — lebte auf einer Insel in Polynesien ein Mann kühnen Mutes, voll der Abenteuerlust und des Dranges in die Ferne: Ui-Te-Rangiora. Haus und Hof behagten ihm nicht. Die Heimat ward seiner Tatenlust zu enge. So beschloss er, ein grosses Kanoe zu bauen. „Und Menschenknochen waren das Holz des Kanoe" sagt die Überlieferung, und meint wohl, dass man, das Glück zu fesseln, der Feinde Gebein in das Holz einarbeitete. Man verstand, grosse Boote zu bauen — es sind Reste von Kanoes gefunden, die 100 und 150 Mann tragen konnten. Mehr noch — man kannte verschiedene Arten der Nahrungsconservierung und des Süsswasser-Transportes; vor allem hatte man an der Cocusnuss Speise und Trank zugleich. So ausgerüstet, auf grosser Kanoe stach der kühne Held in See. Alle Orte der Welt — ihrer beschränkten Welt, — besuchte er und sah dabei ein Land „Avai-tautau", wo „Felsen dem Meer entwachsen." Sah wilde Seen, Frauen, die auf Wasserbergen leben und ihre Locken im schäumenden Gischte sich breiten liessen, trügerische Seetiere, und einen dunklen, nebligen Platz, in dem die Sonne nicht mehr schien, sah Berge ganz nackt, ohne jede Pflanze, deren Gipfel den Himmel durchbohrten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass die kühnen Seefahrer nicht bis in antarktische Regionen vordrangen — wie hätte ihr schwacher Kahn den Eisbergen entrinnen können? — dass vielmehr Neuseeland jenes Avai-tautau war, der dunkle Ort die Fjorde des Südwestens, die kahlen Berge, die eisbedeckten Höhen und der Frauen Gelock die massenhaften Seealgen.

Der Bericht dieser Wunder lebte fort in den Epen. Jahrhunderte vergingen. Andere, so ist's überliefert, lockte die alte Kunde hinaus. Nicht trieb sie die Lust, fremde

Gestade zu plündern, die Jahrhunderte später die Wikinger auf die hohe See reizte; reine Freude am Wandern, ungetrübter Wissensdrang wars. Viele Fahrten wurden so unternommen. Ums Jahr 1350, wie man nach dem Stammbaum berühmter Häuptlinge ausgerechnet hat, erfolgte nun eine kleine Völkerwanderung nach Neuseeland. Dieses Zuges Erinnerung blieb lebendig — bis in Einzelheiten. Die Namen der Hauptkanoes, der Anführer, die mannigfachen, anfeuernden Gesänge und Hymnen, die ungezählten Leiden, die glückliche Landung: alles wird vermeldet. Der kühnen Wanderer Heimat nennt das Lied: Hawaiki. Einige wollen darin (Klein) Savaii (eine der Samoa-Inseln) erkennen, Percy Smith aber identificiert es mit Tahiti aus der Gruppe der Gesellschaftsinseln. — —

Was sie aus ihren Sitzen hinaustrieb? Ihr Sang spricht von grossen Fluten und dem furchtbaren Speer der Feinde. War es das? War es Hungersnot und mangelnder Raum? Der alte Wandertrieb? Und liess ihn die Kunde vom neuen Lande auflodern? Der Bericht von den Wundern der Gegend, die Erzählung vom Funde jenes „Grünsteines“, der — ein durchscheinend dunkelgrüner Jadit von Diamantenhärte — noch heute an der Westküste der Südinsel gefunden wird? Für Leute der Steinzeit muss sein Besitz von unschätzbarem Werte gewesen sein. Reeves mag wohl Recht haben mit seiner Bemerkung, die Entdeckung solchen Steines müsse auf die damalige Welt gewirkt haben, wie die Kunde von einem Goldfelde auf die heutige. Übereinstimmung herrscht jedenfalls darüber, dass die Maori, wie sich die Ur-Neuseeländer nennen, eine polynesische, will sagen in letzter Linie arische Rasse sind, allerdings mit starkem melanesischem Einschlag, einem Zusatz einer niederen, negerverwandten Völkerart, der die Urbewohner Australiens und die längst vernichteten Tasmanier entstammen.

Wie sie aussahen? Untersetzte, kräftige, muskulöse

Gestalten, mit chokoladenfarbigem Teint. Die Lippen aufgeworfen, gewulstet, die Nase gebogen, oft in semitischer Art. Die Haare schwarz und glänzend, grade und glatt oder grossgelockt. Das Auge gross und ausdrucksvoll mit tiefbrauner Iris — seine Sklera mit einem Stich ins Gelbliche. Häuptlingen, Führern, Kriegern war das ganze Gesicht, oft auch der Teil, wo der Rücken seinen anständigen Namen verliert, tätowiert mit blaugefärbten, grosszügigen, schön geschwungenen Doppelspiralen, die durch leiterartige Linien mit einander verbunden sind. Jedes Muster, jedes „Moko" ist vom andern verschieden in kleinen Zügen nur, die man kaum bemerkt. Verheiratete Frauen hatten wenige geschweifte, blaue Linien als Rahmen um die Mundlippen oder am Kinn. Von den Ohren hingen rotgefärbte Haizähne oder Grünstein-Stangen. Am Halse baumelte das „Hai-Tiki" aus Knochen oder Grünstein geschnitzt. Das Tiki ist ein Amulet, ein Glückbringer, ein Bild des Schutzpatrons der Menschheit. Auf rundlichem Schmerbäuchlein ein nach Art des kleinen Schäkers schelmisch geneigter Wasserkopf, rotumränderte Glotzaugen und herausgestreckte Zunge, henkelartige Arme (Hüften fest), O-Beine, die nach dem Meissel schreien, sie grade zu setzen. So sieht der Maori Adonis aus.

In etwa 34 Stämmen bevölkerten sie die Inseln, dichter im wärmeren Norden, weniger zahlreich auf der kälteren Südinsel. Die Familien blieben bei einander und bildeten kleine Gemeinden.

Ihr Haus hatte rechteckigen Grundriss, kurze senkrechte Seitenwände aus Holz, ein steiles, hohes, nach den beiden langen Seiten zu abfallendes Dach und umfasste einen Raum. In der Front trat die Vorderwand ein wenig zurück, so dass mit Dach und Seitenwänden eine Art Veranda gebildet wurde. Dach, Wände und Lücken waren mit Ried und Binsen bedeckt und ausgestopft. In der Frontwand war eine schmale Tür, neben ihr ein kleines Fensterchen, die beide

mit Brettern verschlossen werden konnten. Zwei Pfähle, einer an der Veranda, einer in der Hütte stützten das Dach. Ähnlichen Bau zeigt auch das Vorratshaus (Pataka). Nur stand dies auf Pfählen hoch über der Erde zum Schutz gegen Ratten und Feuchtigkeit. Gewöhnlich war es prächtig geschnitzt. Gleichen ausgedehnten, schönen Schmuck trug das Versammlungshaus (Runanga); in der Anlage wars nur ein vergrössertes Haus. Solcher Häuser lagen viele zusammen. Das Dorf umschloss ein hoher Palisadenzaun. Ein oder zwei geschnitzte, niedrige Tore erlaubten den Zutritt. In der Nähe aller dieser Dörfer lag eine Maorifestung (Pa), auf hohen, natürlich geschützten Bergen, Felsen, Ufern, die künstlich noch stärker befestigt wurden. In Kriegszeiten bot solches Fort allen Bewohnern Zuflucht und Unterschlupf.

Nüchterne und fleissige Leute waren diese Eingeborenen. Berauschende Getränke, der Gebrauch von Narkoticis (Alkohol, Taback, Opium) war ihnen fremd. Und fleissig mussten sie sein. Selig in den Tag leben ohne viel Müh' und Sorge erlaubte dies Land nicht. Das Klima war rauher, der Boden weniger ergiebig als in der alten Heimat der Südsee, wo Kokusnüsse, Mangos und andere Früchte ohne des Menschen Zutun wuchsen. Solch Schlaraffenleben hatte aufgehört. Hier musste gearbeitet werden. Der Körper heischte Kleidung. Da es Tierfelle nicht gab, musste sie aus den Fasern des Flachses und der Cordolyne gewirkt werden. Man trug viereckige Matten in der natürlichen Farbe mit kunstvollen, schwarz und rot im geometrischen Stil geflochtenen Borten. Dicke, unförmige, roh gearbeitete Regenkragen, und fein gefertigte, elegante Decken mit Kiwifedern dicht besetzt. Dazu einen Lendenschurz aus langen Binsenfranzen.

Die Nahrung musste angebaut werden, und die Maori wurden bald geschickte Gärtner, die namentlich die süsse Kartoffel, ihre Kumara (Convolvulus battata) kultivierten.

Im übrigen fing man Vögel und Fische, und nach der Schlacht gabs . . . Menschen.

Faullenzen konnte keiner. Nach dem Morgenfrühstück gings an die Arbeit. Die Männer zogen aufs Feld, in den Wald, Bäume zu fällen oder auf den Vogelfang. Andre sammelten Beeren und Heilkräuter. Die Handwerker blieben daheim; bauten Häuser, höhlten mit Feuer und Steinaxt einen Baum zum Kahn; führten Schanzen, Erdwerke auf, machten Fischleinen, Angeln, Vogelfallen, Waffen. Oder schliffen in unsäglich mühsamer Arbeit ihre Werkzeuge aus Stein, Knochen und Holz, — Stahl, Bronze, Tongefässe waren ihnen nicht bekannt. Die Künstler unter ihnen nahmen ihre Steinmeissel und Obsidiansplitter und schnitzten schöne Ornamente auf breite Bretter für Runanga, Pataka und Kriegskanoe oder verzierten Holzgefässe und Waffen. Die Weiber (Wahine) bereiteten indes die zweite Mahlzeit für den Abend auf glühenden Steinen, präparierten Flachs, woben Matten, versorgten die Kinder. Jeder Tag hatte sein Werk, jedermann seine Arbeit. Das Dorf, der Stamm lebte in einer Art Kommunismus. Die Ernte und was der Tag nicht verschlang, wurde in den Pataka, Vorratshäusern aufbewahrt für den Winter; hier nahm jeder, was er brauchte. Dass er nicht mehr sich holte, darüber wachte die Liebe seiner Nachbarn. Fing er sich Fische und Vögel, umso besser für ihn; waren die aber gar zu schön, so kam wohl der Häuptling oder der Priester und verlangte sie für sich. Willig gab man sie dann in der stillen Hoffnung, der hohe Herr werde sich demnächst entsprechend revanchieren.

Der Grund und Boden gehörte dem Stamm, wurde an den Einzelnen verpachtet, der aber nie sein Eigentümer wurde und ohne des Stammes Zustimmung die Pacht nicht weitergeben konnte. Kauf und Verkauf waren unbekannt. Man tauschte oder machte Geschenke, aber in dem Falle waren Gegengeschenke de rigueur. Kam der Abend nach getaner

Arbeit, so versammelten sis sich im Runanga, sangen, tanzten Haka und Poi, lachten und waren fröhlich und guter Dinge, oder aber der Priester (Tohunga) rezitierte die Stammesgeschichte, die Heldensagen der Vorzeit.

Sie lebten in monogamer Ehe; nur dem Häuptling wars erlaubt, sich als Entgeld und Erholung von Herrschersorgen einen Harem anzulegen. Besondere Gebräuche bei der Hochzeit sind nicht bekannt. Hier und da sperrte man das neuvermählte Paar auf einige Tage ins Haus; draussen dann ergab sich alles Volk der Schlemmerei, indes im heimlichen Stübchen das Pärchen von Luft und Liebe sich nähren konnte.

Jedes Ereignis übrigens scheint dem Maori eine Gelegenheit zu Liebesmahlen geworden zu sein. Starb einer, so war die Trauer gross und geräuschvoll. Um die Leiche versammelte sich dann der Stamm, heulte und schluchzte zum Gotterbarmen, pries den Toten, sang sein Lob, huldigte seinen Taten, immer mit dem versteckten Wunsche, dass sein Geist den Hinterbliebenen gnädig sei. Nach Stunden der Wehklage aber brach der Egoismus stärker durch, und man erhob die Hände zum lecker bereiteten Mahle und riss in die Vorräte des Toten ein mächtig Loch. Es war der Stolz der Familie, wenn man später durchs Land raunte: bei dem „Tangi“ des so und so gabs ein gehörig Schmausen.

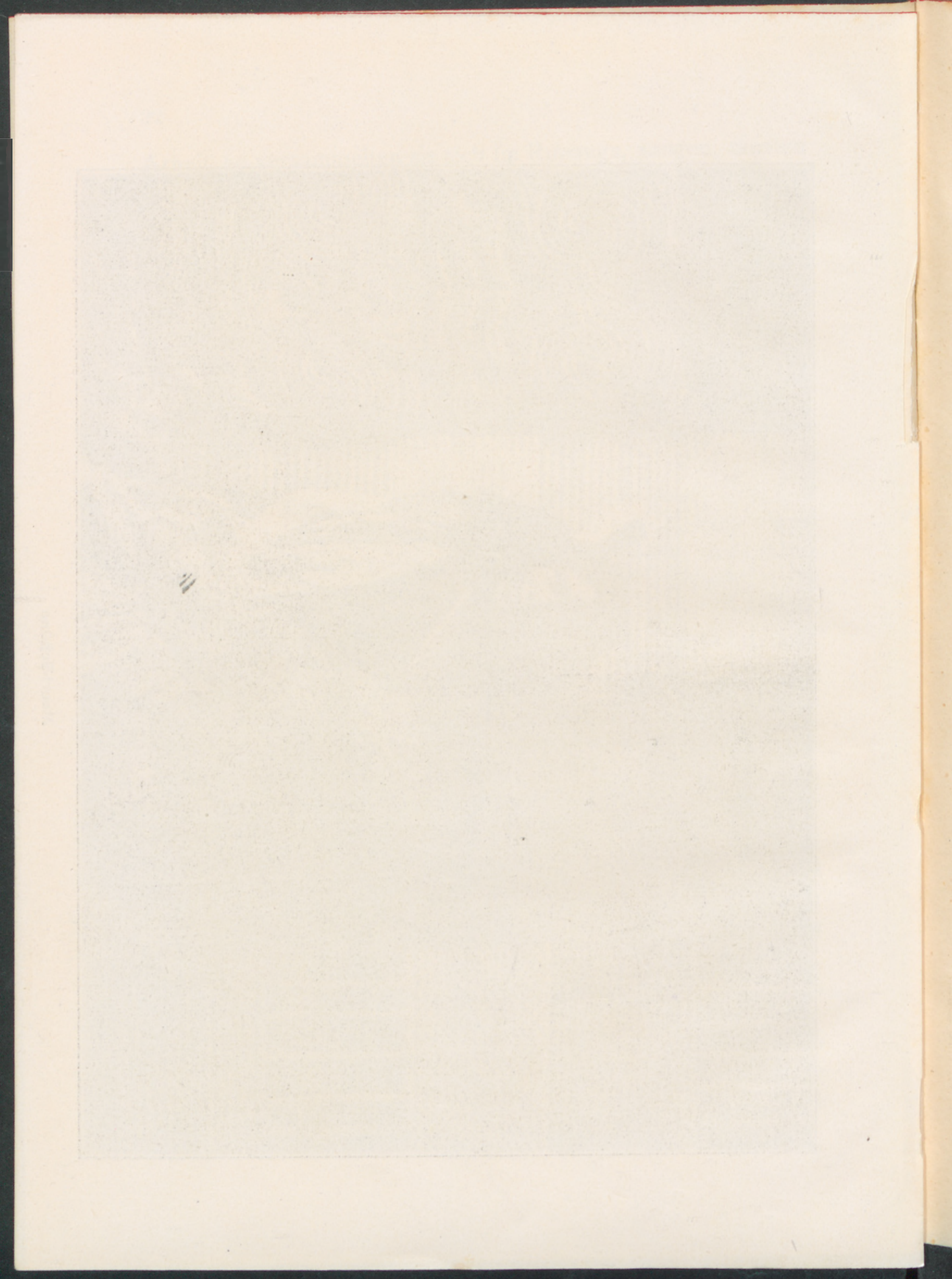
Sitzend wurden die meisten zur Erde bestattet, in einigen Stämmen band man die Leichen auf Bäume und liess sie dort verwesen. Häuptlinge grub man nach 30 Jahren aus, kratzte ihre Knochen rein und färbte sie nach dem Brauch der ganzen gesitteten Steinzeit mit Eisenerde rot.

Ihre Seele, ihr Sinnen und Trachten, ihr Innenleben, wie sah das nun aus?

„An den Ufern des Sees Rotorua, dessen Wasser ein kleines Eiland Mokoia umspülen, lebte einst Hinemoa, eine junge Maid. Strahlend in der Fülle der Jugend. Schön wie



Maori-Schöne



der Tau am Morgen. Und allen Augen eine Freude. Auf der Insel im See beherrschte seinen Stamm Tutanakai, ein schmucker, junger Häuptling, dessen Taten-Ruf weit in die Lande gedrungen. Beide waren einander von Herzen zugetan. Hatten lange aber geschwiegen, da sich keins getraute, zuerst zu reden, in der Furcht, seine Liebe möchte unerwidert sein. Lieber dann selige Ungewissheit als rauhe Wirklichkeit . . . Bald aber hatten sie sich's doch gestanden und ihre Herzen fanden einander. Als Hinemoas Sippe merkte, was vorging, war das junge Glück bald zu Ende. Tutanakai war nicht ein Gemahl nach ihrem Sinne, zu jung, aus zu niedrem Geschlecht, nicht ebenbürtig, nicht wert des Häuptlings Töchterlein. Eine Begegnung der Liebenden machten die Verwandten unmöglich. Hinemoa wurde bewacht und sah ihren Geliebten nicht. In der Trennung aber wuchs ihre Leidenschaft. Und konnten sie auch nicht sich sehen und sprechen, ihre Liebe führte sie doch zu einander. Wenn die Stille der Nacht über den See sich verbreitet, griff Tutanakai zur Flöte und ergoss seinen Kummer in die Musik. Die wehmütigen Laute drangen zu Hinemoa über die Wasser, fanden ihr Herz, das mit tiefster Inbrunst ihnen lauschte. Namenlose Sehnsucht fasste sie da, hellauf schlugen ihrer Liebe Flammen. Was kümmerte sie der Sippe Wort, was des Stammes Gebot? Er, nur er! Zu ihm! Zu ihm! Die Flöte klagt verzweifelt, lockt so unsagbar, keine Fessel hält sie da mehr. Zu ihm! Zu ihm! Aus dem Hause schleicht sie sich fort im schützenden Dunkel der Nacht, stürmt hinab zum See, steht schon am Ufer, springt hinein und schwimmt hinüber. Der Flöte Sehnsuchtsklänge sind ihr Führer. Sie erreicht die Insel. Dort, wo sie landete, war eine heisse Quelle. In das Wasser stieg Hinemoa, sich zu wärmen, denn sie zitterte vor Frost und auch vor Aufregung, ihrem Geliebten so nahe zu sein. Während sie so badete, kam ein Sklave zum See, um Wasser zu schöpfen.

Hinemoa fürchtete sich, verstellte ihre Stimme und herrschte den Knaben an: „Für wen ist das Wasser?" — „Für Tutanakai" war die Antwort. Ein gutes Zeichen das. Rasch überlegte sie, wie den Geliebten von ihrer Tat und Anwesenheit zu benachrichtigen. Und sie sprach zum Sklaven: „Gieb mir zu trinken." Der reichte ihr den Calabasch, und als sie ihn in Händen hielt, liess sie ihn wie aus Versehen auf den Felsen fallen und zerbrach ihn. Mit einem andern kam der Diener zurück, wieder bat die Maid im Bade um einen Trunk und wieder brach sie die Fruchthülle. Ein drittes und viertes Mal das gleiche Spiel. Dann aber riss dem Sklaven denn doch die Geduld, er rannte zu seinem Herrn und berichtete ihm den Hergang. Als Tutanakai von diesem Frevel an seinem Hausrat hörte, griff er zur Waffe und stürmte in heller Wut zum See. Unheildrohend kams von seinen Lippen: „Wo steckt der Kerl, der meine Calabasch zerbrochen?" — Hinemoa erkannte seine Stimme wohl. Scheu barg sie sich vor ihm hinter einem Felsvorsprung in ihrer Quelle. Ein schämig Verbergen mehr als wirkliches Verstecken. Der junge Häuptling tastete des Brunnens Ränder ab, den Übeltäter zu fassen — indes Hinemoa scheu sich hinterm Felsen duckte, brennend vor Ungeduld endlich ergriffen zu werden. Jetzt fühlte er ihre Hand. „Wer ist das?" — „Ich bin's, Hinemoa." — Und er: „Wahr und wahrhaftig?" — „Ja" sprach sie. Kam aus dem Verstecke hervor, stieg aus dem Wasser schön wie der wilde Falke, trat an der Quelle Rand bezaubernd wie der scheue Kranich — Tutanakai warf seine Kleider über sie, und eng umschlungen gingen sie zu seinem Haus. Da wurde sie sein Weib."

Ein Kleinod aus dem Märchenschatze von Neuseelands Eingeborenen ist's, das ich hier wiedergab. Mehr als alles andere zeigt dies köstliche Idyll, das Sir George Grey in seiner „Polynesian Mythologie" als erster aus dem Fluss

mündlicher Überlieferungen an sicheres Land gebracht, mehr als alles andere beweist es, dass man gut tut, zu vergessen, was man von Barbarei und Brutalität wilder Völkerschaften gehört, wenn man sich anschickt, der Maori Leben zu betrachten. Ein Hauch köstlicher Frische, liebreizender Anmut weht durch die Geschichte dieser durchs weite Wasser getrennten Menschenkinder, die glücklicher waren als Hero und Leander. Ein duftiger Schleier zarter Keuschheit liegt darüber, eine graziöse Schalkhaftigkeit, die in helles Entzücken versetzen muss. Ein hohes Lied der Liebe, das tiefe Gefühl für der Töne Macht, das reizende Spiel der Frauenlist in diesem Evasköpfchen — oder die Bilder aus der Natur — wohin man sieht, überall wird man bewundern. Hierher wollen unsre Ideen und Urteile über „Wildenkultur" nicht passen: ein Stamm, der solche Gedichte sein eigen nennt und aufbewahrt, ist von anderer Art, als wir Bleichgesichter ihm zugestehen möchten. Von höherer Art.

Und doch, waren die Maori nicht Kannibalen? bis fast noch in unsere Tage hinein? — Wahrhaftig, eine seltsame Mischung. Hohe, zart und fein gefühlte Kunst hier — dort das Fressen eigener Brüder. Dass sich das nicht reimen wollte, ist den ersten Beobachtern nicht entgangen. Und Cook fand auch die rechte Antwort, den richtigen Standpunkt, den nach ihm die meisten vorurteilsfreien Reisenden, unter ihnen Hochstetter, eingenommen haben. Tout comprendre, c'est tout pardonner — auch hier. Und dem, der in darwinistischer Denkweise sich daran gewöhnt hat, in allen Sitten und Gebräuchen Vererbung und Anpassung zu sehen, dem wird der Maori Kannibalismus wie eine Probe auf's Exempel sein.

Der Eingeborenen Küche war zu allermeist eine vegetarische. Farnwurzeln aus dem Busch, reich an Stärkemehl, die Kumara, süsse Kartoffel, bildeten den Hauptteil ihrer Nahrung. Fleisch lieferten ihnen Vögel, die auf geradezu

raffinierte Art in Fallen gefangen wurden. Schon die mit der Vogelstellerei verbundenen Schwierigkeiten machten diese animalische Kost zum seltenen Leckerbissen. Die Küstenstämme nutzten den Fischreichtum der See aus. Sonst gabs keine Tiere, die ihr Leben hätten lassen können, ihres grossen Nachfahrn Magen zu füllen. Landsäuger, Wild in unserm Sinne waren ja nicht da. In ganz früher Zeit lieferte die erjagte Moa Fleischspeise. Aber all zu viele wurden auch nicht zur Strecke gebracht; bald war auch die letzte erlegt. Der Hunger nach tierischem Eiweiss blieb ungestillt. Das Land hatte keine Mittel, ihn auf „natürliche“ Weise zu befriedigen. Da musste der Mensch selbst heran. Nicht der Angehörige eigener Familie, nicht der Kranke. Den Feind in der Schlacht kürte die wilde Kampfesleidenschaft. Hunger und Kampfgier, Mangel an passender Nahrung und der Glaube, mit dem Körper des Feindes gehe auch dessen Tapferkeit auf den Verzehrer über: die haben dem Kannibalismus hier den Boden bereitet. Aus seinem Erlöschen kann man einen anderen Beweis dafür herholen — und so eine Diagnose „ex juvantibus“ stellen. Cook brachte den Maori das Schwein, diesen wahren Pionier der Zivilisation. Hier hat es Wunder gewirkt, die alle Predigten und Worte von Menschenliebe nicht gezeitigt hätten. Und grade das, dessen Symbol es dem Europäer ist, grade das, das eine Liebe zu ihm erst nach seinem Tode aufkeimen lässt, grade das hat es dazu befähigt. Der Schmutz und Dreck, in dem es sich so gern siehlt, schrieben ihm den Meisterbrief zum Kulturträger. Das Rind verlangt zu seiner Existenz eine höhere Kulturstufe: Wiesen und Weideland. Das Schwein wurde dem „Wilden“ ein lieber Gesell in seiner Behausung und Umgebung, die ja, weiss Gott, nicht grade die saubersten Plätze waren. Rasch vermehrte es sich hier. Eine ergiebige Quelle animalischer Kost war erschlossen. Die innere Ursache des Kannibalismus war beseitigt. Den äusseren An-

stoss mag man den Missionaren zum Teil zu gute halten, zum grösseren war es jedenfalls das lebende Beispiel der Weissen. Viel zu intelligent, der Europäer Überlegenheit nicht sofort zu erkennen, war es des Maori einziges Streben, es ihm gleich zu tun, ihn zu erreichen an Tüchtigkeit und Macht. Daher die sofortige grosse Einfuhr von Feuerwaffen, daher die — wenn auch nur äusserliche und langsame — Annahme des Christentumes, daher der äussere Anlass zum Erlöschen einer üblen Gewohnheit, deren innere Begründung längst beseitigt war.

Und liegt hier nicht vielleicht auch der Schlüssel zum Verständnis eines Charakterzuges der Maori, der allen Beobachtern von Abel Tasman an als ihres Lebens Grundlinie erschien? Birgt dieser Mangel an Nahrung und der daraus erwachsene Kannibalismus die tiefe Ursache ihrer Kampfesleidenschaft? Jeder Maori war ein geborener Soldat. Das Land hatte ihn dazu gemacht. Kein Garten Eden wars. Hart musste mit dem Boden gerungen werden. Werkzeuge waren nötig — eine schwere Arbeit für Leute der Steinzeit. Der Acker verlangte Pflügung und Pflanzung, eine geregelte, aufmerksame Kultur. All das steigerte natürlich ungemein den Wert des Besitzes — und auch die Begierde nach ihm; die Lust an schnellerem Erwerb, an schnellstem Erwerb, an Plünderung. So hatte jeder für seinen Besitz einzutreten, ihn zu verteidigen. Gute Ernte bei einem Stamme hat oft seine Gegner auf den Kriegspfad gelockt. Der Eingeborenen Leben war in Wahrheit ein dauernder Kampf.

Ihre (schon erwähnten) Pa waren echte Festungen. Zumeist auf Felsen oder vorspringenden Berg- und Uferzackungen in natürlich geschützter Lage gebaut, hatte sie strategisches Geschick fast uneinnehmbar gemacht. Doppelte Palisaden aus mächtigen, dicken Pfählen und Stämmen, dazwischen tiefe, wassergefüllte Gräben umzogen sie. Vorgeschobene Forts dienten als treffliche Lug-ins-Land und

sichere Plätze, Steine auf die Belagerer zu werfen. In späterer Zeit, nach Einführung der Feuerwaffe gruben die Maori Kasematten aus, unterirdische Wohnungen, Laufgräben; deckten sich hinter Baum- und Steinwälle. So schnell folgte ihr strategischer Blick den Forderungen der neuen Waffe.

Ihr Element aber war der Nahkampf. Dafür nur waren sie gewaffnet mit prächtig geschnitzten Speeren, flachen, kurzen Handkeulen (Mere), deren beste aus dem diamantharten Grünstein in Menschenaltern geschnitten und geschliffen waren. Pfeil und Bogen waren völlig unbekannt. Fernkampf fochten sie nur bei Belagerungen. Da verwandten sie Wurfmaschinen, um mächtige Blöcke oder glühende Steine auf die Binsendächer des Pa zu schleudern. Für all das, Waffen, Angriff, Belagerung, Ortsbefestigung, besitzt die Maorisprache gehäufte Ausdrücke, die dem allen bis ins geringste Detail, bis in die komplizierteste Kleinigkeit folgen — ein anderer Beweis dafür, welche Hauptstellung der Kampf in ihrem Leben einnahm. Aber auch eine einzigartige Stellung, wie man sie in der Geschichte der Völker so leicht nicht wieder vorfinden wird. Es war ein Kampf um des Kampfes willen. Ein freies Spiel der Kräfte, ein Messen der Stärke; ein athletischer Sport, aber ein heiliger Sport. Durchaus ritterliche Gesetze beherrschten ihn, anerkannt und ins Blut übergegangen auf beiden Seiten, so wie die Regeln über dem Spiel stehen. Keine Überrumpelung, keine Beschleichung, kein Hinterhalt — nichts, was des Gegners Position vor des Kampfes Beginn bereits ungünstig machte. Den Tag des Angriffes pflegten sie vorher dem Feinde anzuzeigen — und hielten ihn ein. Im Taranakikriege sandten die Maori den von ihnen belagerten englischen Truppen reichlich Nahrung in die Stadt mit der Aufforderung, sich ein gutes Mahl zu bereiten und dann gestärkt am nächsten Morgen zum Kampf sich zu stellen. — Lord Pembroke teilt eine charakterische Äusserung eines Maorihäuptlings mit. Er wurde gefragt,

warum er im Waikatokriege einen Munition- und Proviantzug nicht angegriffen habe. „Warum, Sie Narr?“ antwortete er erstaunt, „hätten wir Pulver und Nahrung gestohlen, wie hätten sie kämpfen können?“ Ungemein bezeichnend ist das Urteil über die Feuerwaffe aus dem Munde jenes Häuptlings, dessen Geschichte des Hekezuges Judge Manning uns übermittelt hat. „Die Muskete, sagt dieser treffliche Krieger, ist eine schlechte Waffe, sie ist die schlechteste aller Waffen. Ein Mann mag so tapfer sein, wie er nur kann, lange kann er's nicht sein. Grosse Häuptlinge werden von weitem getötet, niemand weiss von wem, und des Kriegers Stärke ist nutzlos dem gegenüber.“ Das war ja nun die direkte Umkehrung ihrer Anschauungen. Persönlicher Mut, individuelle Tapferkeit im Nahkampf war ihr Ideal, zu dem die durch die Feuerwaffe proklamierte Massenherrschaft nicht stimmen wollte. Wenn man will: die aristokratische Auffassung des Krieges gegen die demokratische. Im Kampf allein sollte sich's zeigen, was der Mann wert sei. Ein beendetes Gefecht am gleichen Tage wieder aufzunehmen, war ganz und gar nicht fair. War das Kriegsloos gefallen, so beschied sich der Besiegte. Einen erneuten Kampf traf das gleiche Urteil wie etwa den Hieb nach Halt auf unsern Mensuren. Von zwei Dörfern, die gegen einander im Felde lagen, wird gar berichtet, dass sie abends zusammen kamen, in friedlicher Weise des Tages Ereignisse zu besprechen. „Beinahe hätte ich Deinen Bruder niedergehaun!“ — O, Junge, Du hättest nur sehen sollen, wie ich Deinem Schwiegervater eins versetzte!“ Ihre Gefechte sind in der Tat nichts anderes als grosse Mensuren. Die körperliche Stärke, die persönliche Gewandtheit entschied. Kriegsgefangen sein, brachte Schmach und Schande — nicht so sehr dem Krieger selbst, der ja meist bald im Gehege feindlicher Zähne verschwand, als seiner Familie, die man als Sklaven wegführte und den Schimpf, bis ins dritte und vierte Geschlecht fühlen liess.

Des unterworfenen Stammes Land fiel an den Sieger, der Volkheit Reste wurden seine Sklaven.

Die Religion hatte einen heiligenden Schein über den Krieg geworfen. Unter das Gesetz des Tapu, von dem später noch die Rede sein soll, trat alles, was irgend wie mit dem Feldzug zu tun hatte. Von der ersten Mobilmachung bis zum Kampfesende war der Krieger geweiht als Schützling Tu's des Kriegsdämonen. Bevor sie zu Felde zog, sammelte die dienstfähige Mannschaft sich an einem Strom, der seit alten Tagen gleichem Zwecke gedient hatte, die „Tohi-Taua“ die Kriegstaufe zu empfangen. Ihr Mittler zwischen den Unsichtbaren und ihnen, der Tohunga, durchschritt die Reihen der niederknieenden Soldaten und berührte mit einem heiligen Zweige, den er im Strom benetzt hatte, in leichtem Schlage eines jeden Schulter, einen Zauberspruch murmelnd. Brach der Zweig im Schlage, so bedeutete das den Tod des Kriegers im nahen Kampfe. Und in einer Logik, die uns nicht gerade todesmutig und tapfer ankommt, blieb der so gezeichnete Soldat zu Hause. In den sichern Tod zu gehen, dünkte ihn unnütz. Es war ein Frevel, das Omen zu missachten. Der Trohunga begleitete seinen Stamm ins Feld, war oft des Häuptlings rechte Hand, noch öfter sein Sprachrohr. In Zeiten hoher Not griff er selbst in den Kampf ein. Es ist berichtet, dass eine drohende Niederlage in einen Sieg verwandelt wurde, dadurch, dass der Priester seinen Turu-Pu, den Stab, in den Boden stiess, die flüchtige Schar um ihn sammelte und anfeuerte, hier zu siegen oder zu sterben. Der Kampf selbst entfesselte ihre ganze Wildheit. Blutdürstige Streitgier herrschte. Das Gesetz des Utu, der Vergeltung des Auges um Auge, Zahnes um Zahn, befahl den Gegner, den Gefangenen zu töten. Den Mataika, den ersten in der Schlacht zu fällen, war das Ziel jeden Ehrgeizes; hohen Ruhm brachte solche Tat dem Helden und seinen Angehörigen für viele Geschlechter.

Beispiele von heroenhafter Selbstaufopferung sind überliefert, die an Grösse den Taten des Leonidas und all der Helden nicht nachstehn.

Solche Gesetze und Anschauungen leiteten den Krieg, der im Brennpunkt aller maorischen Interessen stand. Die Kunst stand in seinem Dienst, schmückte in mühseliger Arbeit Speere, Keulen, Bug und Heck der Kanoes mit prächtigen Ornamenten. Auf seinem Boden wuchsen Gefühle und Anschauungen, die im Kriege geraubtes Eigentum höher einschätzen liessen als in saurer Arbeit erworbenes. Dem Kriegsruhm kam nichts gleich, soldatische Tugenden gaben dem Manne höchsten Wert.

In Friedenszeiten war der Maori ein leichtlebiger, gutmütiger Geselle. Nur beleidigen durfte ihn keiner. Er hielt sehr auf Stand und Rang, seine Würde über alles. Ein feines Taktgefühl war sein; niemandem würde er wissentlich wehe tun. Von anderen erwartete er ein Gleiches. Trat ihm dann einer zu nahe, dann geschah's mit Absicht, mit dem Vorsatz der Kränkung. Dafür wurde Vergeltung geübt. Also wollte es das Gesetz des Utu. War einer Familie Ehre beleidigt, die Frau etwa schlecht behandelt, so forderten die Verwandten Sühne. Eine Art Duell ward veranstaltet. Im Kreise umstanden die Vetter, Schwäger, Schwiegervater den Übeltäter und warfen ihre Speere, Äxte, Mere nach ihm; konnte er sie alle abwehren, war alles gesühnt; wenn nicht, so traf ihn gerechte Strafe durch die Wunden. Aber nicht jedes Vergehen war so gross, dass es mit Blut abgewaschen werden musste. Ein Kind z. B. konnte im Nachbarhause fallen, sich weh tun, die Finger verbrennen (daran war immer die mangelnde Aufmerksamkeit des Nachbarn schuld), kleine Verstösse gegen Sitten und Gebräuche waren leicht begangen: solche Übertretungen traf das „Muru“. Muru ist die friedliche Plünderung, der gemütliche Diebstahl. Die beleidigte Partei rückte heran, drang ins Haus des Frevlers, leerte

Küche und Kammer, führte weg, was nicht niet- und nagelfest war, räkelte sich auf allen Matten, schlemmte in allen Köstlichkeiten, eingemachten Tauben, gepökelten Feinden — indess der Besitzer freundlich grinste und „blickte stumm auf dem ganzen Tisch herum."

Ohne Spass aber, heilig und ernst war das Gesetz des Tapu (Tápu). Das Tapu umzog Personen, Dinge mit einem unsichtbaren Zaun. Was tapu war, durfte von keinem oder nur Auserwählten berührt, betreten werden. Der Tod stand als Strafe darauf. Die Geister pflegten furchtbare Krankheiten und Heimsuchungen zu senden. Auch dem, der unwissentlich das Gebot verletzte. Tapu machte den Häuptling, seine Familie, sein Hab und Gut sacrosanct. Alles was er, was ihn berührte, wurde tapu. Man erkennt leicht den politischen Nutzen. Dem Herrscher selbst konnte es manchmal unangenehm werden, wie jenem Wackren, der an einer Gräte im Schlunde würgte; niemand wagte ihn zu berühren, bis ein Missionar ihn von dem Quälgeist befreite — die Pincette aber, die der Helfer benutzte, verfiel dem Häuptling, sie war tapu. — Junge Kumara —, Taropflanzungen waren tapu, keiner durfte sie betreten; wirtschaftliches Tapu. Tapu trat auch in den Dienst der Hygiene. Alles, was den Tod anging, war tapu. Die Leiche selbst, sein Haus, seine Habe, seine Ruhestätte, seine Pfleger, seine Wächter. Tapu-Leute durften ihre Hände nicht zum Munde führen, mussten ihre Nahrung wie Tiere aus den Flachskörbchen essen, die dann verbrannt wurden. Gelöst konnte der Bann nur werden durch besondere Hymen, die der Priester, der Tohunga, nur kannte. — Interessant müsste es sein, das Gesetz des Tapu durch die Menschengeschichte zu verfolgen. Von den Gebräuchen der Wilden, zum Verbot des Schweinegenusses bei den Juden, des Weines bei den Mohammedanern, zu den heiligen Tieren in Egypten, Indien, zur Sacrosanctität der Römer, der Unverletzlichkeit des Individuums, des persönlichen Eigentumes — zur Ein-

richtung der Polizei und ihren tausend Verboten, dem gesperrten Rasen im Tiergarten, der Mittelöffnung des Brandenburger Tores, dem Gottesgnadentum der Fürsten: alles tapu.

Eng berührt sich das Tapu, seine Folgen mit der Religion der Maori. Ihren Glauben baute die Furcht. Liebe, Mitleid kannte er nicht. Wie sollte er auch? Gab es das in der Umwelt? War da nicht hartes Kämpfen? Siegte da nicht die Kraft? Und unter ihnen selbst? Starben da nicht die Schwachen und Gebrechlichen? Starb nicht der Häuptling dem Stamm, die Mutter nicht den Kindern? Bebte die Erde nicht in dumpfer Wut, stiess giftigen Atem aus? Geheimnisse, schaurige, dunkle Gewalten ringsum, die dem Menschen auflauerten. . . Dem Maori ward die Welt eine Wohnung böser Geister. Überall hausten sie: am Himmel in Wolken, Wetter und Wind, in den Bäumen des Waldes, im Boden, im Feuer, im Wasser. Die Geister der Toten kehrten zwar in langen Wanderungen zum Reich der Finsternis zurück, zu Te Reinga, wo Roë, der weibliche Charon, sie über den Fluss brachte. Aber nie waren die Überlebenden vor dem Wiedererscheinen sicher. Der verstorbene Häuptling wachte über seinem Stamm, fuhr wetternd darein, wenn etwas nicht nach seinem Wunsche ging. Der Geist des Baumes konnte sich rächen für den Angriff und den Fäller erschlagen, der Flussdämon liess den Nachen kentern, der Sturmgott riss die Hütte um. . . . Gefahren ringsum von lauernden, übelwollenden Geistern. Die Dämonen blieben nicht immer über den Dingen. Sie liessen sich oft in ihnen nieder. Der Geist des Waldes in einem Steine (so lange man den behütete, blieb einem der Wald; fand ihn der Feind, so war der Busch verloren), der Streitdämon in einem Meere, Speer usw. Sie liessen sich auch durch Gesänge bitten, in gewissen Objekten Wohnung zu nehmen; gewöhnlich hatten sie ihre Lieblingspfähle, die natürlich tapu waren. (Man kannte keine Götzenbilder, Bilder schnitze man nur

von Ahnen, die in hohen Ehren gehalten wurden ohne jeden Kultus.) Übelwollend und böswillig waren alle Maori-Geister und wollten hübsch versöhnt sein, ehe sie ein Unternehmen gelingen liessen. In ihren Ansprüchen indess waren sie bescheiden. Nicht Gut oder Opfer wollten sie, nur Anrufungen, Beschwörungen, das genügte ihnen.

Das besorgte der Tohunga, das Gebet- und Geschichtsbuch und Medium seines Stammes. Er stammte aus uralter Familie, deren Männer Priester gewesen, solange man denken konnte. Als Knabe hatte er die Geheimnisse erlernt, Bauchreden und Hypnotismus geübt, die Stammesgeschichte durchaus studiert, es soweit gebracht, die Anrufungen, die Karakia, ohne Stocken und Zaudern hersagen zu können. Als er dann herangewachsen, warf er eines Tages vor versammelten Volke einen grossen Stein rückwärts hinter sich; zerbrach er, so war der Werfer geweiht als Tohunga; ging der Kiesel nicht in Stücke, so blieb der Schüler ein Jahr sitzen und musste das Examen wiederholen. Der Tohunga besass gewaltige Macht über seine Volksgenossen. Er sprach den Bann des Tapu und löste ihn. Sein war die Kraft des Makutu, der Verhexung. Wollte einer seinen Feind vernichten, so raubte er ihm ein Stück seiner Habe, einen Lappen seiner Kleidung, irgend etwas, das ihm gehörte und brachte es zum Tohunga. Der murmelte seine Beschwörungen darüber, liess den Teufel hineinfahren und vergrub es im Boden. Verweste es da, so ging auch das Leben des ehemaligen Besitzers zu Ende, wenn der nicht vorher Wind bekommen und einen mächtigeren Tohunga aufgefordert hatte, das Makutu zu lösen. Die Tohunga zitierten die Dämonen und die Toten. In der Nacht, wenn das Dunkel die Halle füllte, die Luft vom schwälenden Feuer heiss und dick zum Zerschneiden war, verfiel der Tohunga in Krämpfe, der Geist nahm Platz in seinem Körper, und mit andrer Stimme als sonst kam von des Priesters Lippen der Wille

der Gottheit, der Toten. (Geht's bei den Materilisation-Sitzungen unserer Spiritisten anders zu?) Die Tohunga waren zugleich die Historiker des Stammes, seine Rhapsoden. Da der Maori eine Schrift nicht kannte, so war seiner Priester Gedächtnis seine Chronik. Alles ist mündlich überliefert, ihre Geschichte, ihre Sagen und Gesänge.

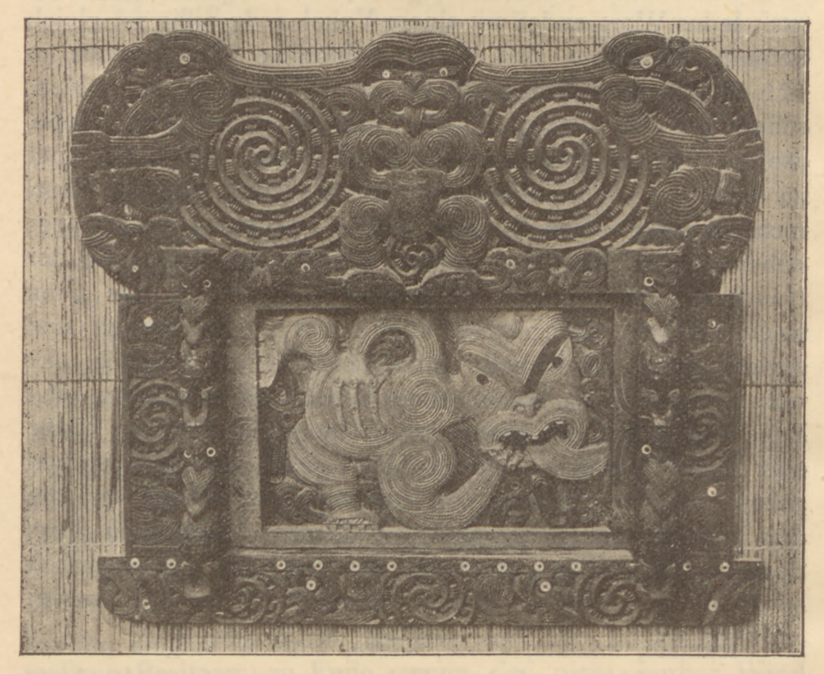
Kenner versichern, dass ihre Sprache einfach und knapp ist. Jedes Wort endet mit einem Vokal, jede Silbe ist gleich betont. Zischlaute sind nicht vorhanden. Für manche an sich verschiedene Dinge gibt es nur ein Wort; hören, fühlen, schmecken ist rongo; Gnade, Mitleid, Zuneigung, Liebe, aroha Für ein differenziertes Gefühlsleben scheint das nicht zu sprechen. Aber man darf nicht vergessen, dass der Maori nicht schrieb, seine Sprache diente nur der Unterhaltung; dabei machte die gern geübte Geste, eine Bewegung der Hand, des Kopfes, des Körpers, die Betonung, den Sinn solcher Worte allen verständlich. Der Maori sprach und spricht gern und schnell, ohne Zaudern und Stocken. Er war gerade heraus, nannte einen Schelm einen Schelm, eine Lüge eine Lüge, mochte sie vom Häuptling, Priester, Vater oder Mutter kommen. Durch seine Gesänge und Rhapsodien geht poetischer Schwung, da kommen auch Worte vor, die den heutigen unbekannt sind, ein Zeichen, dass auch diese Sprache nicht stille gestanden, sondern sich fortentwickelt hat. Als Sprachprobe diene ein Begleitvers des Hakatanzes:

Kámate, kámate, káora, káora, ténei te tángata púhura húra-nána itíki mai wháka whíti terá; úpane úpane kaúpane whíti terá — zu deutsch so viel als: friss Vogel oder stirb.

Der Maori Umgebung, ihr Milieu erklärt seine Sitten und Gesittung. Ihre „Literatur“, ihre Dichtungen, die Klagelieder über die Toten zeigen ein feinfühlendes, tief empfindendes Herz. Die wahre Höhe ihrer Kultur aber wird jedem offenbar in ihrer plastischen Kunst.

Maori-Kunst.

Auf hohem Fels im Tannenforst schläft Brünnhilde den tiefen Zauberschlaf, in den Wotans strafender Sinn sie versenkt. „Feuer umbrennt ihren Saal.“ Die wabernde Lohe schreckt Feige und Laue. Jung Siegfried naht vom Waldvöglein geführt. In hartem Kampfe hat er Fafner, den wilden Wurm gefällt. Wotans Speer, der den Weg zur



Maorikunst

Höhe ihm sperrte, lag zerspellt am Boden. Durch die flackernde Glut schritt er hinauf. Erreichte den Gipfel. In langem Kuss beugt er nun sich über das schlafende Gotteskind. Und Brünnhilde erwacht zu lachendem Leben, zum jubelnden Liede: Heil Dir, Sonne, Heil Dir, Licht!

So schlummert auch die Kunst der jungen Menschheit verborgen auf ragender Höh'. Gefahren, Sorge, Not behüten ihr den Schlaf. Die muss erlegen, wem die Holde erwachen soll. Der bittre Hunger heischt Stillung, der Körper Kleidung, Dach und Fach; das Leben Ordnung, Sitte und Gesetz. Erst dann wird der Siegfried geboren, der die Kunst zum Leben küsst. — Dem Maori wars gegeben. Sesshaft war er geworden nach langem Wandern. Die ungeschriebenen Paragraphen seiner Gesetze regelten den Verkehr, sein Kommunismus speiste jeden, der nur irgendwie arbeitete. Auf solchem Boden konnte die Blume der Kunst Wurzel schlagen und Blüten treiben. Und sie tats.

Über die Maori-Kunst hat der Konservator des Museums zu Wellington, Mr. Hamilton, ein Buch zusammengestellt. Prächtige Photographien von sorgfältig ausgewählten Werken geben darin ein ausgezeichnetes Bild vom Können dieser Rasse. Der Text aber bringt eine Enttäuschung. Es ist der alte, langweilige, beschreibende, blos registrierende Katalogstil -- ein Atlas mit descriptiver Anatomie des Objekts. Eine Analyse, Entwicklungsgeschichte, Psychologie der Kunst wird mit keinem Blick gestreift. Das ist recht schade. Denn da fängt das Interesse eigentlich erst an. Es müsste doch eine schöne Aufgabe für einen Ethnologen abgeben, die Motive dieser Kunst durch die verschiedenen Alter zu verfolgen, ihre Herkunft abzuleiten, ihre Seele zu analysieren. Der Dilletant kann nur in schwachen Zügen das Bild entwerfen. Nachsicht drum dem Versuche. . . Exoriare aliquis!

Die Maori-Kunst ist vorwiegend eine plastische. Gemälde findet man garnicht. Die Flächenmalerei erschöpft sich in Linienornamenten auf Brettern, die die Hausgiebel und Decken in lange und schmale Felder abteilen. Ihre Durchführung ist farbig: schwarz, weiss und rot. Weiss und rot sind Tonerdfarben mit Fischtran angerührt, das Schwarz ist ein Baumrindenextrakt. Der Entwurf der Muster geschah

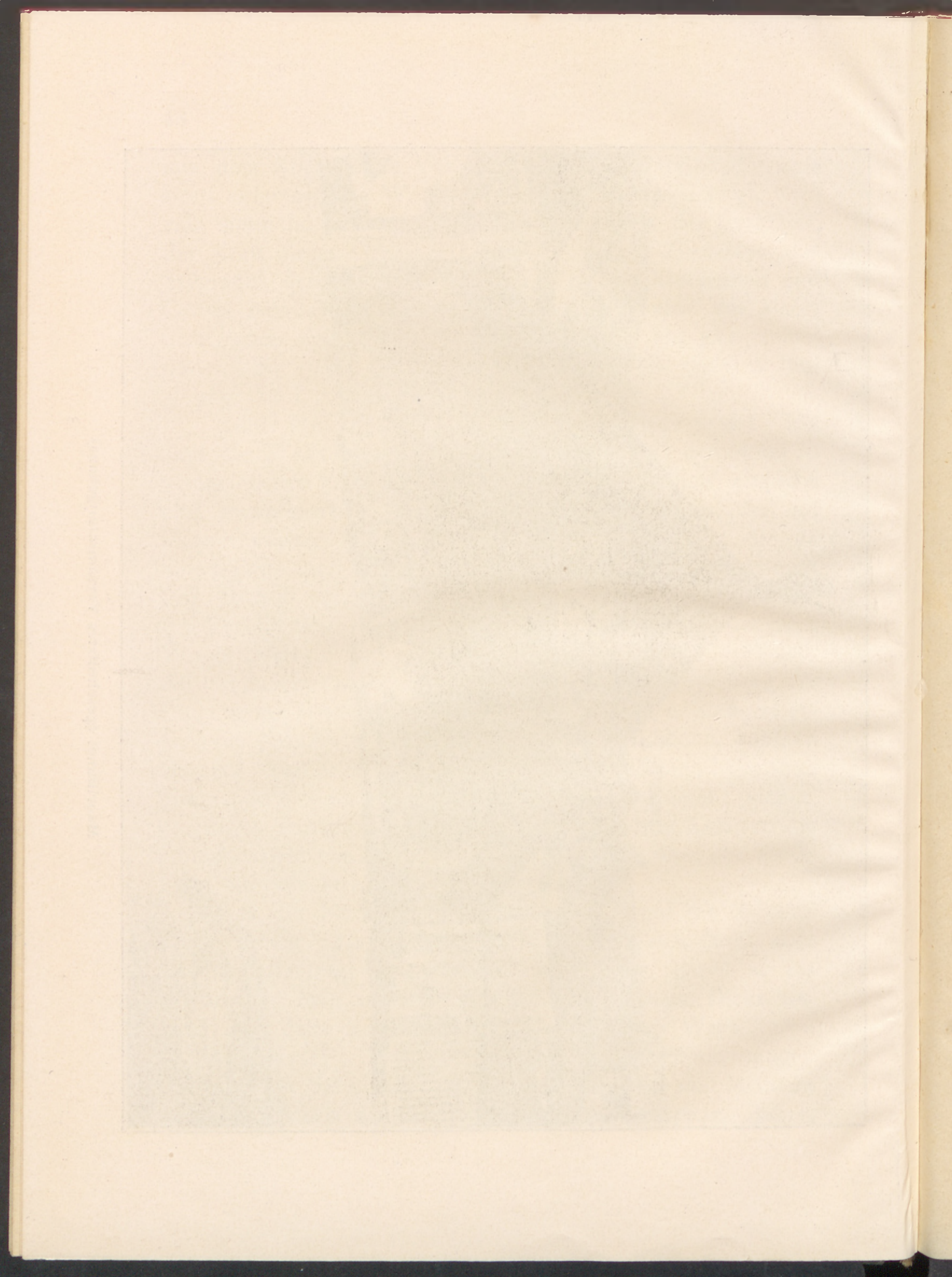
aus dem Kopf; ohne Vorlage wurden sie freihändig aufs Brett aufgetragen. Wenn man das alles berücksichtigt, wird man staunend stille stehen vor der Schönheit, der Exaktheit, der Kraft dieser Ornamente, und in diesen Zierleisten das Stilgefühl, den Schwung und bei allem die Einfachheit und Grösse bewundern. . . . Die grade Linie liebte der Maori nicht, auch nicht recht die eckige, die man nur ganz selten findet. Sie störte ihn; das Auge kann nicht darüber hingleiten, die Ecken und Kanten tun ihm weh.

Seine Motive sind deutlich aus der Natur geholt. Da sind die Wellenlinien der Berge, des Meers, der Mond in verschiedenen Phasen, vom halben bis zum vollen; einfache und komplizierte Kreisfiguren; prächtige Ranken, die auf Pflanzenmuster hinweisen. Namentlich häufig ist die an einem Ende sanft umgebogene Linie. ——————⊃ Sie kommt fast überall vor. Wir werden ihr später noch begegnen. Ihr Vorbild war der sich entrollende Farnspross, der vom Winde bewegte Baumzweig, das überhängende Flachsblatt. All das ist keine sklavische Nachahmung, keine Kopierung der Umgebung, sondern durch Maori-Gehirnrinde hindurchgegangene Natur. All diese Motive sind zu schönen, ruhigen Mustern verflochten ohne tüftelnde Kleinpinselei, ohne pimpelnde Schnörkel und zuckrigen Verzierungen; sicher, gemessen, männlich, stark schreiten sie über die Leisten; die einmal entworfene Zeichnung wiederholt sich über das ganze Brett, nur die farbige Ausfüllung wechselt.

Aus der Flächenmalerei ging dann wohl die Schnitzkunst hervor. Man ritzte Linien, Figuren aufs Brett, statt sie nur aufzutragen; suchte sie zu vertiefen, geriet so ins Hochrelief. Man arbeitete sich durch des Brettes Dicke hindurch und hatte durchbrochenes, spitzenartiges Werk. Den Hut ab davor! Denn all das ist mit Steinwerkzeugen gemacht, mit Steinhämmern, Grünsteinmessern und Meisseln aus Holzstücken mit angebundener Obsidianspitze. Jahre,



Maorikunst (geschnitztes Versammlungshaus)



Jahrzehnte lang nahm das in Anspruch. Ganze Generationen arbeiteten an einem Werk. So schnitzte der Maorikünstler Belagbohlen für die überstehenden Dachenden seiner Versammlungs-, seiner Vorratshäuser. Schnitt auf oblongen Brettern die Figuren der Legende, der Ahnenreihe des Stammes. Fertigte verzierte Behälter für Federn, eingemachte Tauben, konserviertes Menschenfleisch. Gestaltete seine Speere, Spitzen, seine Ruder, Schaufeln fürs Bilschwasser zu Kunstgebilden. Schmückte namentlich Bug und Heck seiner Kriegskanoe mit prachtvollen Schnitzereien. —

Fast alle Werke sind in Relief. Freistehende Statuen gibt es nicht. Wohl schnitzte man aus grossen Brettern Riesenfiguren, sitzend oder stehend, die als Portalschmuck verwandt wurden (der Durchgang war zwischen den Beinen ausgeschnitten). Aber nie hatten diese Figuren vollen, dreidimensionalen Körper. Des Maori Gestalten sind wie seine Linien und Ornamente nicht peinliche Nachahmung der Natur. Auch die Maorikunst ist Natur gesehen durch eine Temperament. Am nächsten kommen der Natur einige Tiergestalten. Die Eidechse hat der braune Künstler sich gern zum Muster genommen. Ihre äussere Form hat er dabei wohl gewahrt, ihren Körper aber über und über mit krausen Linien bedeckt, tättowiert. Wenige seiner Menschenköpfe ähneln dem Bilde des homo sapiens. Immer sind auch sie über und über tättowiert mit charakteristischen Linien, deren bald gedacht werden soll. Meist aber will er garnicht den Menschen getreu darstellen. Er stilisiert ihn, macht ihn zur Allegorie Furcht einjagender Macht, lebendigen Schreckens. Gibt ihm schiefe, mongolische Schlitzaugen mit runden Muschelstücken als Apfel, einen Riesenmund, aus dem die Zunge hängt, verkürzte, verkrümmte O-Beine; Arme, die die Seiten halten. An ihnen nun etwas Seltsames. Gabelartig setzen sich drei Finger an. Wenigstens scheinen es dem ersten Blick drei zu sein, so liest man's auch in allen

Beschreibungen. Ich fand aber etwas Anderes. Wer genauer hinsieht, kann immer das Rudiment eines vierten Fingers entdecken. Dieser vierte ist nach hinten geschlagen, bildet meist die gradlinige Fortsetzung des obersten nach vorn gerichteten. Drei Finger liegen meist auf der Hüfte und Brust, der vierte Appendix geht nach dem Rücken zu. — Diese eigenartige Drei- oder besser Vierzahl der Finger ist uralter Brauch. Auf den frühesten, 200—250 Jahre alten Schnitzereien, den Grabdeckeln im Auckland-Museum findet sie sich. Auf jüngeren Werken wird der vierte Finger deutlicher und liegt dann parallel den drei anderen; alle zeigen dann auch Gelenkbildung und Nägel.

Woher nun diese kuriose Zahl vier? Viel Kopfzerbrechen hat die Frage bereits gemacht. Gab's vielleicht mal einen Helden, der einen Finger im Kampf verlor? dessen Ruhm so fortlebt? Liess man sie absichtlich fort, um das Ahnenbild zu entstellen? Um im Falle der Besudelung durch einen Feind sich dadurch vor der Rache des Portraitierten zu retten, dass man sagen konnte, das Bild ist ja garnicht der und der Rangatira, der hatte ja fünf Finger! — oder opferten auch die alten Maorihäuptlinge einen oder mehrere Finger, um die bösen Geister zu versöhnen, wie es auf Tonga Sitte und Brauch gewesen sein soll? Alles das ist vermutet worden. Aber das ist doch wohl ein bischen zu spitzfindig, zu geklügelt. Mir will's fast scheinen, als habe der Maori seinem Ahnen gar keine Menschenhand geben wollen. Das soll kein menschliches Greiforgan sein. Den Irdischen ist der Tote entrückt, ist unter die Geister gegangen. Ihm wuchs jetzt am Vorarme eine Vogelklaue mit drei grossen Krallen und einer kleinen Afterzehe; die dünkte dem Volksglauben wohl stärker, als die menschliche Hand, vielleicht noch in der Erinnerung an die Tage der Moa. — Die Zehen sind meist richtig fünf (manchmal mehr).

Wie diese dunkle Drei oder Vierzahl kehrt immer

wieder das Motiv der herausgestreckten Zunge. In allen menschenähnlichen Schnitzereien hängt sie weit aus furchtbar geöffnetem Rachen. Die Spitzen der Speere sind Zungen, die aus dem Munde starren. Das Symbol ist leicht gedeutet. Es ist international; der Strassenjunge von heute gebraucht es im selben Sinne wie der Maori. Das Motiv ist das Sinnbild der tiefsten Verachtung des Gegners, der Ausdruck dessen, was Götz von Berlichingen den kaiserlichen Abgesandten durchs Fenster ruft. Hier ward die gebleckte Zunge zum Zeichen hohen Mutes.



(Jos. Martin, Auckland phot.)

Maorikunst

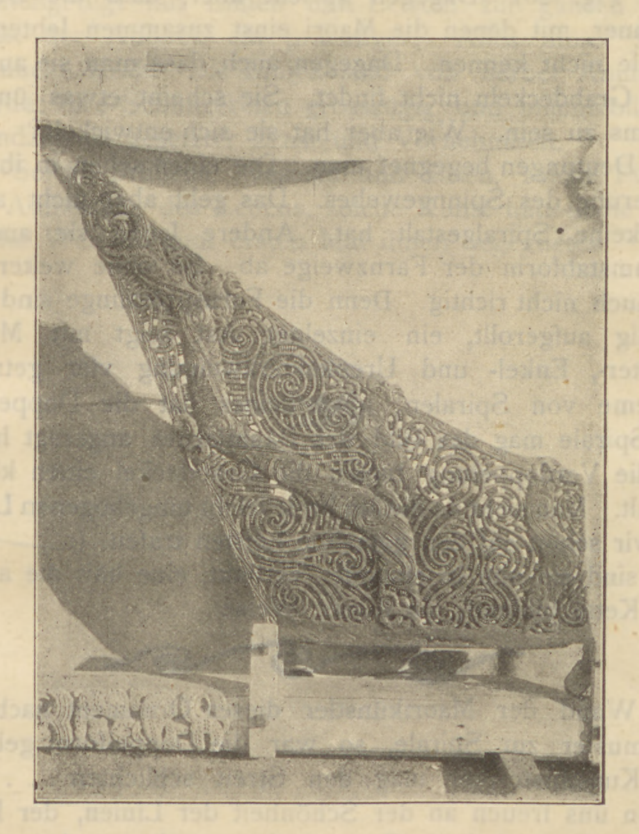
Die Gesichter, die Körper der Menschenfiguren, der Tiere, die Zierbretter der Häuser, die Behälter und Gefässe sind mit charakteristischen Linien bedeckt, die auch in der Tättowierung wiederkehren. Sie sind entweder reliefartig gearbeitet oder wie bei den Canoestücken in durchbrochenem, spitzengleichen Werke. Zwei Linienmotive kennt der braune Künstler. Das eine sind leiterartige Zeichnungen. Zwei Reihen von je drei Linien werden durch quere grade oder

geknickte Striche oder Rillen mit einander verbunden. Man heisst das Pakati: ⫼⫼⫼, >>>>>>. Auf den oben erwähnten Grabdeckeln findet sich das Motiv bereits, nur sind die Längslinien einfach ⫼⫼⫼, >>>>>>; in späteren Werken haben auch sie die mystische Dreizahl. Wie dies Ornament entstanden? Es ist schwer zu sagen. In Anlehnung an Fischgräten? Jedenfalls ist es wohl erst neben der Hauptarbeit abgefallen als Verzierung, als Füllsel für den leeren Raum zwischen dem, was sicher als das Hauptornament galt: den Doppelspiralen (Pitau).

Ein eigenes Gebilde, solche Spirale. Am Himmel schimmert sie als Milchstrasse, als Andromedanebel — dem Menschen war und ist sie ein Lieblingschmuck. Seinem Auge „war sie wohlgefällig. Es glitt angenehm über diese Schlangenlinie, die sich wohl um sich selbst wand, rhythmisch sich wieder zustrebte und sich dann doch wieder löste zu höherer, weiter ausgreifender, im Unendlichen verklingender Harmonie, anstatt sich selber in den Schwanz zu beissen und so der platten Wiederkehr zu verfallen" (W. Bölsche). In allen Künsten prähistorischer Völker findet sie sich. In der Bronzezeit schmückte sie in Europa den Arm der Schönen, verzierte Urnen, Gefässe, Helm und Schild — und in der fernsten Ecke der Welt, auf Neuseeland schnitzt der Maori sie in Holz und freut sich ihrer Windungen. Woher stammt sie? Ist sie eine Erinnerung aus der Menschheit Kindertagen? Der arischen Zeit? Oder hat jedes Volk sie neu geschaffen? Gestaltet in Anlehnung an die Natur? An die Form z. B. des jungen Baumfarnsprossen, der krummstabgleich gerollt ist? Hat sie sich aus dem Zeichen der Swastika 卐, entwickelt, dem Symbol der Sonnenanbetung? Fragen aber keine Antwort.

Die Maorispirale ist immer doppelt. Ihre inneren Anfänge berühren sich nicht End zu End, sondern sind in ein-

ander verhakt, dann rollen sich die beiden Linien einander parallel ab; radiäre Streifen durchsetzen sie, namentlich bei dem durchbrochenen Werk, wo sie das Ganze zusammenhalten. Mit wundervoller Regelmässigkeit, in gleichen Ab-



Maorikunst (Geschnitzter Bug eines Kriegscanoe).

ständen, mit peinlichster Sorgfalt sind sie gezogen, wo immer man ihnen begegnet — auf der Tättowierung des Lebenden, den geschnitzten Gestalten, dem hochgeschweiften Kanoeheck, dem bauchigen Bug, den Zierleisten der Häuser.

Woher stammt sie nun? Ist sie eine Erinnerung aus uralten Tagen? Auch auf Geräten der Bronzezeit sieht man sie hier und da, (vgl. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte 1904, Fig. 20). Dagegen spricht aber, dass die Südsee-Insulaner, mit denen die Maori einst zusammen lebten, die Spirale nicht kennen. Dagegen auch, dass man sie auf den alten Grabdeckeln nicht findet. Sie scheint etwas jüngeren Datums zu sein. Wie aber hat sie sich entwickelt? Allerhand Deutungen begegnet man. Die einen sehen in ihr eine Copierung des Spinngewebes. Das geht aber nicht an, da das keine Spiralgestalt hat. Andere leiten sie aus der Krummstabform der Farnzweige ab. So ohne weiteres ist das auch nicht richtig. Denn die Farnsprösslinge sind wohl spiralig aufgerollt, ein einzelner Ast zeigt mit Mutter-, Tochter-, Enkel- und Urenkelverzweigung vier getrennte Systeme von Spiralen; aber keines hat die Doppelform. Die Spirale mag das Bild des Baumfarnes angeregt haben; für die Verdoppelung bieten die Grabdeckel einen kleinen Anhalt. Man sieht da die am Ende leicht umgebogenen Linien, die wir schon auf den gemalten Leisten trafen. (c———ɔ). Hier sind sie nun in einander verhakt, eine hält die andere eine Kette bildend. In dieser Weise:



Wand der Maorikünstler dieses Ornament nach dem Farnmuster zur Spirale, so war die Doppelform geboren. Der Kunsthistoriker mag den Streit schlichten . . . Wir wollen uns freuen an der Schönheit der Linien, der Liebe, mit der sie gearbeitet. Denn auch verwöhntem Auge bietet die Maorikunst hohen Genuss. Obwohl der braune Bildhauer einen wahren horror vacui hat, obgleich er jedes Eckchen seiner Flächen füllt und verziert, diese Kunst ist nicht kleinlich. Da ist keine Pimpelei, keine Engherzigkeit, kein philiströses Tifteln und Basteln. Groteske Karrikaturen,

verrückte Zerrbilder scheinen die Bretter einzeln betrachtet und als Portrait genommen; sie wirken aber als stilisierte Ornamente, als geniale Arabesken. Sind sie dann zusammengefügt mit Linien und Leisten zur ganzen Wand, so ist der Anblick ein prächtiger. Alles atmet Stärke, männliche Kraft. Die Linien sind von herber Anmut und Würde; ihre Schnitzereien grosszügig und machtvoll. Der Grundzug ist gesetzter Ernst und Vornehmheit.

Solche Bräuche, Gesetze und Sitten, solche Führung und Auffassung des Lebens, solche Kunst hatten die Maori, als die Weissen zum ersten Mal ihnen begegneten.



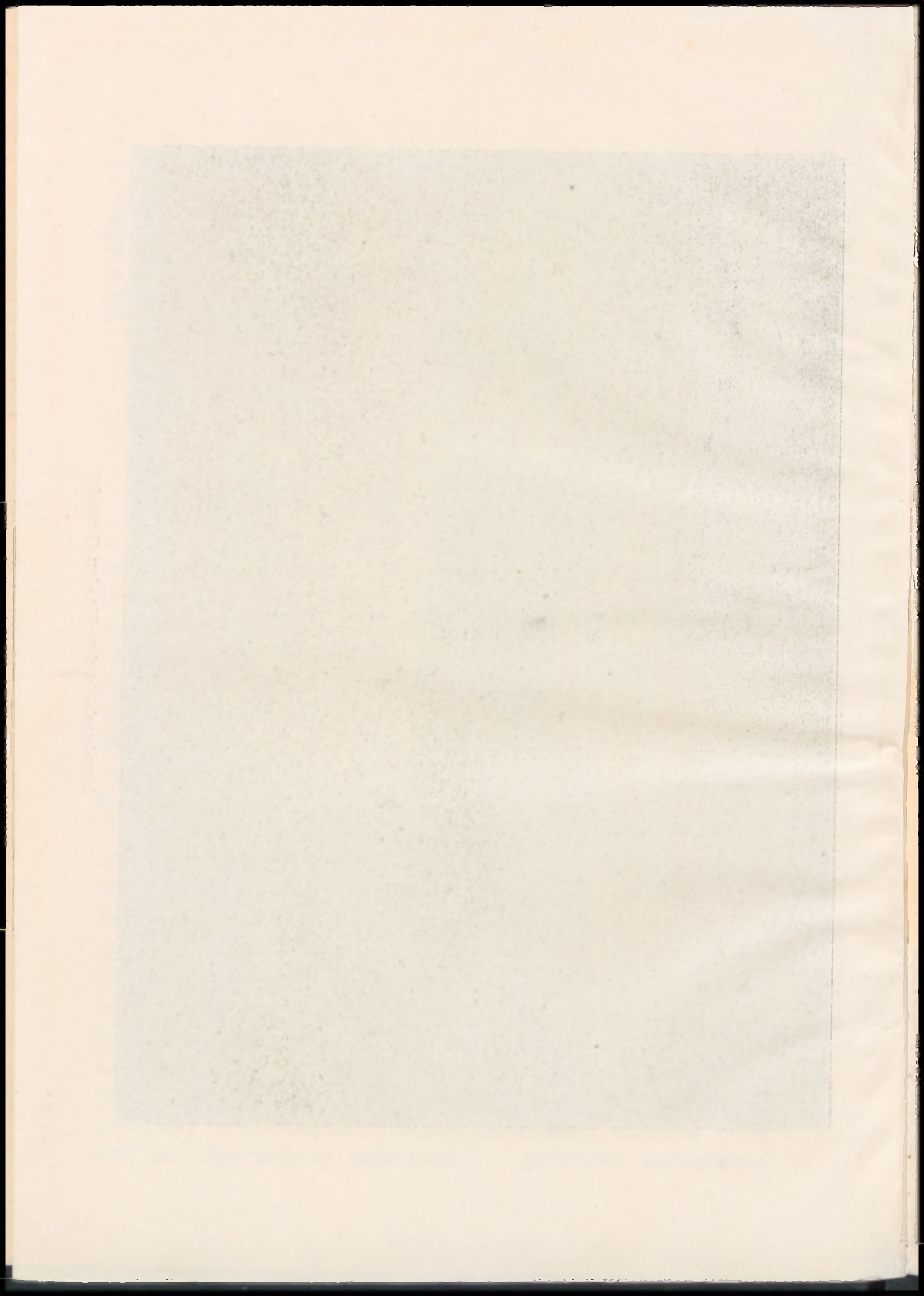


Neuseelands Entdeckung.

Als Jungen sind wir mit Tasman und Cook und anderen auf Reisen gezogen; mit fliegendem Atem wurde der Bericht ihrer Abenteuer verschlungen und in manchem Spiel in die Wirklichkeit umgesetzt . . . Nun, die Leidenschaft ist geflohen, die Liebe aber ist geblieben. Und wächst nur noch, wenn man selbst den Ort der Handlung betritt. Ein moderner Uniondampfer von 5000 Tonnen und 16 Knoten hatte uns zu Ostern 1903 herübergebracht. Aber was waren das für Ostertage gewesen! Die See arbeitete schwer; hohe Wogen wuschen über Bord, in ein tiefes Tal tauchte jetzt das Bug und verschwand fast im Gischt, hoch in Lüften aus dem Wasser stand die Schraube, der ganze Rumpf zitterte und bebte wie ein wildes Tier in der Wut; dann fasste eine andere Welle den Dampfer und liess ihn schwer nach Backbord rollen. Der Sturm pfiff und dichter Regen klatschte aufs Deck . . . Und das waren 5000 Tonnen — — nun denke man sich mehr als 250 Jahre zurück. Damals hielten die grössten Schiffe 300, 400 Tonnen, ihre höchste Geschwindigkeit waren 4,5 Knoten; manche Entdeckerfahrt wurde gar in Kähnen von 40, 60, 100 und 120 Tonnen gemacht. Chronometer, Sextant unbekannt, das Log eben erst zur Anwendung gekommen — primitive Instrumente



Mondnacht in den Fjorden (Sounds)



statt dessen, die Sanduhr, die alle halbe Stunden auslief und umgedreht werden musste, miserable Karten; wahrhaftig, der Bewunderung für diese kühnen Fahrer ist kein Ende.

Die Schiffsjournale Tasmans und Cooks sind die ältesten Dokumente einer Berührung der Weissen und Maori. Ihre Lektüre nach diesen Jahrhunderten ist ein eigener Genuss. Die schlichten, objektiven, fast zu trocknen Eintragungen Tasmans kennzeichnen den ganzen Mann: ein Seebär, derb und abhold aller Phrase. Cook ist dagegen der Weltmann von Bildung und Erfahrung, der in seine peinlich genauen, detaillierten, unendlich wertvollen Aufzeichnungen gern gelehrte und geschichtsphilosophische Anmerkungen einflicht.

Am 13. Dezember 1642 (in Deutschland vollendete sich das zweite Dutzend der Kriegsjahre) trug Jansen Abel Tasman in sein Buch ein: „Gegen Mittag sichteten wir ein grosses, hohes, wildes Land, ungefähr fünfzehn Meilen von uns nach Südost.“ Das war die Entdeckung Neuseelands. Von Batavia war Tasman mit den Schiffen „Heemskirk“ und „Zeehan“ aufgebrochen, den südlichen Continent zu suchen. Hatte Van Diemensland, das eine dankbare Nachwelt heute Tasmanien nennt, entdeckt und umfahren; und lugte noch aus nach dem grossen Continente. Hier glaubte er ihn gefunden zu haben und gab ihm den Namen Staatenland, den er später zu Ehren der holländischen Provinz „Zealand“ in Neuzealand änderte.

Ein eigenes Geschick waltete über seiner Entdeckung und machte ihn zu einem anderen Moses, der das Land der Verheissung sehen, aber nicht betreten durfte. Er war in die Cooksstrait eingebogen und hatte in der jetzigen „Goldenbay“ Anker ausgeworfen. Alsbald zeigten sich auch die Eingeborenen, die in Doppelkanoes auf die Schiffe zufuhren. Lautes Brüllen und Drohen mit den Waffen bewiesen nicht gerade freundliche Absichten. Es war nicht möglich mit ihnen in Beziehung zu treten. Man hielt ihnen verlockende

Gegenstände vor, zeigte blanke, blitzende Dinge. Ohne Erfolg. Keiner kam an Bord oder wechselte die feindliche Haltung. Diese weissen Gestalten auf den weissbeschwingten Vögeln waren böse Geister, schlimme Dämonen, die vernichtet werden mussten, wollte man den Stamm vom Untergang bewahren. Sie überfielen ein Boot, das zwischen den Schiffen verkehrte und erschlugen einige der Bemannung. Schüsse kamen als Antwort von den Schiffen, verfehlten aber ihr Ziel. Unbehelligt erreichten die Maori den Strand. Am nächsten Morgen kamen sie in grosser Zahl zurück. Eine Salve krachte ihnen entgegen. Ein Maori fiel. Alles war starr. Die Vorwärtsbewegung stoppte; mit lautem Aufschrei machte man dann kehrt und floh in wilder Hast zum Ufer. Mit Blut war die erste Bekanntschaft der Weissen und Maori besiegelt. Tasman taufte die Bucht: Mörder-Bai und lichtete Anker. Mehrere Tage kreuzte er noch in der Cookstrait, kehrte dann um, wiewohl er einen Durchgang nach Osten vermutete; an der Westküste entlang segelnd erreichte er den nördlichsten Punkt der Nordinsel und nannte ihn Kap Maria van Diemen zu Ehren des Gouverneurs von Batavia. Dann fuhr er über Neu-Guinea nach Java zurück.

Die erste Begegnung beider Rassen war erfolgt — nicht in friedlichem Verkehr, sondern in Hass und Kampf. Und der erste Eindruck war Abscheu und Schrecken. Das mag auch der Grund gewesen sein, weshalb die Holländer keinen Gebrauch von ihrer Entdeckung machten. In die Weltkarte, die sie 1648 in den Steinboden des Stadhuis in Amsterdam schlugen, zeichneten sie das Land ein. Thevenot erzählte 1663 in seinen Divers Voyages curieux von dieser Entdeckerfahrt. Tasmans Logbuch selbst blieb über 200 Jahre verschollen.

Der Schleier indess war zerrissen. James Cook hatte genaue Kenntnis von Tasmans Reise, als er sich 1769 auf

die Suche nach dem grossen pazifischen Kontinent, die terra australis incognita machte. Mit einem Stabe von Gelehrten war er von England nach Tahiti entsandt, den Durchgang der Venus zu beobachten und Material zu liefern zu einer genauen Berechnung des Abstandes der Erde von der Sonne. Am dritten Juni war die Aufgabe gelöst. Er nahm dann einen Eingeborenen, Tupia, an Bord und hielt seinen Kurs nach SW. Wenn die Theorie richtig ist, dass der Maori Hawaiki die Insel Tahiti ist, so bleibt es ein eigentümliches Spiel des Zufalls, dass Cook nun desselben Weges kam. Am 6. Oktober 1769 sichtete er Land und liess in der Poverty-Bay im NO der Nordinsel Anker fallen. Auch sein erster Eindruck von Land und Leuten war nicht gerade günstig. Man hielt auch ihn und seine Begleiter für wilde Dämonen. Sie mussten es ja sein; wie anders konnten sie mit dem Rücken zum Strande an Land fahren, wenn sie nicht überirdische Wesen waren, denn nur die hatten im Rücken Augen. Man versuchte auch seine Landung zu verhindern. Tupias Sprache aber, die ihnen verständlich war, beruhigte sie, und Cook war nicht der Mann, sich durch einen Angriff abschrecken zu lassen. Seinem Mute, der Ausdauer, seinem Forschungsdrange gelang es, überaus freundliche Beziehungen anzuknüpfen. Volle sechs Monate verweilte er hier, umsegelte beide Hälften und trug ein vollständiges Bild des Landes in die Karte ein an Stelle des einfachen Striches, den er vorgefunden. Buchten und Kap gab er Namen und hob so Tasmans Kind aus der Taufe. Dann ergriff er im Namen Georgs des Dritten Besitz von den Inseln. Im Laufe der nächsten Jahre kam er noch zweimal zurück, vervollständigte und vertiefte seine Beobachtungen.

Der Weg war geebnet und andere folgten bald. Zunächst die Franzosen Surville und Marion du Fresne. Beider Besuch endete in Kampf; Marion wurde überfallen — er soll Tapustätten betreten haben — und abgeschlachtet. Seine

Kameraden fanden seine blutigen Reste, als sie am Tage nach dem Angriff einen Rachezug unternahmen. D'Entrecasteaux und Vancouver kamen später. England indess kümmerte sich um die Inseln nicht weiter. Es hatte alle Hände voll zu tun mit Australien und dem Kriege in Nordamerika. Wohl ernannte man später einige Häuptlinge und Missionare zu Beamten in der meist bewohnten Bay of Islands im hohen Norden des Reiches, aber noch 1825 lehnte der Herzog von Wellington die ihm nahe gelegte Annexion mit den denkwürdigen Worten ab: England sei gesättigt mit Kolonien. (Vielleicht hat er auch da gewünscht, die Preussen kämen — wären sie doch nur gekommen!) Das Land blieb herrenlos Gut. Entsprungene Sträflinge von Sydney, desertierte Seeleute waren die ersten Ansiedler. Englands Gleichgiltigkeit bewahrte das Land wenigstens vor dem traurigen Geschick, Strafkolonie zu werden. Der Reichtum der See lockte Walfänger in grosser Zahl. Schwunghafter Handel setzte ein. Die Kauori-Wälder lieferten prächtige Masten. Die Maori brachten Flachs, süsse Kartoffeln, Terpentinharz (Kaori-Gum) und tauschten Eisenwerkzeuge, namentlich aber Gewehre ein. Feuerwaffen waren die einzige Sehnsucht dieser kampfliebenden Stämme. Abscheulich war der Handel mit tättowierten Häuptern. Regelrechte Verträge wurden abgeschlossen auf Lieferung solcher Köpfe. Das nahm so grossen Umfang an, dass Maorihäuptlinge ihre Sklaven tättowierten und töteten, um den Ansprüchen genügen — und Waffen eintauschen zu können. Viel zu spät, 1831 erst, verbot Sydneys Gouverneur den Handel bei Strafe.

Die besten Brüder waren es nun gerade nicht, die in diesen Tagen die weisse Rasse vertraten. Es war ja natürlich, dass zunächst jene die neuen, in Wahrheit unwirtlichen Ufer aufsuchten, die daheim nichts zu verlieren, draussen aber nur zu gewinnen hatten. Brutale, rohe Gesellen, denen die Gier nach schnellem Besitz in den Augen brannte. Eine

lange Seereise voll von Entbehrung und Gefahr lag hinter ihnen — was kümmerte sie Zivilisation und Kultur! Gewinn war die Hauptsache. War der Maori willig, so wars gut — wenn nicht, nun sein gut tättowierter Kopf war ja ein Handelsartikel mehr. Die nackte Gewalt herrschte. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Jener Stewart, Kapitän der Brigg „Elisabeth", der einem Stamm, den er selbst zum Kampfplatz gesegelt hatte, erlaubte, in der Schiffsküche seine Gegner abzuschlachten und abzukochen, ist ein Beispiel dafür, wess Geistes Kinder jene Europäer waren. Man trieb frevles Spiel mit den Eingeborenen; nahm sie an Bord, setzte sie im Reiche ihrer Feinde an Land, liess sie abschlachten, nahm die abgehackten Köpfe zurück, rollte sie vor die Füsse der Angehörigen und weidete sich an deren Entsetzen; dann verkaufte man sie. Nicht alle aber waren solche Bêtes humaines. Einige Weisse hatten Sitten und Gewohnheiten der Maori angenommen, oft ihre Frauen geheiratet und lebten als Pakeha Maori (fremde Maori) mit ihnen. Darunter waren gebildete Leute. Einer vermachte seinem Häuptling einen Shakespeare, ein anderer hat uns in einem famosen, lustigen Buche: „Old New Zealand" die Geschichte seiner Pakehazeit übermittelt.

Solch Pakeha hatte eine eigene Stellung. Gehörte zum Stamm, war allen Sitten und Bräuchen unterworfen und gehörte doch nicht dazu. Nicht etwa reine Freundlichkeit der Sitten erlaubte seine Ansiedlung, sondern bares Nützlichkeitsprinzip. Die Maori waren intelligent genug, die Überlegenheit der Weissen zu erkennen und in natürlicher Folge alles daran zu setzen, es ihnen nachzutun. Wie die Japaner deutsche Offiziere in den Dienst ihres Heeres stellten, um es auf höheren Grad der Tüchtigkeit zu bringen, so suchte der Maori Weisse an sich zu fesseln. Allerdings nur dann, wenn sie etwas leisten konnten. War das Bleichgesicht ein einfacher Bruder Straubinger, Faullenzer oder

Abenteurer, so nahm man ihn wohl für eine Nacht auf; konnte er aber am nächsten Morgen nicht sich irgendwie nützlich erweisen, so machte der Häuptling sich für Kost und Logis bezahlt, indem er ihn abschlachtete, und der Stamm erhob dann die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Zwei von Sydney entlaufene Sträflinge waren heilfroh, als der Kapitän der „Aktive“ sie an Bord nahm und in ihre Gefängnisse zurückbrachte. Schuster und Schneider waren sie einst in London gewesen. Mein Gott, was sollten die hier, was konnten die den Maori lehren! Sie waren ausgezogen, ein Königreich zu suchen — und Wochen lang hatten sie sich im Busch verbergen müssen, um dem Gehege blinkender Zähne zu entgehen. War solch Pakeha aber geschickt und sah der Stamm, dass er von ihm lernen konnte, so hegte und pflegte er ihn wie ein nützliches Haustier, „wie die Gans, die goldene Eier legt.“ Der spezielle Schutz des Häuptlings deckte ihn. Seine Wohnung lag dicht an der Hütte des Rangatira, so dass dieser ihn und sein Tun stets unter Augen hatte, was aber andrerseits dem Pakeha Gelegenheit gab, seinem Schirmherrn in die Karten zu sehen. Wurde dem das dann zu ungemütlich, so lobte er den Fremden fort und empfahl ihn dringend einem anderen Stamm. Der Pakeha war der Lehrmeister und Handelsherr; bei ihm tauschte man Werkzeuge und Waffen ein. Seine Waren hatte er dem Häuptling zuerst anzubieten, wie er auch das Vorkaufsrecht aller Güter seines Schirmherrn hatte — mit der gütigen Erlaubnis allerdings, 25 % mehr zu bezahlen als andere für das Gleiche. Für all das war der Häuptling verpflichtet, wie Old New Zealands Autor lustig erzählt, im Falle einer Plünderung, eines Überfalls bis an die Zähne bewaffnet herbeizustürzen — wenn alles vorbei war, und laut auszubrüllen, was er alles getan hätte, wäre er pünktlich zur Stelle gewesen. Die Leidenschaft der immer langsam vorangehenden Bramarbasse war aber

dann in Siedehitze; der See raste und wollte seine Opfer haben. Der Kampfhunger und Blutdurst setzten sich in reale, vegetative Funktionen um, und es war eine andere, peinlich kontrollierte Pflicht des Pakeha, genügende Mahlzeiten herbeizuschaffen. Im seltenen Falle eines Diebstahles hetzte der Stammesherr dem Verbrecher mit allen Hunden nach, um am Ende den gestohlenen Gegenstand für gehabte Mühe selber einzustecken. Es war ein gemütliches, patriarchalisches Verhältnis, wenn die Pakeha einiges Verständnis und Humor mitbrachten. Beide fuhren dann wohl dabei. Leider kam das aber nur selten vor. Die Mehrzahl der damaligen Weissen waren Ritter von trauriger Gestalt des Geistes und Gemütes.

Von solchen Leuten konnten die Maori die Segnungen der Kultur und Zivilisation nicht lernen, sie kamen ihnen von anderer Seite. Samuel Marsden hatte auf einer Reise von England nach Sydney einen Maorihäuptling kennen gelernt, den ein Kapitän mit nach London genommen, dort aber im Stich gelassen hatte. Die aus langen Gesprächen erwachsende Kenntnis vom hohen Werte dieser Rasse liess in ihm den Entschluss reifen, als Apostel unter sie zu gehen. Nach verschiedenen vergeblichen Bitten stellte ihm Sydney's Gouverneur ein Schiff zur Verfügung. Und am Weihnachtsabend 1814 — in lauer Sommernacht predigte er den Maori zum ersten Male. Wenn er auch selbst seinen Aufenthalt nicht ständig auf Neuseeland nahm, so war er doch unermüdlich tätig, Stationen zu errichten und zu unterstützen. Man mag über Missionstätigkeit verschiedener Meinung sein, man mag mit Kennern Chinas, Afrikas darin übereinstimmen, dass ihr Wirken öfter Unfrieden als Frieden gebracht hat: den Missionaren auf Neuseeland wird man Anerkennung nicht versagen dürfen. Ganz uneigennützig waren diese Geistlichen nun nicht. Auch die englische Kirche hat einen grossen Magen. Ihr Trachten war, aus Neuseeland für sich

zu machen, was Paraguay im 17. und 18. Jahrhundert den Jesuiten gewesen — einen Kirchenstaat. Ohne staatliche, weltliche Einmischung. Heftig hat der Klerus sich lange gegen die Annexion durch England gesträubt, bis der Zeiten Not ihn zwang, selbst darum zu bitten. Vorläufig aber verfolgten die Brüder ihr Ziel mit Umsicht und Takt. Es lag ihnen weniger daran, mit hohen Taufziffern zu protzen, denn als Lehrmeister in Unterricht und Handwerk zu arbeiten. Die erste Taufe fand erst nach zehn Jahren statt, aber sie konnten es sich zu gute rechnen, dass die Sitten milder wurden, Sklaverei und (wenigstens zum Teil durch ihren Einfluss) der Kanibalismus aufhörten. Die Tatsache, dass in all' den Wirren der ersten dreissig Jahre kein Missionar durch Mörderhand fiel, spricht mehr als Anderes für ihr äusserst geschicktes, verständnisvolles, tolerantes Vorgehen. Religiöse Eiferer mögen mit dem Resultat der Taufen nicht zufrieden sein. Aber ists denn wirklich ein Wunder, namentlich bei so einer intelligenten Rasse? In der Missionstätigkeit, in der Hoffnung auf Bekehrung steckt doch ein gut Stück Naivetät. Man denke sich doch einmal hinein. Mit der ganzen Inbrunst, der vollen Hingebung, die nur der ererbte Glaube verleiht, hängt ein „Wilder" an seinen Göttern, seinen Bräuchen, seiner Religion, in und mit der er von Kindheit aufgewachsen. Der Glaube, den er braucht, ist angepasst an die Ansprüche seines Landes, seiner Person. Nun kommt ein Fremder, der, wie er an tausend Dingen erkennen muss, ihm überlegen ist, und sagt ihm: Dein Glaube ist falsch — der meine ist der wahre. Und die einfache Folge? Die Religion, der Glauben, das Vertrauen erleidet einen schweren, erschütternden Stoss. Ihm ist seine Welt vernichtet. Und denkt man wirklich in solcher Verfassung des Gemütes sei er fähig, auf den Trümmern seiner alten Religion, die er verstand, einen neuen Glauben, der ihm fremd ist, aufzubauen? Das zu tun in einer kurzen

Spanne Zeit, wozu die Menschheit Jahrhunderte brauchte? Wird er wirklich mit seinem Herzen dabei sein? Und darauf kommts doch an. Meist wird an die Stelle felsenfesten Glaubens Gleichgiltigkeit treten, laues Christentum. Die neuseeländischen Missionare waren auf rechter Strasse. Sahen ihre Hauptarbeit in Unterricht und Erziehung. Überliessen den Übertritt zum neuen Glauben der allmählichen Entwicklung.

Indessen ruhig sollte der Übergang zu westlicher Zivilisation sich nicht vollziehen. Kultur und ererbte Anschauungen lassen sich nicht ablegen wie Kleider.

Waffen waren ins Land gekommen. Und es war, als sollte mit ihnen noch einmal die alte Kampflust und Leidenschaft der Maori zu wabernder Lohe aufflammen, bevor sie erlosch und damit auch die unverkennbare Degeneration der Rasse einsetzte. Die zwanziger Jahre letzten Saeculums sind mit ungeheurem Kriegslärm erfüllt. Ströme von Blut wurden vergossen, Dörfer und Pflanzungen in Flammen vernichtet, ganze Stämme ausgerodet. Es war ein Kampf von Maori gegen Maori. Weisse waren nur als Pakeha Maori beteiligt. Häuptlinge von masslosem Ehrgeiz, unersättlich in Blutdurst und Kampfgier, standen auf. Der grösste unter ihnen war Hongi, der in Europa gewesen, Georgs des Dritten Macht gesehen und von den letzten gewaltigen Kämpfen gehört hatte, unter denen der Boden des alten Kontinentes gezittert. In ihm brannte der einzige Wunsch, König von Neuseeland zu werden. An Ehrgeiz, ungebrochener Kühnheit, die keine Gefahr, kein Hindernis schreckte, die ihn Meerkanoes über Land tragen liess, um sie auf Binnenseen zu gebrauchen, an dämonischem Willen ist er seinem Vorbild, dem grossen Napoleon gleich. Seines Schrittes Blutspur reichte bis zum Süden der Nordinsel, fast war sein Ziel erreicht, fast lag durch die Überlegenheit seiner Gewehre das Land zu seinen Füssen, da brannte auch ihm ein Moskau.

Ein Lungenschuss fällte ihn 1827. Sein ebenbürtiger Gegner Te Waharoa nahm den Rachekampf gegen Hongis Söhne auf und führte ihn zu blutigem Ende.

Der Waikatostamm erhob sich unter Te Wero-Wero gegen seine Brüder; seine Macht zerschellte aber an einem starken Pa.

Im Süden wütete Rauparaha, dessen strategische Klugheit seinen Stamm auf eine Insel, Kapiti, in der Cookstrasse angesiedelt und so vor Angriffen, Rachezügen gesichert hatte. Seine Raubkriege — bis weit auf die Südinsel ausgedehnt — machten seinen Namen zum Schrecken aller. Seine Erfahrung und Fähigkeit im Kriege wurden nur von seiner Grausamkeit und Rachsucht übertroffen.

Auf diese, fast zehnjährige Periode des Schreckens und der Vernichtung, in der über 10000 Maori fielen und Hunderte gefressen wurden, folgte eine Zeit des Friedens von gleicher Dauer. An 2000 Weisse lebten jetzt im Lande, zumeist im Norden an der Bay of Islands, wo sie sich mit einer Art Lynchjustiz mehr schlecht als recht eingerichtet hatten. Die steigende Einwanderung, der wachsende Handel, die Unsicherheit des Rechtes machten nun doch ein Eingreifen von Seiten Englands nötig. Zu einer formellen Annexion konnte man sich nicht entschliessen. Man war saturiert und wollte nicht mehr Kolonien. (Wie solche Stimmung doch im Laufe der Jahre verfliegt!) Dazu kam das Scheitern der ersten New Zealand Company, die 1825 eine Expedition von Ansiedlern hinausgesandt hatte. Das erste, was die Kolonisten zu sehen bekamen, war ein Kriegstanz der Eingeborenen. Gewaltiges Brüllen, schwingen der Waffen, wilde Sprünge, rollende Augen, deren Weiss im Feuer blinkte, in grell bemalten Fratzen herausgestreckte Zungen: das war ein Schauspiel, das friedsamen Bauern wohl in die Glieder fahren konnte. Zu Tode erschrocken blieben sie auch nicht einen Augenblick länger im Lande, fuhren nach

Australien oder heim. Die Kunde von den bluttriefenden Taten der Maori wird die Stimmung auch nicht grade günstig beeinflusst haben. Zu guter letzt rieten die Missionare von einer Annexion ab (aus uns bekannten Gründen).

Getan musste aber etwas werden in einem Lande, in dem der Union Jack gehisst war; zumal sich die Zeichen mehrten, dass die Franzosen ernstlich an eine Besitzergreifung dachten. So sandte man Busby als britischen Residenten nach Neuseeland. Aber man gab ihm keine Macht, keine Autorität. „Seine Laufbahn war eine lange Burleske — eine Posse ohne Lachen, gespielt von einem matten Schauspieler in bittrem Ernste" urteilt sein Landsmann W. P. Reeves. Er war voll des besten Willens, aber ganz unfähig. Arbeitete unter anderem für das Land und seine weisse und farbige Bevölkerung eine Verfassung aus mit weitgedehnter Selbstverwaltung. Für die Maori! Denen der letzte Bissen Menschenfleich noch in den Zähnen steckte! . . . Der Mangel an autoritativer Verwaltung begünstigte das Treiben der „Landhaie", von Speculanten, die für einen Pfifferling weite Strecken Landes aufkauften. Man berechnet, dass 1840 26 Millionen Morgen, mehr als ein Drittel von ganz Neuseeland, von diesen „Landhaien" verschlungen waren. Es waren unhaltbare Zustände. Überall die grösste Verwirrung. Reibereien zwischen Weissen und Maori die Folge: es war die höchste Zeit, dass eine starke Hand im Lande fühlbar wurde.

In England hatte man trotz dem ersten, aufgegebenen Versuche den Gedanken an eine Kolonisierung nicht fallen lassen. Gibbon Wakefield wars, der mit allen Kräften daran arbeitete, die Kolonie im Mutterlande populär zu machen. Er hatte einen Ansiedlungsplan ausgearbeitet, nach dem man für billiges Geld (£ 1 oder £ 2 für den Acker), das zur Hälfte für öffentliche Zwecke, Unterricht, Wegebau usw. verwandt werden sollte, Land kaufen oder pachten und

später leicht erwerben konnte. Das Prinzip bewährte sich im Anfang, später aber, als der Wert des Landes stieg, versagte es ganz, konnte namentlich nicht die Anhäufung grosser Güter, die Latifundienwirtschaft verhindern. Durch Wakefilds Arbeit wurde die Stimmung in England aber günstiger. Nur die Regierung und das Parlament, mit denen die neugegründete „New Zealand Association“ unterhandelte, verhielten sich dauernd ablehnend. So rüstete denn die Kompanie 1839 auf eigne Faust eine Expedition aus, der Bruder Gibbons, Kolonel Wakefield trat an die Spitze, und hinaus gings nach Neuseeland. Für Waren im Werte von 180000 M. kaufte sie da mit Hilfe eines Dolmetschers, der selbst kaum die Maorisprache verstand und die englischen Kaufverträge nicht übersetzen konnte, 20,000000 Morgen von Häuptlingen, die ihre Stämme nicht befragten. Mehr als ein Teufel sass diesem Vertrage im Nacken — und blutige Folgen sollte er noch zeitigen. Dieser ersten Expedition folgte im Januar 1840 das erste Kolonistenschiff, das in der Cook-Strait, dort, wo heute die Hauptstadt Wellington liegt, anlief.

Der Druck der öffentlichen Meinung, mehr noch die immer deutlicher werdende Absicht der Franzosen, über Neuseeland die Trikolore wehen zu lassen, die nun stürmischen Bitten des englischen Klerus, der Missionare, die fürchteten, das Land an die allein selig machende Kirche zu verlieren, drängte die Kolonial-Offize zu dem entscheidenden Schritte der Annexion. Mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe. Und es ist, als hätte der Winter dieses Missvergnügens seine Schatten gelegt über die Wahl der ersten Männer und die Instruktionen, mit denen sie versehen wurden.

Was wars nur? Wirkliche Kolonialmüdigkeit nach den bittren Erfahrungen in Amerika? Wars philantropische Sentimentalität? (Noch war ja Jean Jacques Rousseau’s Ruf:

Zurück zur Natur, seine Seligsprechung der primitiven Kultur nicht verhallt). Dämmerte gar in London Reue auf, dass man in Australien so brutal mit den Eingeborenen umgesprungen, sie namentlich auf Tasmanien wie wilde Tiere einfach niedergeknallt hatte? — Jedenfalls vermisst man das klare Hirn, das alles wägte, die Zukunft bedachte, dann sich entschied, und die starke, fest zupackende Hand, die Englands Kolonialpolitik heute leiten. England ist in der Schule. Lernt und bezahlt schwer für Erfahrungen (wie es Deutschland heute tut).

Ein unpolitischer Sinn diktierte die drei Artikel des Vertrages von Waitangi, den im Jahre 1839 der erste Gouverneur Hobson abschloss. In ihm übertrugen die Häuptlinge der Nordinsel der Queen die Oberhoheits- und Regierungsrechte über ganz Neuseeland, wofür die Königin allen Stämmen und ihren Führern den unbeschränkten Besitz ihres Landes, mochte das Eigentum ein persönliches oder kollektivistisches sein, so lange garantierte, wie sie im Besitz zu bleiben wünschten. Für den Fall der Veräusserung stand der Krone das Vorkaufsrecht zu — zu Preisen, die eine gemischte Kommission vereinbaren würde. Der dritte Artikel heisst: Die Königin schützt die Maori und gibt ihnen alle Rechte und Vorrechte britischer Untertanen. Zugleich erliess Hobson die Ankündigung, die Regierung erkenne nur solche Besitztitel auf Land an, die unter der Herrschaft und im Namen der Queen erworben waren.

Dadurch wurde ja nun den Landhaien der Handel gelegt; aber auch alle anderen Ansiedler sahen sich in ihrem Besitz bedroht und unsicher, bis die eingesetzte Landkommission ihre Eigentumsrechte geprüft und bestätigt hatte. Wie sehr nötig eine Durchsiebung der Landansprüche war, erhellt das Faktum, dass der Ausschuss 1843 beim Abschluss der Prüfung nur 1/22 aller Reklamationen als berechtigt ansehen konnte.

Aber der Vertrag selbst, so fair und vornehm er gedacht sein mochte, war ein Fehler. Die Anerkennung und Garantierung des Eigentumsrechtes der Eingeborenen bedeutete soviel, dass 65,000 Menschen über ein Land fast so gross wie Grossbritannien verfügen konnten. Politisch besser wäre es gewesen, ein Recht nur auf das Land zu bestätigen, das die Maori wirklich bebauten und benutzten. Damit wäre die Landfrage erledigt gewesen. England hätte dann ein grosses Terrain gehabt, das es nach Belieben aufteilen, verpachten oder verkaufen konnte. Ungezählte Opfer an Gut und Blut wären erspart geblieben. So indess, bei dieser alles besonnene Mass übersteigenden Gerechtigkeit, wurde der Waitangi-Vertrag das erste Glied einer Kette grösster Verwirrung, bitterster Feindschaft, blutigster Kriege, die die junge Kolonie mehr als einmal an des Abgrundes Rand gebracht haben.

War einmal das Eigentumsrecht anerkannt, so mussten auch alle Ansprüche auf das Land befriedigt werden. Und das war garnicht so einfach. Judge Manning erzählt davon. Als er sein Land kaufen wollte, meldeten sich alle möglichen und unmöglichen Leute, deklarierten ihre Rechte und heischten Ablösung. Die früheren Besitzer, deren Vorgänger, die Nachkommen derer, die von diesen Vorgängern vertrieben waren, ein Enkel, der seinen Grossvater einst auf dem Boden beigesetzt usw. ad infinitum, bis zuletzt ein ganz Schlauer kam und seinen Anspruch begründete mit einem Urahn, der als Drache in einer Höhle des Grundstückes gehaust habe. (NB. ein recht praktischer Darwinist!) Das klingt komisch, ist aber recht ernst. Unterlag z. B. in einer der vielen Fehden, die dies kriegsfrohe Volk ausfocht, ein Stamm, so verlor er sein Land an den Sieger — aber auch nur an den. Verkaufte der es, so machte der geschlagene Stamm seine älteren Rechte geltend. Das komplizierte den

Landankauf so ungemein, dass fast jedesmal ein kostspieliges Schiedsgericht nötig wurde.

Dabei hatte die Krone alle Vorkaufsrechte. Ja, wenn nur das Mutterland die Gouverneure mit den nötigen Geldern zum Kauf ausgestattet hätte. Aber daran haperte es gerade. Die Regierung konnte nicht kaufen; zugleich aber war sie imstande eben durch den Besitz des Vorkaufsrechtes, jeden Verkauf an Private zu unterbinden; musste das auch wohl, um Anhäufung zu grosser Güter in einer Hand zu verhindern. Zu dem kam noch Zwist im eigenen Hause. Die Wakefielder hatten sich an der Cookstrasse mit Selbstregierung häuslich eingerichtet. Hobson verlangte Unterwerfung. Bereitwillig kamen sie dem nach, und schlugen als Hauptstadt der Kolonie ihr Wellington vor. In allzu peinlicher Ehrenhaftigkeit argwöhnte der Gouverneur, dass die Wakefielder nur ihres Landes Wert steigern, ihn zur Spekulation missbrauchen wollten. Er lehnte ab und wählte Auckland an Stelle von Russel, wo bisher der Sitz des britischen Residenten gewesen war. Die Wahl war keine gute. Die gegebene Hauptstadt war in der Tat Wellington seiner zentralen Lage wegen, die vor allem nötig war. (1864 wurde dann auch der Sitz nach Wellington verlegt).

1840 erfolgte die Einsetzung des Legislative und Exekutive Council. In Gerichten, Munizipalitäten, Post, Register- und Standesamt wurden die Grundlagen geregelter Verwaltung geschaffen. Der erste Bischof von Neuseeland Augustus Selwyn griff die Ausarbeitung einer Kirchenverfassung an.

Das alles betraf die Nordinsel. Das Südeiland ward — nur von wenigen bewohnt — vernachlässigt. Frankreich wollte sich das zu Nutze machen. Eine Fregatte lief ein mit der Absicht, die Südinsel zu annektieren. Hobson aber hatte Wind bekommen; guter Wein hatte dem französischen Kapitäne beim Bankett in Auckland die Zunge gelöst. Noch in derselben Nacht sandte Hobson ein Kriegsschiff nach dem

Süden — und es gelang just vor Ankunft der Franzosen auf Banks Peninsula den Union Jack zu hissen. Die französischen Auswanderer, die der Fregatte folgten, wurden britische Untertanen.

Nach dreijähriger Amtsführung erlag Hobson 1842 einem zweiten Schlaganfall. Eine erste Apoplexie hatte ihn kurz nach dem Abschluss des Waitangi-Vertrages befallen. So mag seine physische Unfähigkeit noch manches erklären in seiner Regierung, die nicht von Glück und Erfolg begleitet war. „Lassen Sie ihn gut sein wie der Gouverneur, der eben gestorben ist," schrieb Te Wero-Wero an die Queen, als er um einen neuen Gouverneur bat. Seines Herzens Güte schuf ihm ein Denkmal. Es ist schade, dass das keine genügende Qualifikation für eine Herrscherstelle ist.

Leutnant Shortland führte die Geschäfte bis zum November 1843, bis der neue Gouverneur, Kapitän Fitzroy, der vor dem Darwin um die Welt gefahren, sein Amt antrat. Nicht frohe Zeiten grüssten ihn. Blut war geflossen. Die Nachlässigkeit des Wakefielt-Vertrages hatte sich gerächt. Die Kompagnie reklamierte als ihr Eigentum Land vom Häuptling Rauparaha, der aber ihre Ansprüche nicht anerkannte, sondern schiedsgerichtliche Entscheidung verlangte. Colonel Wakefield glaubte kurzen Prozess machen zu sollen und besetzte das strittige Grundstück. Ein Angriff war die Folge. Ihn zu rächen, zog der Colonel gegen den widerspenstigen Rauparaha zu Felde, suchte ihn und seinen Verbündeten Rangihaeata zu verhaften. Ein Gefecht entspann sich; ein Schuss streckte Rangihaeatas Weib zu Boden. Als Antwort kam eine wilde Attacke der Maori. Eine volle Niederlage der Engländer war das Ende. Wakefield mit achtzehn Genossen musste kapitulieren. Sie alle erschlug Rangihaeata mit der Axt. Neun wurden gefressen. So rächten sie des Weibes Tod und den ungerechten Angriff.

Eine böse Suppe war eingebrockt, und Fitzroy hatte

sie auszulöffeln. Erhebungen erfolgten, und am Ende musste gegen die Weissen erkannt werden. Ihr Landanspruch war nicht berechtigt, ihr Angriff vom Zaun gebrochen. So beschränkte sich Fitzroy darauf, der Gefangenen Ermordung heftig zu tadeln; rächen aber wolle er sie nicht, da sie in Abwehr eines unbegründeten Angriffs erfolgt sei. Wenn ja nun wohl die Entscheidung eine schlechthin gerechte war und gegen die Weissen sich richten musste, das Ansehen der Europäer konnte aus dem ganzen Handel keine Nahrung ziehen. In irgend einer Art hätten wohl die Häuptlinge Busse tun müssen. Denn so legte der angeborene Sinn für Wiedervergeltung der Maori das offizielle Verfahren nur als Schwäche aus.

Fitzroys ganzer Amtsführung überhaupt fehlte es an der nötigen starken, graden Linie. Es war ein andauerndes Hin- und Herpendeln. Zölle wurden erhoben und wieder beseitigt, Steuern auferlegt und wieder abgeschafft. Im bunten Wechsel. Das Landvorkaufsrecht der Krone gab er schliesslich auch auf. Der Tadel dafür trifft aber nur das Mutterland, das ihn ohne Macht und Mittel liess. Das sollte sich noch bittrer rächen. Die Hafenzölle und die Verlegung der Hauptstadt nach dem Süden hatte den Handel von der früher zumeist besuchten Bay of Islands abgezogen. Hier wurden deshalb Einkünfte, Tabak, Decken knapp; Schmalhans ward Küchenmeister. Ein rechtes Maorihirn konnte darin nur das Werk eines Dämons sehen, der sich in irgend einer Form auf der Insel eingenistet hatte. Was sollte es anderes sein als der Flaggenstock, auf dem der Union Jack flatterte? Seit er aufgerichtet, war ja das ganze Unglück gekommen. Der war des Dämons Behausung, der musste vernichtet werden. Hone Heke unternahm das und fällte am 8. Juni 1844 den Flaggenmast. Viermal richtete das Gouvernement ihn wieder auf — viermal hieb ihn Heke nieder. Die britische Autorität tief verletzt — der Gouverneur ohne

Truppen — die Maori im Aufstande: kritisch genug war die Lage. Sydney sandte Hilfe. In wiederholten Expeditionen zog man gegen Heke zu Felde. Brachte aber nichts heim als schwere Verluste und empfindliche Niederlagen.

So endete der erste blutige Zusammenstoss der Eingeborenen und der britischen Regierung. Es wurde England zum bittren Verhängnis, da nicht Sieger gewesen zu sein. Einen nie ganz ausgebesserten Schaden erlitt das Prestige der Weissen. Mehrere Maoristämme hatten sich den englichen Truppen angeschlossen. Ihre Häuptlinge übten harte Kritik an dem „törichten“ Vorgehen der britischen Führer, die befestigte Plätze stürmen wollten, ohne vorher genügend Bresche gelegt zu haben. Ein Häuptling hat Manning sein Urteil über den Krieg mitgeteilt. Wohl eine einzigartige Kriegsgeschichte.

Im Mai 1845 berief die Kolonial Offize Fitzroy ab. „Oft im Unrecht, gelegentlich im Recht besass er in Vollendung die unselige Kunst, das rechte Ding auf unrechtem Wege zu tun“, urteilt Reeves.

Die Ansiedler unzufrieden, die Autorität, das Prestige der Engländer aufs Empfindlichste verletzt und geschmälert; die Maori trotzig, kampflustig wie selten zuvor; Aufruhr, Streit, Gefechte an allen Ecken: „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?“ Die Not war gross; Zeit wars, dass er kam.

Endlich, endlich besann sich England auf seine Aufgaben und Pflichten. George Grey, der schon in Australien sich trefflich bewährt hatte, wurde berufen. Mit Geld und Machtmitteln wohl ausgerüstet landete er am 14. November 1845 in Auckland. Mit raschen Schlägen brachte er den Norden zur Unterwerfung und Ruhe, die von dieser Seite nie wieder gestört wurde. Im Süden nahm er den alten Fuchs Rauparaha gefangen, der als der Weissen Freund galt, im geheimen aber wühlte und hetzte. Das schüchterte die Maori gehörig

ein. Wenn der grössten einer so festgenommen werden konnte, was harrte denn ihrer? Allgemeine Unterwerfung war die Folge, bis auf Te Heu Heu, den Taupohäuptling. Aber Grey war unter glücklichem Stern geboren. Den Widerspenstigen begrub eine Steinlawine. Und das verfehlte nicht seinen tiefsten Eindruck auf das abergläubische Maorigemüt. Ein kurzer Aufstand im Wanganuigebiete 1846 wurde ebenso rasch unterdrückt.

Und nun folgten dreizehn Jahre des Friedens. Kleine Reibereien, wie sie in einem Lande mit zwei Rassen kaum zu vermeiden sind, unterbrachen kaum die Ruhe.

Endlich konnte an eine geregelte Kolonisierung gedacht werden. Eine planmässige Arbeit setzte ein unter Greys Leitung, dem ein Stab tüchtiger Mitarbeiter zur Seite stand. Für 200 000 M. Land kaufte die Regierung, Wege wurden gebaut, Verwaltung, Gesetze eingerichtet. Grey war die Seele des Ganzen. War überall dabei, anzuregen, zu ermutigen, Rat zu erteilen. Voll Interesses für die Maori und ihre Art (eine prachtvolle Sammlung polynesischer Mythologie verdanken wir ihm) wusste er ihre berechtigten Interessen zu schonen und sie doch zu den öffentlichen Arbeiten heranzuziehen. Und gross war sein Ansehn bei ihnen. Vor allem verlor er seinen guten Humor nicht. Gemütlich verfuhr er mit Häuptlingen z. B., die den Wegebau durch ihre Reiche nicht gestatten wollten. Ihren Frauen oder — wenn's bärbeissige Junggesellen waren — ihren Schwestern machte er schöne Wagen zum Geschenk. Und als Pantoffelhelden, die ja nun mal alle Männer sind, gaben sie alsbald ihre allerhöchste Zustimmung. Weise Masshaltung bewies Grey, als er daheim am grünen Tisch gemachte Landgesetze zurücksandte, die in striktem Gegensatz zum Waitangi-Vertrag die Maori ihres Grundes und Bodens berauben wollten. Man hätte den Besitz nicht erst anerkennen sollen; den Fehler zu korrigieren wars jetzt zu spät.

In den Jahren 1848 und 1850 wurden in der Südinsel Canterbury und Otago planmässig besiedelt. Keinerlei Krieg störte je ihre Entwicklung. Die spärlichen Maoristämme des Südeilandes hielten Frieden und Eintracht mit den Weissen. 1852 erfolgte die Proklamation einer Verfassung, die das Land in neun Provinzen teilte. Jede mit eigner Verwaltung, Ministerium und Parlament en miniature. Über allen stand eine Zentralregierung mit Generalparlament, bestehend aus dem Legislative Council, dessen vierzehn Mitglieder die Krone ernannte, und dem House of Represantatives, dessen 37 Members die Volkswahl bestimmte. Man wird zugestehn, für ein Land mit dreissig und einem halben tausend Einwohnern ein etwas kostspieliger und überflüssig grosser Verwaltungsapparat. Schulen, Hospitäler wurden eröffnet, eine Kirchenverfassung durchgeführt. Kurz, ein gesundes Fundament ward gelegt, auf dem ein starkes Staatsgebäude sich erheben konnte.

So verliess 1853 Grey die Kolonie, die er in miserabler Verfassung vorgefunden hatte. Das Mutterland brauchte sein organisatorisches Talent in der Kapkolonie. So günstig nun auch alle Zeichen für eine glückliche Weiterentwicklung waren, die Zukunft sah doch anders aus, als man erwartete. Niemand hätte ahnen können, dass Zeiten höchster Not zurückkommen würden, und mit ihnen Grey ein zweites Mal als Retter.

Als die Verfassungsmaschine zum ersten Male arbeiten sollte, versagte sie. Ein verantwortliches Ministerium war nicht vorgesehn, und die von England früher ernannten Sekretäre sahen sich nicht veranlasst, ihre Ämter abzugeben und ohne Pension von der politischen Bühne zu gehen. Ein Jahr der Verhandlung und Korrespondenz folgte, bis eine Einigung erzielt war. Ein parlamentarisches Ministerium ward eingesetzt, ein parlamentarisches Regierungssystem durchgeführt. Nur die Fragen der Eingeborenenpolitik und

des Landkaufs blieben der Entscheidung des Gouverneurs unterstellt, so dass man neben dem veranwortlichen Ministerium noch einen verantwortlichen Gouverneur hatte. Und auf ihm, den neuernannten Gouverneur Browne lastet so die Schuld für die Fehler der Nativpolitik.

Zu Brownes Zeit, in der Mitte der fünfziger Jahre, kräuselten sich die Wellen einer Bewegung, die in Neuseelands Geschichte als „Kingmovement" der Maori bekannt ist. Im Kriege mit Heke war es den Eingeborenen hell aufgegangen, dass sie nicht mehr Herren im Lande waren. Die Zahl der Weissen nahm erschreckend zu. Wie lange konnte es noch dauern, bis ihrer aller Ende aufdämmerte? Das musste abgewendet werden. Die Engländer kümmerten sich ja um die Interessen der Eingeborenen blutwenig; hatten sie nicht alle Macht in die Hände der Europäer gehäuft? sie selbst zurückgesetzt, vernachlässigt? Statt sich ihrer energisch anzunehmen, suchte man sie mit Geschenken abzuspeisen. Brownes Mehl- und Zuckerpolitik konnte sie nicht befriedigen. Der Rasse Selbstgefühl war beleidigt. Und ihre scharfe Intelligenz erkannte klar, dass es ihnen ans Leben ging.

So traten im Mai 1857 unter Führung des Maorihäuptlings Wiremu Kingi (besser gekannt unter seinem christlichen Namen: William Thompson) die Stämme zur Beratung zusammen. Die Errichtung einer Monarchie wurde beschlossen. Ein Königtum begründet; eine Maoripolizei eingerichtet; ein Parlamentrunanga berufen, in dem die Häuptlinge tagen sollten. Für Verwaltung und Justiz würden Dorfrunanga sorgen. Eine Maori Zeitung wurde ausgegeben. Man sieht, die Maori hatten tüchtig von den „Pakeha" gelernt. Als erster Herscher wurde Te Wero Wero unter dem Namen „Potatau, König von Neuseeland" proklamiert.

Browne war unfähig, die Strömung ins richtige Bett zu leiten. Selbst ohne alle Erfahrung, sah er einzig durch

die Brille seiner Minister, wiewohl er der Verantwortliche war. Glaubte 1857, durch sein Versprechen, Spezialverwaltung und Maorigesetze einzurichten, den ins Rollen gekommenen Stein aufhalten zu können. Berichtete 1858 nach Hause, Nichtbeachtung sei das einzige, die Maori von der Unklugheit und Zwecklosigkeit ihres Vorgehens zu überzeugen. Später erreichte er den Superlativ seiner Meinung, indem er die Bewegung eine verräterische nannte. Das war sie nun keineswegs. Denn in der Königswahlversammlung hatte man die neu gewählte Neuseelandflagge neben dem Union Jack gehisst. Und damit bekannt, dass man Englands Oberhoheit nicht antasten wollte.

Wie wenig Browne imstande war, die Bedeutung der Kingbewegung zu übersehen, wie gutgläubig, direkt naiv seine Massregeln in dieser gewitterschwangeren Zeit waren, zeigt die Aufhebung des Verbotes, Waffen an die Maori zu verkaufen, dessen Durchführung Greys erste Tat auf Neuseeland gewesen war. Ein ungeheurer Gewehrhandel folgte.

Es blieb nun nicht bei dem mehr einem Defensivbündnis gleichenden Zusammenschluss der Maori. Viel energischer und praktischer gingen sie vor, die weisse Flut zu dämmen. Und beschlossen, kein Land mehr an die Pakeha zu verkaufen. Ligen wurden gegründet, die die Agitation aufnehmen sollten. William Thompson war auch hier der Führer. 1859 wurde der Gouverneur offiziell von dem Beschluss benachrichtigt, dass fortab kein Land mehr für Europäer feil sei. Die Lage war verwickelt genug. Den Maori war nun einmal mit der Königin Wort der Besitz garantiert. Und ihr Beschluss, in die Tat umgesetzt, war der Ruin der Kolonie. Demgegenüber erklärte Browne, keinen Landkauf ohne nachgewiesenen Eigentumstitel des Verkäufers gestatten, keinen Einspruch hingegen von nicht eigentümlicher Seite — Stamm oder Häuptling — dulden zu wollen. Das schlug nun allen Maori-Anschauungen vom

Eigentum ins Gesicht. Browne kümmerte das nicht weiter. Wirklich kaufte er von einem Eingeborenen in Waitara im Taranakilande 300 Morgen. Nach seinem Modus. Thompson erhob energischen, berechtigten Widerspruch. Den schlug Browne in den Wind. Die traurige Folge war ein zweijähriger Krieg mit dem Taranekistamm, der zwar 1861 mit einer Unterwerfung der Maori endete, aber das Finale wurde für ein fast zehnjähriges Kämpfen mit anderen Stämmen. Ein namenloses Unglück für die junge Kolonie.

Das brach aber auch Browne den Hals. In höchster Not zurückgerufen, landete Grey im November 1861 in Auckland. Seinen alten, ganzen Einfluss bot er auf, die aufs höchste gereizten Stämme zu beruhigen, zum Frieden zu bringen. Versprach ihnen eine eigene Regierung, die die Autorität und die Fähigkeit der Häuptlinge benutzen solle; eigne Gesetze. Es verschlug alles nichts. Die Aufregung hatte den Siedepunkt erreicht. Bis 1863 zogen die Verhandlungen sich hin. Grey machte den Taranaki-Kauf rückgängig, den er als ungerecht erkannte. Es half nichts. Die hochgehenden Wogen des Aufruhrs und der Empörung liessen sich nicht mehr besänftigen. Der Juni 1863 sah die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten.

Sieben lange Jahre loderte der Kampf auf der Nordinsel. Bald auf der Ost-, bald auf der Westküste erhoben sich die Stämme zu blutigem Widerstand. Perioden der Erschöpfung folgten Zeiten erbitterten Streitens. Auf einem Terrain, wie es schwieriger kaum gedacht werden kann: Gebirge ohne Weg und Steg, tiefe, dichte Urwälder, die keines Menschen Fuss noch betreten, mit dornigem Gestrüpp, dickem Unterholz. Reissende Sturzbäche, tiefe Flüsse, wilde Felsenschluchten. Keine Strassen, keine Brücken. Die Maori, die das Gelände wohl kannten, stellten sich nicht zu einer Schlacht. Führten einen endlosen, ermüdenden Guerrilla, überfielen kleine Abteilungen, beschlichen die Nachhut,

fingen Patrouillen ab. Und zogen sich behend in ihre Pa zurück. In deren Belagerung zersplitterten sich die britischen Kräfte. So lange es eben ging, hielten die Maori sich hier; im letzten Augenblick rettete sie meist ein wilder Ausfall vor der Kapitulation. Die Maori hatten „moderne“ Kriegführung gelernt.

Auf englischer Seite führte General Cameron den Oberbefehl. Cameron Cunctator. Mit unendlicher Bedachtsamkeit, behutsamer Vorsicht leitete er den Kampf. Kein Marschall Vorwärts, wie ihn die Farmer wünschten, die ihn ob seines Zauderns heftig tadelten. Seine Kriegführung war in den Augen der Maori Angst und Feigheit und liess ihren Kamm gewaltig schwellen. Grey selbst griff schliesslich als Kommandierender siegreich in den Kampf ein.

In der zweiten Hälfte des Krieges wurde aus dem Kampf für das Land ein Streit um eine Idee. Ein Religionskrieg. Eine Sekte war entstanden, die ein Gemisch aus alttestamentarischen Lehren und uraltem Maori-Mystizismus und Aberglauben, Tod allen Europäern und Christen geschworen. Ihr Talisman war ihr Ruf: Hau Hau, der sie nach dem Wort ihres Propheten unverletzlich im Kampf machte. Diesem Hau Hau-Fanatismus erwuchsen die erbittersten Gegner im eignen Lager. Ein grosser Teil der Maori wandte sich gegen seine Anhänger, und schloss sich den Briten an. Und ihren Taten war es vornehmlich zu verdanken, dass die Engländer nach vielen unglücklichen Gefechten die endlichen Sieger blieben.

Zweimal erhob sich der Kampf auf die Höhe wirklichen Heldentums, die mit einigen Worten berührt zu werden verdient. Die Erinnerung eines Kampfes knüpft sich an den Namen des Waitarahäuptlings Rewi; des anderen Streites furchtbare Helden sind Te Kooti und sein Totfeind Ropata.

1864 galt es, Rewi zu fassen, der sich mit seinem Stamm bei Orakau fest verschanzt hatte. 2000 Mann stark

schlossen die Engländer ihn ein. Ein Hagel von Geschossen aus Gewehren und Kanonen ging auf sein Pa nieder. Drei volle Tage lang. Dreimal stürmten die Briten. Dreimal wurden sie blutig abgewiesen. Endlich war eine Bresche gelegt. Die Maori schienen unrettbar verloren. In hoher Achtung vor dem ungezähmten Mute der Eingeborenen wollte General Garey gern weiteres Blutvergiessen vermeiden, und liess durch einen Dolmetscher die Kapitulation fordern. Ein alter, wohl tättowirter Greis bestieg die Brustwehr. „Männer, hiess die Antwort der Maori, wir werden weiter kämpfen, weiter und immer weiter! (akė, akė, akė!) Man forderte ihn auf, Frauen und Kinder ziehen zu lassen. „Die Weiber wollen mitkämpfen!“ kams unerschüttert zurück. Drei lange Tage im Feuer. Ohne einen Tropfen Wassers, einige trockene Beeren zur Nahrung — und dennoch dieser eiserne Wille zu siegen oder zu sterben. Der Kampf wurde wieder aufgenommen. Bald ging den Maori die Munition aus. Da gelang den Engländern der Sturm. Durch die Bresche drangen sie ins Fort ein. Auf der anderen Seite des Pa aber sprangen die Maori von den Schanzen herab über die Köpfe der Engländer hinweg, brachen durch ihre Linien und wären entkommen, hätte Kavallerie sie nicht abgefangen und niedergemacht. Nur Rewi mit wenigen entwich. Verdient nicht sein Name neben all denen genannt zu werden, deren glühende Vaterlandsliebe nur durch ihren Todesmut übertroffen wird?

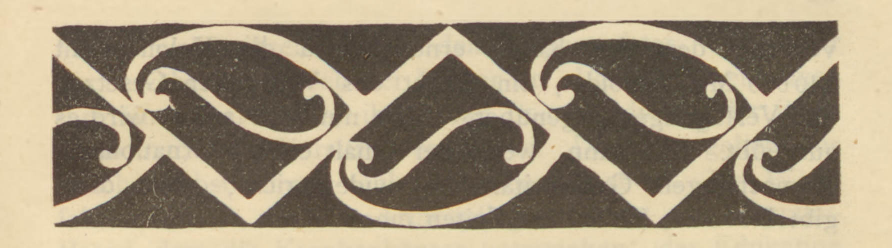
Die wilde Jagd nach Te Kooti füllt den letzten Akt dieses traurigen Kriegsdramas aus. Auf dem Chatham Islands hatte man den Aufrührer gefangen gesetzt. Mit seinen Leuten gelang es ihm aber, nach Neuseeland zurückzukommen. Hier wurde er das Entsetzen aller Einwohner. Rauchende Trümmerhaufen und Blutspuren zeichneten seinen Weg. Drei Jahre dauerte die Jagd auf ihn. Ropata hetzte ihn vor sich her. Niemand indess konnte ihn fassen. Plötz-

lich tauchte er auf, zündete Farmen an, ermordete deren Bewohner — und, als hätte der Boden ihn verschlungen, verschwand er wieder, um an anderer, weit entlegener Stelle aufs neue zu wüten. Hunderttausend Mark waren auf seinen Kopf gesetzt. Konnten aber nicht ausbezahlt werden. Schliesslich selbst des Treibens müde nahm er im Königsland seine Zuflucht und machte seinen Frieden. —

Der Krieg brannte langsam aus; ein Aufflackern hier und da — ein letztes Zucken — und dann wars ruhig.

Endlich, endlich kam Frieden ins Land. Endlich konnten Kulturaufgaben in Angriff genommen werden. Strassen, Brücken, Eisenbahnen, Telegraphen angelegt werden. Ruhig konnte der Farmer seine Felder bestellen; ruhig sein Vieh weiden lassen. Handel wuchs. Goldfelder wurden entdeckt, die rasch grosse Scharen von Einwanderern anlockten. Und schnell entwickelte sich das Neuseeland von heute.





Das heutige Neuseeland.

Verwaltung.

Neuseeland ist englische Kolonie. Nicht eine Kronkolonie wie Indien, Ceylon, nicht ein Protektorat wie das — Jammer über Jammer — uns verlorene Zanzibar, sondern eine jener englischen Ansiedlungen mit eigner Regierung, die des Fremden ganze Bewunderung für die Kunst und das Verständnis britischer Kolonisierung wachrufen. Wie meisterlich versteht es das Mutterland, sich hier draussen so wenig wie möglich bemerkbar zu machen! Selten wird der Koloniale daran erinnert, dass er nicht in einem selbständigen Staate lebt. Dann vielleicht, wenn ein neuer Gouverneur herauskommt, wenn Neuseeland seinen Beitrag zum Flottenetat zahlt, wenn er auf den Briefkasten die Buchstaben E. R. (Eduardus Rex) oder auf dem Zollamt „H. M. Customs" liest. Sonst kaum. Und hat seine Zugehörigkeit zu Great Britain doch nicht vergessen. Loyal ist der Neuseeländer bis auf die Knochen. England und sein König sind ungeheuer populär. Eine Reise nach London ist dem Kolonialen ein „Trip home," eine Fahrt in die Heimat. Solche Anhänglichkeit erwächst aus der Dankbarkeit dafür, dass das Mutterland seine Kinder auf eigene Füsse gesetzt hat. Und sie haben gehen gelernt. Wohl hat der Gou-

verneur, den der König ernennt und die Kolonie mit 140000 Mk. besoldet, ein Recht des Veto allen Gesetzen und Verfügungen gegenüber. Aber nur sehr selten wird es ausgeübt. Nur dann, wenn der Inhalt etwa internationalen Abmachungen Grossbritanniens widerspricht; auch dann gibt Downing Street bei Zeiten einen Wink.



Parlamentsgebäude in Wellington.

Die Verwaltung Neuseelands ist englischem Muster nachgebildet. Nur mit einem mächtigen Zug ins Demokratische. Man hat hier auch für Frauen, was England nicht besitzt: one man, one vote, das gleiche, allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht. Die Stadtkreise wählen so ihre City Councils; und alljährlich (mit der Möglichkeit der

Wiederwahl) ihren Mayor, den Bürgermeister, der immer ein bewährter, angesehener Bürger ist. Landkreise ernennen ihre County Councils, ihre Road Boards, die wieder ihren Chairman, den Vorsitzenden küren. Daneben gehen aus gleicher Abstimmung zahlreiche Boards hervor. Der Wohlfahrtausschuss, der die Armenpflege besorgt; der Hospital-Board, dem die Krankenhäuser unterstehen; der Edukation Board, die School-Komités, die die Administration der Volkschulen, technischen Studienanstalten leiten. Alle Stellungen sind Ehrenämter. Das Vertrauen der Mitbürger wählt die Vertreter, die als Mayor, Chairman, Councillor Gelegenheit haben, ihre Fähigkeiten dem Volk zu beweisen, sich Routine in Debatten usw. zu erwerben. Hier werden die künftigen Members of Parliament, die Minister geboren.

Über allem steht die Zentralregierung in Wellington mit dem Gouverneur, der die königliche Gewalt vertritt, den beiden Häusern des Parlamentes, und dem Ministerium, das aus der Mehrheitspartei des Unterhauses nach dem parlamentarischen System hervorgeht. Das hiesige Herrenhaus, das legislative Council, zählt 42 Mitglieder, unter ihnen zwei Maorihäuptlinge als Vertreter der Eingeborenen. Bis 1891 wurden diese M. L. C. auf Lebenszeit ernannt. Seitdem aber beruft der Gouverneur sie auf des Ministeriums Rat auf die Dauer von 7 Jahren, nach deren Ablauf sie aufs neue ernannt werden können. Diese Bestimmung gibt dem herrschenden Ministerium die Möglichkeit, sich unbotmässiger Members zu entledigen und gehorsame an ihre Stelle zu setzen.

Ungleich wichtiger als diese Pairskammer ist das House of Representatives. Seine Abgeordneten (M. H. R. auch M. P.) sind auf drei Jahre gewählt in einer Zahl von 74; 4 von ihnen senden die Maori. Zivilbeamte, Personen, die einen £ 50 (1000 Mk.) jährlich übersteigenden Geschäftsvertrag mit dem Staat haben, sind zu Abgeordneten nicht wählbar.

Ebensowenig geniessen die Frauen das passive Wahlrecht. Die Geschäftsordnung gestattet im allgemeinen nur halbstündige Reden, in wichtigen Beratungen ist eine Stunde erlaubt; in den Kommissionen sind gar nur 10 Minuten gewährt. Böse Zungen behaupten, auch das sei noch zu lang. Eine Obstruktion hat diese Beschränkung der Redezeit doch nicht verhindern können. Die Opposition, die einen Gesetzentwurf zu Tode reden will, bildet eine ununterbrochene Phalanx; ein Redner folgt dem andern, spricht über alles mögliche und einiges mehr, bis Haus und Regierung ermüdet ein Kompromiss herbeiführen. Man nennt das einen Stonewall.

Die Gesetzgebung dieses Landes trägt die frische Farbe der Entschliessung. Probieren geht über Studieren. Eine Lust des Experimentierens, eine starke Neigung, grosse Probleme, über die daheim die neunmal Weisen die Köpfe sich zerbrechen, praktisch am Zopf zu fassen geht durch die Legislatur. Der frische Wind ist dem Gedeihen der Stubenpflanze „Bureaukrat" nicht günstig. Alles wird „Businesslike" erledigt. Bewährt sich ein Gesetz: gut. Wenn nicht, so ist's rasch abgeändert. oder abgeschafft. Alle Volksklassen nehmen grossen Anteil am Parlamentsgeschäft. Wissen wohl, dass sie sich ihr Schicksal selbst schmieden. Der Parlamentarismus öffnet den Weg zu Hammer und Ambos.

Innere Politik. (Seddon.)

Die Gesetzgebung, die innere Politik der letzten Jahre ist zu eng an den Namen des jüngst gestorbenen Premiers Seddon geknüpft, als dass man sie gesondert von ihm besprechen könnte.

Am zehnten Juni 1906, als sich zum zwanzigsten Male der Tag jährte, der des schlummernden Vulkanes Tarawera furchtbare Gewalten entfesselte und dabei Neuseelands schönste

Zier, die rote und weisse Sinterterasse, auf immer zerstörte, starb sechzig Jahre alt auf hoher See Richard John Seddon, der dreizehn Jahre lang Neuseelands Premierminister gewesen war. Vier Wochen war er in Australien gereist, hatte auf Banketten und Empfängen als Australasiens „strongest man“ sich feiern und preisen lassen. Nun kam er heim, in der Tasche den vereinbarten Entwurf zu einem Vorzugszolltarif zwischen der Commonwealth und Neuseeland. Das heimische Parlament wollte er eröffnen, dessen Wahl im letzten Dezember ihm erneute und erstarkte Majorität gebracht hatte. Lebend aber sollte er „God's own Country,“ wie er sein heiss geliebtes Land gern nannte, nicht mehr betreten. Ein Herzschlag machte seinen Plänen und Entwürfen ein Ende. Ehrliche Trauer erfüllte jeden Neuseeländer, und in ganz Australien senkten die Flaggen sich auf Halbmast.

Erwartungsvoll sitzt der Besucher in des Ministers Arbeitskabinet. Ein Faustschlag dröhnt gegen die Tür und herein schiebt sich ein Hüne. Auf mächtigem Körper, dem mangelhafte Bewegung allzureiches Fettpolster angesetzt, auf gedrungenem, breiten Nacken ein gewaltiger Kopf. Das ergraute Haupthaar zurückgestrichen. Die einst scharfen Züge sind heute gedunsen und gebauscht. Dicke Säcke unter energisch und lebhaft blickenden Augen. Um Mund und Backen ein kurz gehaltener, weisser Bart. Blass und wächsern die Gesichtsfarbe wie die eines Nephritikers. Unter seinem schweren Schritt zittert der Boden. Er wirft sich fast in einen Sessel, kreuzt die massigen Schenkel und beginnt gleich das Gespräch; immer versuchend, mehr Informationen zu gewinnen als zu geben. Seine Gesten sind energisch, oft klatscht die Hand aufs Knie, nicht immer nur aufs eigne. Der Arm fuchtelt in der Luft, die Faust fliegt auf die Stuhllehne. Keine gewählte Sprache gebraucht er, die des Reporters untersetzt mit Kraftausdrücken, in der Erregung gibts einen Rückfall ins Cockney, da fliegen

die h's dem Besucher um den Kopf. Gewählte, seltene Gedanken sinds nicht, die da kommen; man merkt, der Mann hat nie Geschichte studiert oder eines Weltweisen Buch in der Hand gehabt. Aber alles hat Hand und Fuss, ist common sense in höchster Potenz, ohne wissenschaftlichen, gelehrten Apparat vorgebracht. Jeder Frage geht er auf den Grund, entwirrt den Knoten, ist nie um eine Antwort verlegen. Gern liebt er, einen Satz, der (scheint's ihm) gut geraten, zu wiederholen, zu unterstreichen; allzu gern hat er auch die „voll und ganz“ klingende „unentwegte“ Phrase. Keine Förmlichkeit, keine Eleganz ist in ihm, weder im Anzug noch im Auftreten noch in der Art, die Worte zu setzen. Den Besucher aber fesselt's, diesen Vulkan da brodeln zu sehn. Alles ist Lebhaftigkeit, Tatkraft, Energie und Gewalt des Willens. Da spricht einer, der Herr im Lande ist und einer, der es weiss; der keine Götter neben sich duldet und sich selbst immer an die Rampe zu bringen versteht. Ein gut Teil Kraftmeierei ist in allen seinen Aussagen und Bewegungen; der energische Zug um Mund und Augen mutet mehr denn einmal als bewusste Pose an. Vielleicht will ihn „sein Volk“ so sehen mit dem Machtbewusstsein der Herren, seine Landsleute, die ihn vergötterten und ihm halb scherzend, halb im Ernst den Namen: King Dick (König Richard) gaben. Wir sprachen von Sozialismus und Arbeiterpolitik, immer kam es bei Seddon durch, dass Neuseeland (und damit er) der Welt den Weg gewiesen zur Lösung der sozialen Frage, zur Durchführung sozialer Gerechtigkeit. Er sprach das grosse Wort gelassen aus: Wir haben Angebot und Nachfrage gesetzlich geregelt zu aller Zufriedenheit und für alle Zeiten. (Wollte Gott es wäre wahr!) Das Gespräch lenkte dann in ruhigeres Wasser. Seine Liebenswürdigkeit war gewinnend, seine Teilnahme ehrlich und ungekünstelt. — — Ein derber Spass, ein schallendes Lachen, ein Händedruck, den der Besucher

noch nach Stunden spürt — die Unterhaltung war zu Ende. Den Eindruck, den man mitnimmt, ist: Ein ganzer Kerl, dem der Kopf auf rechte Weise angeschraubt ist, der sein Land gross und glücklich sehen möchte, für dies Ziel arbeitet, wie's ihm am besten dünkt. Ganz Wille und Kraft.

Seine Persönlichkeit gibt den Schlüssel zu seinen Erfolgen, seiner Carriere, seinem Lebensschicksal, das abenteuerlich und romanhaft anmutet. 1845 in England (St. Helens, Lancastershire) als Schulmeisterkind geboren. 1862 Maschinenschlosser. 1863 auf die Goldsuche nach Australien, wo er landete „mit einem Schlosserlehrbrief, ein paar breiten Schultern und einer Entschlossenheit zu siegen". 1865 schlosserte er wieder auf der Eisenbahnwerkstätte bei Melbourne. 1866 packte ihn das Goldfieber wieder und so gings nach Neuseeland, wo er an der Westküste der Südinsel landete.

Hier wimmelte es von abenteuerlichen Gestalten, denen ein Faustkampf nichts, ein Totschlag eine Verteidigung ihres Rechtes war. Chaotische Aufregung, wilde Sensation herrschte hier. Ein Rush folgte dem andern. In Eimern wurde der ausgewaschene Goldstaub weggetragen.

Dichter Busch deckte das Land, Wege gabs nicht, man hieb sie sich selbst mit der Axt durch den Urwald, durchschwamm die Flüsse. Nur unbezähmbare Energie und eiserner Wille konnten sich hier durchsetzen.

Das war der Platz für Seddon. Mit wenigen Genossen nahm er eine Claim auf; der Erfolg war sein. 4—5—600 Mark in einer Woche. Rasch verdient und schneller noch vertan. Knauserig war man da nicht, durfte es auch nicht sein nach altem Diggerwort, dass Sparsamkeit das Glück verjagt. Die Goldgräber tranken, rauften, liebten und Digger-Dick mit ihnen. Bald wurde er berühmt durch seine Stärke, sein meisterliches Boxen, mit dem er seine Argumente zu unterstützen pflegte. War bald einer der Leitenden, hatte auch wohlweislich sein Gold nicht so verjubelt wie seine

Genossen und konnte einen Laden und ein Wirtshaus gründen. Das wurde dann der Mittelpunkt für seinen Bezirk; hier wurde politisiert, zu Rat gesessen, diskutiert und gestritten. Dick war der anerkannte Führer, der alle Zwistigkeiten entschied und die Gesetze des Busches interpretierte. 1869 erfolgte sein erster Wahlsieg; er wurde Mitglied des Arahura Road Board und bald sein Vorsitzender. Sein Ansehen wuchs täglich; als Miners Anwalt besiegte er im Gerichtshof manch studierten Juristen, da er jedes Flusses Lauf und jeder Claim Geschichte kannte. Seiner Genossen Vertrauen brachte ihn dann in den Provinzial-Landtag für Westcoast, dem er bis 1876, dem Jahre der Abschaffung der Provinzialverfassung, angehörte.

In das gleiche Jahr fällt die Gründung einer liberalen Partei in Neuseeland. Bis dahin zerspalteten provinzielle Eifersüchteleien das Land in Dutzend Parteichen. George Grey, der einstige Retter der Kolonie, der jetzt als Privatmann hier wohnte, ist ihr Gründer. Er verlangte das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht und eine Neuordnung der Landfrage. Güterverkäufe seitens der Krone sollten aufhören; lange Pachten an ihre Stelle treten, die Möglichkeit der Latifundienwirtschaft mit allen Mitteln abgeschnitten werden. Um dies Programm sammelte sich die neue liberale Partei, die namentlich die kleinen Farmer und Geschäftsleute umschloss. Unter ihnen war auch Seddon. Sein erster Versuch ins Parlament zu kommen, misslang. 1879 aber siegte er an der Westküste, deren Vertreter er bis zu seinem Tode blieb.

Grey kam ans Ruder. Konnte sich aber nicht halten. Der Kampf zwischen Grossgrundbesitzer und Kleinbauer wogte mit wechselndem Glück. So sah das Jahr 1882 zweimal die Liberalen, einmal die Konservativen auf der Brücke des Staatsschiffes. Whig und Tory rangen lange Jahre um die Palme, bis 1890 eine neue politische Macht hinzutrat.

Gegen Ende der achtziger Jahre rollte die grosse soziale Welle von Europa her auch über Neuseeland. Das Wachstum der Städte, die rasch fortschreitende Entwicklung einer Industrie (gefrorenes Fleisch, Leder, Schuhe, Jam usw.) die steigende Zahl öffentlicher Arbeiten in Eisenbahn-, Strassen-, Telephon- und Telegraphenbau, und die schnell versiegende Ergiebigkeit der leicht waschbaren Alluvialgoldfelder hatten das Proletariat immer stärker werden lassen. Jetzt liess es seine Stimme hören. Die New Zealand Labour Federation wurde gegründet und der Staat um Hilfe und Schutz für die wirtschaftlich Schwachen angerufen. Mittlerweile war die Führung der Liberalen an John Ballance, eines Farmers Sohn und hochbegabten Journalisten, gefallen. Als Landminister hatte dieser schon 1886 sein Fühlen für die Wohlfahrt der Massen offenbart, als er zahlreiche Arbeitslose auf kleinen Farmen (25 Morgen) ansiedelte, ihnen die Pacht stundete, ja noch Geld zum Kauf von Werkzeugen, Vieh, Baumaterialien vorschoss. Dem Programm der Whigs, der Forderung der Landverpachtung und des Wahlrechtes ward der Vorschlag einer Finanzreform hinzugefügt, die an Stelle der bis dahin einzig zu Recht bestehenden Grundeigentum-Steuer eine progressive Land- und Einkommentaxierung setzen sollte, so dass auch die bis jetzt frei gebliebenen Einkommen aus anderen Quellen als aus Landbesitz zur Steuer herangezogen würden.

Aufs liberale Schiff verfrachtete die Arbeiterpartei ihre staatsozialistischen Forderungen des Lohnschutzes, der Arbeiterversicherung, des Schiedsgerichtes usw.; und von nun an segelten beide zusammen unter der Flagge der Liberal-Labour Fusion. Die Wahl vom 5. Dezember 1890 brachte ihnen den Sieg, nachdem 1889 das allgemeine Wahlrecht (one man, one vote) durchgesetzt war; und am 24. Januar 1891 wurde Ballance Premier. In seinem Kabinette sassen Mac Kenzie als Land-, Reeves als Arbeitsminister, Seddon erhielt das

Portefeuille der öffentlichen Arbeiten, Landesverteidigung und Bergwerke. Das Finanzprogramm war bald durchgesetzt. Seine sozialistische Tendenz zeigt sich in dem Paragraphen, der jährliche Einkommen bis zu 6000 Mk. steuerfrei, der Land bis zu einem Werte von 10 000 Mk. ohne Abgaben bleiben lässt, eine Landtaxe für Güter bis zu 100 000 Mk. Wert, die progessive Steuer erst für Ländereien erhebt, die diese Schätzung überschreiten. Der Arbeiter und Kleinbauer zahlt also keinen direkten Beitrag zum Staatshaushalte.

Arbeitergesetze wurden vorbereitet. Vorläufig stand aber als Hauptfrage die Verleihung des Stimmrechtes an die Frauen zur Diskussion, als am 27. April 93 ein frühes Sterben Ballance hinwegnahm.

In den Tagen der Krankheit hatte ihn Seddon vertreten. Stout, in dem alle Welt den Nachfolger von Ballance sah, war ausser Landes. Seddon nützte den günstigen Augenblick und riss das Kommando an sich. Misstrauen grüsste diesen ungehobelten, vierschrötigen Vertreter der Westcoast. Durch Fleiss, Ernst und Pflichtbewusstsein verschaffte er sich jedoch bald Respekt. Das Gesetz des Frauenstimmrechtes ging durch mit knapper Majorität nur, da viele — Seddon unter ihnen — dem Experimente skeptisch gegenüberstanden. Gleichzeitig erlaubte man Abwesenden ihr Wahlrecht telegraphisch auszuüben.

Jede Frau — selbständig oder nicht, verheiratet oder ledig — die das 21. Lebensjahr überschritten hat, tritt in den Genuss des Wahlrechtes ein. Für die Stadt- und Kreisbezirke ist das bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt, die Frau hat hier das aktive und passive Wahlrecht. Sie kann den „Mann ihrer Wahl“ in die City Council senden oder auch selbst über ihrem Wohnort zu Rat sitzen. Nicht ganz so weit ging der Gesetzgeber in dem Parlamentswahlrecht. Hier kann Eva nur aktiv in

den Kampf eingreifen, die Tore des Reichshauses sind ihr verschlossen. Das Wagnis glückte. In die Wählerlisten sind 95 Prozent der erwachsenen, männlichen und weiblichen Bevölkerung eingetragen, davon haben 78% der Männer, 75% der Frauen gewählt. Rechnet man die vielen häuslichen Verpflichtungen, die die Frauen hindern, über oft recht weite und recht schlechte Wege zur Wahlurne zu gehen, so sieht man, dass das Interesse beider Geschlechter am politischen Geschäft ein gleiches ist. Ja, der Einfluss der Frau ist ein direkt günstiger auf die Beteiligung der Männer. In früheren Jahren wählten knapp 60% und heute an die 80. Wahr ist's ja, in den meisten Fällen stimmt die Frau mit ihrem Mann oder Bruder für den gleichen Kandidaten. Jedenfalls hat das Gesetz den Charakter neuseeländischer Frauen nicht verdorben, nicht ihr Interesse an Familie, Haushalt, Afternoon-teas vernichtet, noch die Lust an Klatsch und Flirt. Die Neuseeländerin kommt zum Stelldichein, geht zum Ball und man braucht nicht zu fürchten, mit Leitartikelweisheit und politischem Kanneguss überschüttet zu werden; ihrer Lippen Weichheit ist nicht geschwunden durch harte Schlagworte. Nicht hat das Gesetz kantige, keifende Agitatorinnen in sackartigen Reformkleidern, mit kurz geschnittenen Haaren gebracht, die eine eigne Partei gebildet, eigne Forderungen aufgestellt hätten. Die Frauen sind weiblich geblieben und zeigen nicht die sehr befürchtete Neigung, mit den Pfaffen am Seile zu ziehen, die die Schulen der Kirchengewalt zurückbringen möchten. Wohl aber hat es manche Frau zum Nachdenken gebracht über solch eminent wichtige Dinge wie die Alkoholfragen.

Und hier haben sie für eine Antwort gesorgt und einem Gesetz zur Durchführung geholfen, das sonst wohl nie zum Siege gekommen wäre. Ich meine die Bill, die den Spirituosenverkauf regelt. Die Antialkohol-Bewegung hatte immer weitere Kreise gezogen; und es lag nur in der demo-

kratischen Grundlinie des Staates, die Frage „mit der Klinke der Gesetzgebung“ anzugreifen. Sir Robert Stout, der Seddon die Usurpation der Macht nie vergeben, brachte das Gesetz ein und glaubte wohl, Seddon damit einen Knüppel über den Weg zu werfen. Aber King Dick stolperte nicht. Für ihn wurde es nur eine Gelegenheit, seine ganze diplomatische Kunst zu entfalten, dem Volkswillen nachzugeben, die Extremen zurückzuhalten, Brauer und Alkohol-Gegner zufrieden zu stellen und zu Freunden zu haben. 1893 wurde der License-Akt eingebracht und nach mannigfachen Änderungen stellt das Gesetz sich heute so dar. Alle drei Jahre bei der Parlamentswahl hat jeder Wähler sich zu entscheiden, ob in seinem Wahlkreis die existierenden Schank-Konzessionen in ihrer Zahl 1. bestehen bleiben, oder 2. vermindert oder 3. völlig gelöscht werden sollen. In Fall 1 und 2 genügt die absolute Majorität zur Entscheidung. Frage 3 verlangt eine Dreifünftelmehrheit zur endgiltigen Beantwortung. Über die Ausführung des Volkswillens wacht ein gewähltes License Komité. Eine Entschädigung wird dem Wirt, dem die Konzession entzogen ist, nicht gewährt. Es ist zu bedauern, dass die Entscheidung am Parlamentwahltage zu fällen ist, da die Frage allzusehr dominiert, alles andere in den Hintergrund drängt. Um die Bedeutung der Massnahme ganz zu verstehen, muss man sich an die englische Sitte des „shout“ erinnern. Freunde, die sich begegnen, besiegeln die Freude des Wiedersehens mit Whisky-Soda. Geschäfte werden in der Bar abgeschlossen. Mancher Reisende musste Alkoholiker werden, wollte er geschäftlich gut abschneiden. Arbeiter halten es für ihre sittliche Pflicht, vor dem Heimgehen einen Trunk zu nehmen. Getreulich nach des Dichters Wort:

> Sieben Gründe giebt's für's Trinken.
> Freundes Ankunft: Nummer eins;
> Zwei: wenn schöne Mädchen winken;

Drei: ein guter Tropfen Weins;
Vier: ein Trinklied hoch zu achten;
Fünf: ein trockner Gaum' im Mund;
Sechs: die Furcht vor künft'gem Schmachten;
Siebtens: jeder andre Grund!

Diesem Betriebe in der Bar nun, wo man schnell, im Stehen und ohne abzulegen den von der Maid kredenzten Trank nimmt, schneidet die No-License die Möglichkeit ab. Aber, aber — das Ganze erinnert doch verteufelt an des Vogels Strauss Politik. Es ist ja wahr, der Verkauf der Spirituosen im No-Licencekreis ist unterbunden. Aber wer glaubt im Ernste damit die Trunksucht bekämpfen zu können? Getränke lässt man sich einfach von dem nächsten, nicht gesperrten Wahlkreis sechs, sieben Kilometer entfernt, kommen. Ein bestimmtes Quantum zur Einfuhr verlangt das Gesetz, das der Lieferant der Polizei anzeigen muss. Vier, sechs Leute bringen schnell die nötige Menge susammen. So hat jeder seinen Alkohol im Hause. Geschäftsleute stellen ihn in die Ecke hinterm Vorhang. Jungen wie Alten hat man wohl die Gelegenheit, die Diebe macht, genommen; sonst aber nur die öffentliche Trunksucht in eine private verwandelt. Man hatte die Unzulänglichkeit des Gesetzes auch eingesehen und drängte Seddon um Änderungen. Zwei Wege waren möglich. Entweder: die Frage license or no license wurde zur kolonialen gemacht, der Alkohol von Neuseeland ausgeschlossen; dann hätten Touristenverkehr und Einwanderung wohl schnell nachgelassen. Oder: das Gesetz ist auf die Privathäuser auszudehnen, so dass in einem No-License Distrikt kein Privatmann in seiner Pantry Spirituosen aufbewahren darf. Um die lästigen Dränger loszuwerden, schlug Seddon diesen letzten Weg dem Parlamente vor. Dagegen setzten sich nun selbst die Teetotaler zur Wehr. Nicht wie böse Zungen, denen nichts heilig ist behaupteten, weil sie für ihren eignen Tropfen im Keller

fürchteten, sondern sie fühlten wohl sehr gut und richtig: kam dieser Eingriff in die private Freiheit zur Durchführung, so fiel das ganze Gesetz. Dann hatte der ganzen Antialkoholbewegung letztes Stündlein geschlagen. So blieb denn alles beim Alten.

Man wird lernen müssen, dass Polizei und Zwang verfehlte Mittel sind. Freie Einsicht in das Übel und freier Entschluss, das sind bessere und auch wohl die einzigen Wege, die zum Ziele führen mögen.

Wesentlich geschickter sind die Landgesetze, die das Seddonkabinet einbrachte. Mac Kenzie hatte sie ausgearbeitet. Es galt die Anhäufung allzu vieler und grosser Grundstücke in einer Hand hintanzuhalten und dem Kleinbauern die Ansiedlung zu erleichtern. Natürlich konnten die Gesetze sich nur mit dem Kronlande, dem Eigentum des Staates beschäftigen. Die Frage: Verkauf oder Verpachtung wurde nicht entschieden. Man kam zu folgendem Kompromiss. In allen Fällen beschränkt der Staat Verkauf oder Verpachtung auf 640 acres Landes bester, auf 2000 acres zweiter Klasse; erreicht der bisherige Besitz diese Zahl von Morgen, so bleibt sein Eigentümer von der Staatspacht ausgeschlossen. Eine Weiterverpachtung ist nur mit Zustimmung des „State Land Board“ gestattet, so dass auch auf diesem Umwege kein Staatsland in die Hände des Grossgrundbesitzers kommen kann. Meist verpachtet der Staat das Land auf 999 Jahre zu 5 % vom Werte. Nebenbei laufen noch zwei weitere Wege der Veräusserung: durch Verkauf und durch Pacht mit Ankaufsrecht. Die Verpachtung ermöglicht es dem Farmer, das Geld, das er sonst für den Kauf hätte aufwenden müssen, sofort für die Verbesserung des Landes zu gebrauchen. Der Staat ist auch bereit, gegen schmalen Zins ihm Geld zu leihen, die Renten zu stunden. Zudem kann der Bauer auf den Staatsversuchsfarmen sich sachverständigen Rat holen. Der Fiskus fürchtet anscheinend nicht, dass

seine Pächter in Zeiten der Depression ihre Macht gebrauchen könnten, den Zinsfuss herunterzusetzen.

Die Furcht vor der Latifundienwirtschaft hat der Staatsgewalt das Recht gegeben, Grundbesitze zurückzukaufen, mehr noch, der Staat kann zwangsweise Grossgüter einziehen, wenn ihr Eigentümer nicht willig ist zu verkaufen. Es kann vorkommen, dass vor den Toren einer Stadt ein Grossgrundbesitz liegt. Die Kaufleute nun sehen es lieber, dass viele Familien dort wohnten statt nur einer. Man hat das Gouvernement bei den Wahlen unterstützt und erwartet nun die Gegengabe. Aus Besorgnis nun, die Stimmen zu verlieren — wie das nun mal so geht in parlamentarisch regierten Staaten — muss die Regierung auf den vorgeschlagenen Ankauf eingehen. Der Besitzer will nicht von dem Boden weichen, den er, den sein Vater unter unsäglicher Mühe und Lebensgefahr bei der drohenden Haltung der kannibalischen Maori dem Urwald entrissen. Hilft ihm nichts. Er muss. Das Land wird abgeschätzt, eingezogen, aufgeteilt und in Pacht gegeben. Ist der Besitzer mit dem Preise nicht einverstanden, so mag er sich ans Gericht wenden, wo ein Judge des Supreme Court, ein Abgesandter der Regierung und des Besitzers entscheiden wird. Zu solchen Zwangsmassregeln, denkt man, sollte doch erst gegriffen werden, wenn alles verfügbare Land besetzt ist. Aber das ist bei weitem noch nicht der Fall. Millionen von Morgen liegen noch frei, vom Busch bedeckt, weit im Innern allerdings, wenig oder noch garnicht erschlossen. Warum schickt man die jungen Farmer nicht dorthin? Die Gründer der Grossgrundbesitze hatten doch gleiches Schicksal. Wäre nur von dem Grossgrundbesitz die Rede, der schlecht bewirtschaftet oder nur aus Spekulation aufgekauft ist und brach liegt, man würde den Sinn des Gesetzes sehen. Aber so? Die Regierung hat versprochen das Gesetz milde zu handhaben, hat sich auch meist darauf beschränkt, ange-

botene estates zu kaufen. Aber keine andere Regierung ist gebunden durch dies Versprechen. Das Ganze ist eine Konzession an die Bequemlichkeit von Arbeitern, kleinen Bauern und Einwanderern, denen es natürlich lieber ist, ins gemachte Bett zu kriechen, als sich selbst eines im Schweisse des Angesichtes zu zimmern. Die neuen Besitzer solchen Landes werden aber sicher für die Regierung stimmen. Für den kleinen Farmer hat Seddon also gut gesorgt.

Und nicht nur für ihn. Der Lösung der Arbeiterfragen galten seine nächsten Gesetze, die Reves ausarbeitete. Ein ähnlicher Akt wie der letzt erwähnte erlaubt dem Staate zwangsweise jedes Jahr 100 acres in einer Stadt von wenigstens 15 000 Einwohnern oder in ihrem nahen Umkreise gegen Abfindung einzuziehen, wenn er für die Arbeiter billige Wohnungen bauen will. Grossmütig gestattet der Fiskus dem Eigentümer 10 Morgen in der Stadt, 50 im Grenzgebiete vom Lande zu behalten. Und das von demokratischen Rechtes wegen.

39 Gesetze regulieren die „Arbeit“ und durch alle hindurch geht das Bestreben, den Arbeiter zu schützen, ihm zu menschenwürdigerem Dasein zu verhelfen — auf Kosten der Arbeitgeber. Geschäftsschluss um 6 Uhr, ein halber Feiertag in jeder Woche, Fabrikbeaufsichtigung, männliche und weibliche Fabrikinspektoren (eine Fabrik ist jede Werkstätte, in der 2 Personen — der Besitzer eingeschlossen — arbeiten), Beschränkung der Frauenarbeit, Kinderschutz sind einzelne Bestimmungen. Alterspensionen zu 10 Schilling im Monat werden jeder würdigen Person über 65 Jahren gezahlt, ohne dass sie durch Versicherung dazu beiträgt.

The Employer's Liability Akt 1900 und the Workers Compensation for Accidents Act machen den Arbeitherr für jeden Unfall völlig haftbar und zu Schadenersatz verpflichtet, es sei denn der Arbeiter habe das Unglück durch schwere („gross“) und beabsichtigte Unachtsamkeit herbeigeführt.

Praktischen Wert hat dieser Nachsatz nicht, da noch nie eine Jury eine Nachlässigkeit eines Arbeiters „gross“, grob gefunden hat. Jeder Rechtsanwalt kann Wundertaten einer Jury mit diesem Paragraphen berichten. Es geht so weit, dass, wenn ein Arbeiter bei mir Bilder aufhängt, dabei von der Leiter fällt und sich beschädigt, dass ich ihm Entschädigung zahlen muss. Der Arbeitherr mag sich in der staatlichen oder einer privaten Unfallversicherung den Rücken decken; der Arbeiter selbst trägt zu den Kosten nichts bei. Kontrakte, die einen Anspruch auf Entschädigung ausschliessen, sind ungiltig und strafbar.

Der Truck Act 1891 sichert dem Arbeiter die Zahlung des Lohnes in barer Münze zu; Abzüge irgend welcher Art, auch für etwa im gleichen Geschäft gekaufte Waren sind unzulässig. Gibt ein Kaufmann, Arzt oder sonst wer einem Arbeiter Kredit, so tut er das auf eigne Gefahr; sollte bei einer Klage der Richter sich überzeugen, dass der Arbeiter den Betrag für die Rechnung von seinem Lohn oder Einkommen nicht entbehren kann, ohne seinen oder seiner Familie Unterhalt zu gefährden, so wird ein Zahlbefehl nicht erlassen.

The Contractors and Workmen's Lien Act 1892 gibt dem Maurer z. B., dessen Lohn der Bauunternehmer nicht beglichen, das Recht, den Bauherrn dafür einzuklagen, der wiederum, bevor er seinen Unternehmer bezahlt, sich zu vergewissern hat, dass alle Löhne entrichtet sind. Bis das geschehen ist, hat der Maurer einen Rechtstitel am Neubau. Ähnlich steht es mit allen Arbeitern, die für einen Unternehmer Dienste tun.

Am lautesten aber preist man hier zu Lande die Segnungen des Arbitration Actes. 1894 ist das Geburtsjahr dieses „Act to encourage the formation of industrial unions and associations, and to facilitate the settlement of industrial disputes by conciliation and arbitration.“ Sein Ziel ist, alle

Differenzen der Arbeitgeber und -nehmer schiedsgerichtlich zu schlichten. Arbeitszeit, Lohnhöhe, Freistunden, Stücklohn, Überstunden: ein gemischter Gerichtshof soll darüber entscheiden und das Land vor dem schweren Unglück Handel lähmender Strikes bewahren. Das Gesetz ermuntert Arbeitgeber und -nehmer der verschiedenen Gewerbe zu Vereinen, Gilden, Gewerkschaften (Unions) zusammenzutreten; sieben Personen können zu solcher Korporation sich vereinen. Damit nun das Gesetz seine Macht über sie breite, ist es nötig, dass besagte Unions sich amtlich auf das Gesetz einschreiben lassen. So begeben sie sich in seinen Schutz. Der Akt teilt nun das ganze Land in einzelne Industriebezirke. Für jeden sieht er einen Distrikt-Board vor, bestehend aus einem gelehrten Richter und je einem Vertreter des Kapitals und der Arbeit. Dieser Board ist ausgestattet mit dem Recht der Vorladung, Beweiserhebung; kann aber nur seine Vermittlung anbieten, Vorschläge zur Versöhnung machen: conciliation. Die nächste und letzte Instanz ist der Arbitration-Court, der die Bezirke bereist. Ein Richter des obersten Gerichtes, je ein Vertreter der Arbeitgeber und -nehmer sitzen in ihm. Diese Repräsentanten sind auf ihrer Freunde Vorschlag durch den Gouverneur ernannt. Drei Jahre dauert ihre Amtszeit, während der sie unabsetzbar sind. Dieses Hofes Entscheidungen sind bindend. Ihre Nichtbeachtung wird mit Geldstrafen bis zu 10000 Mk. verfolgt.

Der Versöhnungsrat hat sich nun als unbrauchbar erwiesen. Niemand nämlich wollte sich mit seiner Entscheidung zufrieden geben, und der unterlegene Teil würde stets zur nächsten Instanz gegangen sein. Der Conciliation-Board existiert tatsächlich nicht.

Dem Wortlaute des Gesetzes nach trifft ein Urteil des Arbitration-Court nur die registrierten Unions. Aber ist einmal für ein Gewerbe ein award, eine Entscheidung in

einem Distrikt gefällt, so haben alle Arbeitgeber des gleichen Gewerbes — eingeschrieben oder nicht — sich ihm zu fügen. Das ist die Vorschrift. Aber auch Arbeitsherren in einem Industriekreis, für den, weil vielleicht Arbeiterunions nicht bestehen, kein award gefällt ist, müssen unter moralischem Zwange die für andere Bezirke nominierten Regelungen einhalten, sonst bekämen sie entweder keine Hilfskräfte, oder ihre Angestellten schlössen sich zur Union zusammen.

Mehr noch. In vielen awards steht der für alle Anbeter sozialistischer Freiheit merkenswürdige Satz: Preference to Unionists, bei der Anstellung gebührt Unionisten der Vorzug. Sie haben eine Stelle frei; zwei Leute melden sich; beide gleich geschickt in der Arbeit; der eine zeigt verträglichen Charakter, nettes Wesen, bescheidenes Auftreten, ist aber Non-Unionist; dem anderen merkt man den Agitator, den Unruhestifter gleich an, er wird unzufrieden sein und hetzen, ist aber Angehöriger der Union: Sie müssen den Unionisten anstellen. Also will es der award. (Jetzt möchten die Arbeiter diese Preference gern ins Gesetz bringen.)

Unionleute weigern sich mit Non-Unionisten zusammenzuarbeiten.

Ein Herr beschäftigte aus reinem Mitleid einen ihn um Arbeit bittenden Mann ein wenig in seinem Garten und gab ihm einen Lohn. Die Unionführer spionierten das aus; der Lohn war niedriger als der im Award festgesetzte. Man bringt den Herrn vor den Arbitration Court, und er wird bestraft.

Gegen Ausbeutung sind die Arbeiter nun wohl geschützt. Aber auch die Arbeitgeber? Die Begehrlichkeit der Arbeiter hat dieser Akt gesteigert. Mehr als einmal haben sie, wenn der Award gegen sie ging, gedroht, die Registrierung streichen zu lassen und zur guten, alten Methode des Strike zurückzukehren. Bis jetzt waren die Ent-

scheidungen zum allergrössten Teil arbeiterfreundlich; die Löhne stiegen entsprechend den guten Zeiten in Neuseeland. Wie soll das aber werden, wenn graue Tage kommen, die Löhne heruntergesetzt werden müssen? Wird der Akt sich dann bewähren, wenn er gegen die Arbeiter sich kehrt?

Ein berechtigter Pessimismus bezweifelte das schon zu Seddons Lebzeiten. Erklärte, es sei zu früh zum Jubel; die Feuerprobe stehe dem Akt erst bevor, wenn schlechte Zeiten kommen, da der Lohn sich nach dem Preise der Erzeugnisse auf dem Weltmarkte richte und nicht durch ein starres Gesetz geregelt werden könne.

Man hat auf das böse Wetter nicht erst warten brauchen. Die Probe kam früher und mit ihr die ersten, schweren Wunden.

Solange Seddons machtvolle Person hinter dem Gesetz stand, arbeitete der Akt glatt und gut; Strikes kamen nicht vor. Nörgler, Ruhestörer brachte seines Auges Blitzen zur Ruhe; seine unangefochtene Autorität, der Nimbus, das Prestige seiner Person hielt Unzufriedene und Agitatoren in Schach.

Er starb. Die Augen, die so wachsam den Akt behütet hatten, schlossen sich. Keiner seiner Nachfolger hat seinen Einfluss auf die Massen noch wird ihn je haben.

Heute schiessen da und dort Flammen auf. Noch hat der Brand den ganzen Bau nicht ergriffen. Wird die Regierung ihn retten können?

Die Angestellten der elektrischen Strassenbahn in Auckland stellten anfangs 1907 für einige Stunden die Arbeit ein, wegen angeblicher Willkür des Managers. Der gab schnell in den Hauptpunkten nach. Und der Strike, bei dem es sich nicht um Lohnerhöhung handelte, ward schnell beigelegt. Immerhin es war ein Strike gewesen und ein rascher Erfolg. Und niemand wurde bestraft.

Das steckte an. Die Schlächter eines grossen Freezing

Works in Wellington waren mit ihrem Lohn unzufrieden und verlangten Erhöhung. Die Arbeitgeber verwiesen sie an den Arbitration Court, der aber zu der Zeit in einem entlegenen Distrikte seine Sitzungen abhielt. Abwarten bis ihre Sache vor dem mit Geschäften überladenen Gerichtshofe verfochten werden konnte, hiesse die Schlachtsaison verpassen. Darauf liessen sich die Arbeiter nicht ein. Lohnerhöhung oder Strike! Die Schlächter anderer Freezing Works schlossen sich mit gleicher Forderung an. Die Arbeitgeber wehrten sich und standen auf dem Schein des rechtsgiltigen Awards. Die Metzger legten die Arbeit nieder. Die Werke blieben still. Willige Kräfte waren nicht da, konnten auch, der Entfernung wegen, nicht importiert werden. Neuseelands wichtigster Export war in Gefahr. Die Arbeitgeber wichen zurück und bewilligten die geforderten 3 shillings Aufschlag. Nachher kam der Arbitration Court und bestrafte jeden Striker mit 5 £, die auch bezahlt wurden. Die Union als solche hatte sich offiziell mit der Arbeitsniederlegung nicht befasst, konnte darum auch nicht vor den Richter gezogen werden.

Man hätte die bestraften Individuen, die die Busse nicht bezahlen konnten oder wollten, ins Gefängnis stecken können. Hätte das vielleicht in diesem Falle auch getan. — Aber wird man das auch tun wollen und können, wenn tausende striken? Wird eine (parlamentarische) Regierung das wagen? Und wenn sie es wagt, wird sie zur Ausführung die Macht haben? Man kann nicht einen Teil der Bevölkerung ins Gefängnis setzen.

Den dritten Strike begannen die Blackball Miners, Bergleute im Westland. Der Streit drehte sich hier um Fragen der Arbeitszeit und der Art der Arbeiterentlassung bei stillem Geschäftsgang. Die Union, die diesmal ganz offen führte, forderte längere Mittagspause, kürzere Arbeitsdauer, und die Entscheidung durchs Loos darüber, wer bei

mangelnder Arbeit entlassen werden soll, um die Entfernung von agitatorisch wirkenden Leuten zu verhindern; würde das Loos verheiratete Miners treffen, so sollten Junggesellen für sie einspringen. Die Company wollte sich natürlich von ihren Angestellten nicht den Weg der Geschäftsführung vorschreiben und die Hände binden lassen; und bestand auf Erfüllung des bestehenden Awards. Die Bergleute legten die Arbeit nieder. Der Arbitration Court eilte herbei, erhob Beweis, untersuchte und verurteilte die Union zu 1500 Mk. Strafe. Dennoch nahmen die Bergleute die Arbeit nicht wieder auf und trotzten dem Gesetz. Und verhandelten auf eigene Faust mit der Company. Wochenlang ohne Resultat. Keiner wollte nachgeben. Die übrigen Gewerkschaften des Landes steiften der streikenden Union den Rücken, sandten moralische, vor allem finanzielle Unterstützung in solcher Höhe, dass bis an 60 Mark Streikgelder pro Familie und Woche gezahlt werden konnten. Solche Beihilfe verbietet ausdrücklich das Gesetz wie den Streik selbst. — Die Regierung tat nichts. Das Gesetz war offen verletzt doppelt und dreifach, vom Agitator verhöhnt, der Gerichtsbeschluss missachtet, die Richter beschimpft — und die Regierung rührte nicht den kleinsten Finger. — Die Company wurde mürbe, gab nach, bewilligte die längere Mittagspause und die verkürzte Arbeitszeit und der Streik war zu Ende. Und bedeutete einen neuen Sieg der Arbeiter.

Hilflos und schwach hatte die Regierung sich gezeigt, unwillig, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Unwillig, weil man kurz vor den Parlamentswahlen steht und die Regierung sich die Massen der Arbeiter nicht entfremden will. Solche Haltung musste Böses gebären.

Kaum war der Blackball Streik zu Ende, da brach in Auckland das Feuer wieder aus. Wieder streikten die Angestellten der elektrischen Strassenbahn. Und wieder handelte es sich um Fragen der Verwaltung und Geschäfts-

führung, nicht um Lohnerhöhung oder Arbeitszeit. Einem Schaffner war gesetzlich gekündigt worden, ohne dass man ihm den Grund zur Entlassung mitteilte. Mit dem Verkehrsinspektor waren die Angestellten nicht zufrieden. Ob solch kleinlicher Ursachen brachen sie den frivolsten Streik vom Zaun und stellten den Verkehr ein. Die Forderungen lauteten: Beseitigung des Verkehrsinspektors aus seiner Stellung, eine schriftliche Garantie, dass niemand ohne Angabe eines Grundes entlassen werden sollte, und Entfernung von zwei Schaffnern, die dem Streik sich nicht angeschlossen hatten. Eine hübsche Liste! Es fehlte eigentlich nur noch das Verlangen, dass ein Mitglied der Union Manager der Gesellschaft werden solle. — Kein Arbeitgeber konnte solche Einmischung in interne Geschäftssachen dulden. Der Manager gab nicht nach und verlangte Ausführung des rechtsgiltigen award; schlug dann vor, die Streitfragen dem dafür geschaffenen Arbitration Court zu unterbreiten. Die Union lehnte ab und erklärte öffentlich, kein Vertrauen zu diesem Gerichtshof zu haben. Die Sache kam auf einen toten Punkt. Nun griff die Regierung durch den Leiter des Labour Departement ein und regte an, ein besonderes Schiedsgericht zu bestellen, einen „Konziliation Board“, den der Arbitration Akt für Fälle vorsieht, in denen Parteien die noch keinen award haben, sich gütlich, ohne Gerichtsbeschluss einigen wollen, der also für einen Streik, wie den vorliegenden, nicht eigentlich zuständig war. Die Regierung wollte aber lieb Kind bei den Arbeitern sein und zugleich das Gesicht wahren, d. h. dem Scheine nach im Rahmen des Gesetzes bleiben. Unter gouvernementalem Druck gingen Company und Union auf den Regierungsvorschlag ein und verpflichteten sich schriftlich, die Beschlüsse des Konziliation Board in jeder Weise zu achten und auszuführen. Der Board sass. Gesellschaft und Union sandten je zwei Vertreter, die Regierung bestellte den Vorsitzenden. Dieser

allein hatte alle Fragen zu entscheiden, da die Vertreter zwei gegen zwei waren und blieben. Das Urteil war ein voller Sieg der Arbeiter! Der Verkehrsinspektor wurde aus seiner Stellung beseitigt. Die Company musste eine schriftliche Garantie geben, in jedem Falle der Kündigung den genügenden Grund zur Entlassung mitzuteilen. Nur die beiden „Streikbrecher" durften in ihren Stellungen bleiben. — Die Entscheidung ist denkwürdig! Der Arbeiter hat von nun an das Recht, der Company die Geschäftsführung vorzuschreiben! Einen Angestellten, der der Unredlichkeit verdächtig ist, ohne dass gerichtsfeste Beweise vorhanden sind, kann die Gesellschaft in Zukunft nicht mehr entlassen. Bei Angabe des Verdachtes würde der schnell wegen Verleumdung klagen. Der Entlassungsgrund muss ausreichend sein, „a valid reason". Wem ausreichend? Wem genügend? Der Gesellschaft? dem Arbeiter? der Union? Das sagte der weise und gerechte Richter nicht. Wohl aber jagte er einen Beamten, der sich Jahrzehnte lang der Gesellschaft als treuen Diener bewährt hatte, aus seiner Stellung. Warum? Weil den Angestellten der Überwachungsdienst, den er eingerichtet, nicht behagte. Darnach zu urteilen muss also der Entlassungsgrund den Arbeitern genügen. Wo ist der Terrorismus? Beim Kapital? oder beim Sozialismus? — Niemand wurde bestraft, weder die Aufrührer noch die Streiker. Kein Wort des Lobes für die beiden Schaffner, die taten, wie das Gesetz es befahl. Der Satz im Urteil, der sie betraf, klang fast wie eine Entschuldigung vor den Arbeitern, dass man sie nicht habe fortschicken können. (Das Publikum sammelte darauf 1000 Mark für jeden der beiden Arbeitstreuen).

Herrlich weit hat es der Sozialismus gebracht. Das ist die Gleichheit, die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Brüderlichkeit!

Soviel ist dadurch nun gewiss: das Gesetz hat nicht

die Macht, Leute, die nicht arbeiten wollen, zur Arbeit zu zwingen. Wie sollte es auch? Sie einzeln strafen? Mit Geldstrafen? Die Arbeiter haben kein Geld. Beim Unternehmer geht man sicherer; der hat Vermögen, Anlagen und Einrichtungen, auf die der Gerichtsvollzieher seine Hand legen kann. Er wird darum viel weniger geneigt sein, den Akt zu brechen, als der Arbeiter, der nichts verlieren, nur gewinnen kann; und wohl weiss, dass keine Regierung hunderte seinesgleichen ins Gefängnis stecken wird.

Der Akt hat viel, sehr viel von seinem Nimbus verloren. Seit Seddons machtvolle Hand ihn nicht mehr schirmt, ist des Arbeiters Glaube an seine Unfehlbarkeit schwer erschüttert, wenn nicht geschwunden. Die Sympathie, die die meisten Unions den Blackball Miners in Wort und Tat bewiesen, zeigte das allen, die sehen wollen.

Was wird nun werden?

Werden die Arbeiter zu Vernunft und Einsicht kommen? Belehrt werden, dass sie sich nur ins eigene Fleisch scheiden, wenn sie den Akt stürzen? Oder werden die leichten Siege sie zu weiteren Strikes fortreissen, in dem neu gewonnenen Glauben, dadurch schneller ihrer Wünsche Erfüllung zu sehen?

Wird es möglich sein, das Gesetz so zu ändern, dass es wieder glatt arbeitet? Gewiss, jedes Gesetz wird übertreten werden. Aber dies Gesetz ist auf den guten Willen einer Gruppe von Menschen angewiesen; auf ihre private Entscheidung, ob sie ihm sich widersetzen, oder gehorchen wollen. So ist es kein Gesetz. Es ist ein Wort, hinter dem keine Macht wohnt. Es ist eine Phrase!

Die heutige Regierung hat den besten Willen die Schäden zu heilen. Man versuchte eine Kur mit schnellem Arbeitstempo des Courts; dass sie nicht genügte, zeigte der Blackball Miners Strike. Eine Radikalkur könnte eine Bill

bedeuten, die in der letzten Session des Parlamentes eingebracht, aber vertagt wurde.

Nach diesem Gesetzvorschlag sollte zum Sekretär, zum Geschäftsführer einer Union nur einer gewählt werden dürfen, der selbst im Gewerbe, das diese Union umfasst, als Arbeiter tätig ist. Nur ein Zimmermann sollte die Geschäfte der Zimmermann-Union, nnr ein Bäcker die Angelegenheiten der Bäckergewerkschaft führen usw.

Das wäre der Tod für den professionellen Sekretär; für die Männer, die die Geschäfte aller möglichen Unions betreiben und wirklich meist nicht mehr sind, als gewerbliche Unruhestifter. Diese Sekretärs werden nett bezahlt. Müssen also den Unionists beweisen, dass sie das Gehalt verdient haben, müssen Eifer und Fleiss prästieren, um dem Arbeiter vor Augen zu bleiben. Böswillig braucht das garnicht zu sein. Wer eben nichts Anderes zu tun hat als Arbeiterinteressen zu vertreten, sieht auch nichts anderes als diese Interessen, übertreibt sie, macht Vorschläge der Besserung, der Änderung, neue und immer neue, schafft Unruhe, stiftet Unfrieden und Streit. Und da er mehreren Unions vorsteht, gelingt es ihm leicht, sie alle zur Unterstützung, moralischen und finanziellen, der Streikenden zu bereden. Diese Bill, zum Akt geworden, würde diesen gewerblichen Unruhestifter beseitigen. An wirklicher Vertretung der Unioninteressen würden es die neuen Arbeiter-Sekretäre sicherlich nicht fehlen lassen; sie würden aber praktische Gesichtspunkte, nicht Schlagworte leiten, und die Gefahr, dass sie mit ihren Genossen zugleich Stellung und Brot verlieren könnten, würde sie vor übereilten, hitzigen und törichten Beschlüssen bewahren.

Ob diese Bill aber Gesetz werden wird? Mir fehlt der Glaube. Die Sekretäre, die wohl gemerkt haben, dass es ihnen an Kopf und Kragen geht, haben wütend protestiert, die Trade's and Labour Councils, in die alle Unions eines

Distriktes Vertreter senden zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten, haben sich gegen ein solches Gesetz erklärt. Wird die Regierung stark genug sein, die Bill wieder einzubringen? Man steht hier vor einer Neuwahl, der ersten seit Seddons Tode. Wird die Regierung den Mut haben, sich mit den Unions zu überwerfen? Kaum.

Und richtig hat die Regierung diese Klausel bereits fallen lassen und sich damit des einzigen Mittels begeben, das eine Heilung hätte bringen können.

Eine Reform müsste auch den Awards eine grössere Elastizität bringen. Damit bei Preisrückgängen auf dem Weltmarkt automatisch die Löhne zurückgehen, ohne die zeitraubende Prozedur einer Gerichtsverhandlung. Wie nötig das ist, zeigte sich im März 1908. Ausgezeichnete Ernten in Manila und Südamerika brachten den Preis für Hanf in einem Jahre um über 300 Mk. pro Tonne herunter. Die hohen Arbeitslöhne in Neuseeland, die zur Zeit der Hochkonjunktur gerichtlich festgelegt waren, erlaubten den hiesigen Flachsmüllern nicht mit Nutzen weiter zu arbeiten. Die meisten Betriebe wurden geschlossen. An 700 Leute verloren ihr Brot, sind arbeitslos, bis bessere Zeiten oder neue, den veränderten Wirtschaftsbedingungen angepasste avards kommen.

Werden nun alle Reformen den Akt wieder brauchbar machen? Werden die vorzunehmendem Operationen dem Gesetz die volle Lebenskraft geben? Oder nur das Leben verlängern, ohne es retten zu können?

Es ist schwer zu sagen. Von den Arbeitern allein wird es abhängen, von ihrer Einsicht, ihrer Fähigkeit sich zu bescheiden und das Ende zu bedenken. Vielleicht kommen sie bei Zeiten zur Vernunft und begreifen, dass sie dem Gesetz den gleichen Gehorsam schulden, den sie vom Arbeitgeber verlangen. Die Unternehmer werden kaum etwas tun, den Akt zu Fall zu bringen; machen ihn aber die Arbeiter zu

nichte, so wird ihnen die dadurch geschaffene Situation nicht erschreckend unangenehm sein. Die ganze Lage würde klarer: Die Nation würde sich spalten in eine Partei der Besitzenden und die der Arbeiter. Das wäre eine logischere und reinlichere Scheidung als die, die heute durchs Land geht. Und dann wird die Zukunft den Sozialisten nicht gehören; Kleinbürger, Farmer, Industrielle, alle Besitzenden haben ein Pröbchen ihrer Kost geschmeckt. Und es gelüstet sie nicht nach einem andern.

Woher rührt nun diese Unzufriedenheit? Der Arbitration Akt hat, das wurde bereits erwähnt, die Begehrlichkeit der Arbeiter gesteigert, hat das Gefühl der Gegnerschaft zwischen Kapital und Arbeit vertieft, statt beseitigt. Sogar ins Privathaus strebt man fort und fort die Streitaxt zu bringen durch die immer wieder erneuten Versuche, Dienstboten-Unions zu formen, die dann der Hausfrau die Art der Haushaltung vorschreiben würden. Die Arbeiter wollen die Interessen der Arbeitgeber nicht wahren und betrachten, die Tatsache der Interessengemeinschaft von Kapital und Arbeit nicht wahr haben. Das Bewusstsein ihrer Macht treibt sie weiter, als ihr Interesse gebietet, lockt sie zur Gewaltprobe. Man wird bemerkt haben, dass nur in einem der drei Strikes es sich um Lohnerhöhung handelte; in den andern war das Endziel, waren die Streitobjekte so unansehnlich, so kleinlich, so unwichtig, nebensächlich und unbedeutend, dass man den hässlichen Eindruck gewinnen musste, als sollten die Unternehmer einmal fühlen, wer Herr im Lande ist, als wollte man das Kapital nur schikanieren, oder mit vorbedachter Absicht, dem Akt ein Bein stellen.

Denn zu tatsächlicher Unzufriedenheit haben die Arbeiter wirklich keinen Grund. Dem Akt verdanken sie eine Höhe des Lohnes, die uns in Staunen setzt. Ein Arbeiter verdient durchschnittlich in der Woche 48—50 Mk. Bei alldem ist der achtstündige Arbeitstag gesetzlich, ein halber

Feiertag in der Woche garantiert. Eine gute Menge ganzer Feiertage hat man nebenbei. Wundert man sich nach alledem noch, dass man Neuseeland „des Arbeiters Paradies“ heisst? Alles ist auf ihn, seine Bequemlichkeit zugeschnitten, seine Sicherheit, — auf ihn, der nichts, höchstens das Wenige aus den indirekten Steuern, den Einfuhrzöllen, zum Staatshaushalt beiträgt. So ist die Gerechtigkeit und Freiheit des Sozialismus. Der Arbeiter allerdings hat Geld, hat Kaufkraft — es wird jedem in Neuseeland Reisenden auffallen, dass er fast nie einem Bettler begegnet, obwohl der Unterhaltsaufwand pro Kopf und Jahr schon 1894 auf 702 Mark gegen 403 Mk. in Deutschland berechnet wurde. Seither ist das Leben hier noch teurer geworden. Trotzdem gibt es hier keine Armut in unserem Sinne; man schätzt das Vermögen pro Kopf auf 5 600 Mk.

An die Entwicklung einer allgemeinen Industrie und eines Weltwettbewerbs ist unter den Arbeitsbedingungen garnicht zu denken. Aber man will das auch garnicht. Und braucht es — scheint's — nicht. Auf den errungenen allgemeinen Wohlstand will man nicht verzichten, lieber auf alle Industrie. Nur die soll gepflegt werden, die speziell neuseeländisch ist, die rein neuseeländische Produkte verarbeitet und auf den Markt bringt: gefrorenes Fleisch, Butter und Käse, Flachs, Wollfabrikate. (Natürlich auch Goldminen, Getreidebau, Schafzucht.)

Fleisch, Butter und Flachs gilt es auf solchen Hochstand zu bringen, dass ihre Qualität weltberühmt wird und hohe Preise fordern kann. Damit ist man durch Seddons Arbeit auf bestem Wege.

Die Gesetze der Fleischinspektion verlangen aber auch die allerpeinlichste Sauberkeit und Reinheit und setzen sie absolut durch.

Die Butter wird vor ihrer Verschiffung von sachverständigen Regierungsbeamten auf ihre Qualität geprüft. Man

hat einen gemeinsamen Stempel für Neuseeland eingeführt, dem die Butterfaktorei ihren Namen und der Inspektor die gefundene Qualität (1, 2, 3) hinzufügt. Fälschungen sind so gut wie ausgeschlossen, zu dem für keinen von Interesse und Wert. In London kann der Käufer am Kistchen einfach ablesen, was für Butter er vor sich hat, welche Marke, welche Güte.

In gleicher Weise wird die Flachsfaser auf ihre Eigenschaften, 1, 2, 3 gradiert.

Die Produkte haben sich durchgesetzt, gute Preise werden dafür bezahlt. So hat diese Industrie Einengungen und Lohnerhöhungen überstanden. Mehr noch, es geht ihr ausgezeichnet dabei. Aber das wäre wohl nicht möglich ohne die hohen Preise, die auf dem Weltmarkt für Fleisch, Butter und Wolle herrschen. Sie haben das Land zu Blüte und Wohlstand gebracht. Wie nun wenn die Preise fallen? Argentinien sich entwickelt, seine Produkte eben so gut, aber billiger liefert? Eine Krankheit unter den Schafen ausbricht? Weniger für Wolle bezahlt wird? Was dann? Man vermisst jede Vorkehrung für solche Fälle. Schlechte Zeiten, aschgraue gar für Neuseeland? Das kann der Koloniale sich nicht denken, die Idee allein ist ihm unpatriotisch. Dabei könnten doch alle durch frühere Erfahrungen belehrt und gewarnt sein. Denn nicht immer war Neuseeland so wohlhabend. 1894 sanken die Preise auf dem Weltmarkte rapide. Die Produkte erzielten niedrigeren Erlös, das Land, das sie hervorbrachte, fiel stark im Werte. Die Bank of New Zealand, die Land reichlich mit Hypotheken belehnt hatte, stand am Vorabend des Bankrottes; hätte auch falliert, wäre ihr Seddon nicht zu Hilfe gekommen. In einer Nacht setzte er ein Gesetz durch, in dem der Staat der Bank 40 Millionen Mark Kapital garantierte. Als Gegengabe wurde der Fiskus Teilhaber und bekam die Bank so gut wie unter Kontrolle. Das war wirklich die rasche Tat eines vorschauenden Staats-

mannes, die Seddon unvergessen sein soll. Er rettete das Land vor namenlosem Elend, seine Bewohner vor fürchterlichem Zusammenbruch. Die Bank konnte sich heraufarbeiten. Ihre mit £ 6,3/6 eingezahlten Aktien, die man damals fast um nichts haben konnte, stehen heute auf 10 £. Die Sanierung durch Seddon hat dem Staat nicht nur nichts gekostet, sondern einen schönen Profit von 500,000 £ (10,000,000 Mk.) eingebracht.

Soviel über Seddons innere Politik. Wird man sie loben? Noch ist die Zeit nicht erfüllt, ein giltiges Urteil zu ermöglichen. Die Arbeitergesetze werden erst in schlechter Zeit sich bewähren müssen, ehe ihr voller Wert abgeschätzt werden kann. Die Landgesetze sind nur ein Kompromiss und Seddons Nachfolger ist die harte Nuss: freehold or leasehold? zu brechen geblieben. Die Finanzleitung wird kaum Gnade finden. Eine Steuerverwaltung, die unter 900,000 Einwohnern nur 22,778 Personen das Land und gar nur 8,934 das Einkommen belastet, 73% ihrer Einnahmen indirekt erhebt; auf der anderen Seite aber dem jungen Staate eine Schuldenlast von 1200 Millionen Mark (1260 Mk. pro Kopf der europäischen Bevölkerung) aufhalst; solche Steuerverwaltung wird man kaum gesund finden. Immerhin, — der Staatskredit ist gut. 100 £ 4% N. Z. Government Debentures (Schuldverschreibungen) werden in London 6 £ über pari notiert.

Dem Staat neue Einkünfte zu erschliessen, erweiterte Seddon das Gebiet der Staatsunternehmungen; fügte der längst bestehenden Lebensversicherung eine Feuerassekuranz hinzu (ein recht zweifelhaftes Experiment, das dem Staate noch viel Geld kosten kann, wiederholt das Frisko Unglück sich hier) eröffnete fiskalische Kohlenbergwerke, deren Förderungen auf staatlichen Verkaufstellen veräussert werden. Des öfteren drohte er auch mit der Einrichtung staatlicher Fleisch- und Fischgeschäfte, um Trusts die Spitze abzu-

brechen. Ernst war das aber wohl kaum gemeint, wenn er auch in seinem Glauben an den allein selig machenden Sozialismus am liebsten alles verstaatlicht hätte.

Recht schwere Klagen hört man über die allgemeine Verwaltung. Seddons grösste Bewunderer geben zu, dass ihr Führer dem Axiom huldigte: Die Beute den Siegern! Seiner Gnaden Fülle wandte sich mehr den Wahlkreisen zu, die seine Anhänger ins „House“ sandten. Man mag diese Belohnung für gutes Betragen menschlich erklärlich finden. Zum Bilde eines Staatsmannes will sie doch nicht passen. Den sollte doch eine höhere Idee, eine Rücksicht aufs Ganze leiten. Ob des Prinzipes, in der Industrie nur die bodenständigen Gewerbe voll zu entwickeln, fremde aber nicht zu ermutigen, soll man ihn nicht tadeln, wenn gleich es unserm national-ökonomischen Verständnis nicht eingehen will, obgleich wir glauben, dass es sich nicht wird halten lassen. Wenn aber ein Land sich seinen Wohlstand nicht verderben lassen will; wenn es glaubt, fremde Industrie, Weltkonkurrenz mit europäischen, amerikanischen Betrieben mit dem Preise des Elends der Armut und Arbeitslosen zu teuer zu bezahlen, kurz wenn es so fertig zu werden glaubt: eines Versuches ist das jedenfalls wert.

Ein kolonialer Minister hat wenig Gelegenheit, seine Fähigkeiten in der Leitung auswärtiger Angelegenheiten zu erweisen, da Downing Street das alles besorgt. Seddon gehörte zu den stärksten Anhängern von Chamberlains Politik, des engeren Zusammenschlusses des Mutterlands mit den Kolonien, wie ja fast alle Kolonialen „Imperialisten“ sind. Er setzte den Preferenztarif durch, der nicht britische Waren mit einem Zusatz-Zoll von 20% belegt. Neuseeland war die erste Kolonie, die mit Truppen im Burenkriege dem Mutterland zu Hilfe eilte, wie wohl der Gedanke dazu von Queensland ausging, den Seddon aber blitzschnell seine Wichtigkeit erkennend aufgriff. Sein eigner Ehrgeiz, seinen

Namen auch weithin bekannt zu machen, sein lebhafter Wunsch, für Neuseeland daheim erhöhtes Interesse zu wecken und eine tiefe eingeborene Treue zum Mutterboden diktierten ihm sein Handeln. Die Loyalität hinderte ihn indess nicht, wenns ihm not schien, gegen die Foreign Offize ein kräftig Wörtlein zu reden; in der Frage der Neuen Hebriden z. B., deren geteilte Abtretung an Frankreich das koloniale Ideal: auf dem Pacific den Union Jack allein wehen zu sehen, zum zweiten Male durchkreuzt hat; das erste Mal wars, als Deutschland und Amerika sich in Samoa teilten. Die Zulassung der Chinesen in Südafrika ging ihm sehr wider Wunsch und Willen, da es hier Axiom ist, die Kolonien für die Weissen frei zu halten. Sein Imperialismus hielt ihn auch nicht ab, fernzubleiben, als 1900 die fünf australischen Staaten und Tasmania zur Commonwealth sich im Bundesstaate verbanden. Neuseeland trat nicht bei. Zweite Geige zu spielen und eigenem, unabhängigen Wirken die Möglichkeit abzuschneiden, hätte Seddon nie gepasst noch den Beifall seiner Landsleute gefunden. Die Handelsbeziehungen machten indess einen näheren Anschluss erwünscht. Ein gegenseitiger Vorzugszolltarif schien ein gangbarer Weg und mit einem in Australien gebilligten Entwurf dazu ging Seddon in Sydney am 9. Juni 1906 an Bord, das er lebend nicht mehr verlassen sollte.

Ist Seddon zu den Grossen der Erde zu zählen? Nein. Dazu fehlte ihm viel, wenn nicht alles. Er war kein Schöpfer, ein Verwerter nur. Man sah, dass die leitenden Ideen zu seiner Legislatur nicht von ihm waren; er entnahm sie anderen, erkannte intuitiv, blitzschnell ihre Brauchbarkeit und setzte sie mit unermüdlicher Energie in die Tat um. Führer der Massen war er dem Worte nach — aber als ihr Sprachrohr, ihren Dolmetscher nur hat er sich stets gefühlt. Nicht bewahrte er sich seine Unabhängigkeit dem Demos gegenüber. Nie kam ihm der Gedanke, dass Macht verpflichtet.

Verpflichtet zu erziehen, dem Denken der Massen einen weiteren Flug zu geben, den breiten Schichten die Augen zu öffnen, sie heranzubilden zu einer höheren Idee vom Staate. Sie etwa zu lehren, dass wer mitregieren auch mitzahlen muss. Studium und Liebe zu höherer Bildung und Wissenschaft zu fördern. Man liess es beim Elementarunterricht und dem grossen Glauben an die Erziehung durch's Leben. Um Kunst ist es gar traurig bestellt in diesem Lande. Aber diese Bedürfnisse kannte Seddon wohl selbst nicht, und es mag Unrecht sein, zu erwarten, dass er sie in anderen weckte.

Nein, gross war Seddon nicht, aber glücklich, sehr glücklich. Glücklich in seinem Temperamente, das jedem Neuseeländer behagte. Von der frischen Farbe der Entschliessung, von keines Gedankens Blässe angekränkelt. Von jovialer Lebenslust, die mit den Einwohnern lachte, tanzte, Rennen besuchte. Eine durchaus demokratische Natur, der Überhebung, eitler Stolz fremd war, die Titel und Orden ablehnte, die über eine Rednergabe verfügte, die nicht allzuschwere Forderungen an der Hörer Aufmerksamkeit und Fassungsgabe stellte, geschickt Pläne und Absichten in volkstümliche Schlagworte zusammen fasste und mit der schallenden Phrase nicht geizte. In ihm erkannte jeder Neuseeländer ein Stück seines Selbst, in seinem Emporkommen aus niederer Stellung, seinem Temperament, seiner Loyalität zum Mutterland, seiner Liebe zur neuen Heimat. Gegner hat er wohl, Feinde nie besessen. Glücklich war er auch, dass er aus dem Ballance-Ministerium tüchtige Männer übernehmen konnte, die doch nicht stark genug waren, ihn aus dem Licht zu drängen, nicht gross genug, ihn zu überschatten. Später, als alles auf rechtem Geleise lief, umgab er sich mit weniger bedeutenden, aber besser auf Kommando einschwenkenden Herren, unter denen nur Sir Joseph Ward hervorragt, der nun sein Nachfolger

wurde. Glück wars auch, dass es der Opposition an einem Führer fehlte, der ihm ebenbürtig war. Glück vor allem, dass die Zeit seiner Regierung in eine Periode des wirtschaftlichen Aufstiegs, der wachsenden Wohlfahrt fiel. Ein Hinweis darauf schlug dem Gegner stets die Waffen aus der Hand, machte ihn stumm: denn natürlich war das allgemeine Gedeihen Resultat seiner Politik, Verdienst seiner Regierung.

War er nun auch glücklich genug, zu rechter Zeit gestorben zu sein? Fast scheint's so. Sein Reciprocity Treaty, der Vorzugzolltarif mit Australien, fand nicht eine freundliche Kritik. Aller Vorteil war auf Australiens Seite. Neuseeland würde allein die Kosten zu bezahlen haben. Man versteht nicht, was Seddon bewegen konnte, den Tarif so zu formulieren. Liess seines Geistes Kraft nach? (Seine Leibblätter spekulierten so). Tat er's aus persönlicher Rankünе gegen einige Konzerne und Trusts? Oder verfolgte er weitere Ziele, arbeitete vielleicht auf einen Zollverein mit Australien hin? Niemand weiss es. Der Vertrag wurde einstimmig abgelehnt und liegt für immer begraben. Eine andere Erbschaft war die internationale Ausstellung in Christchurch, die am 1. November 1906 eröffnet wurde. (International genannt, weil ausser England und Kolonien als einziger fremder Staat Hawai ausgestellt hat). Nutzen haben solche Riesenramschbazare noch nie jemandem gebracht, es sei denn Gastwirten und Besitzern von Vergnügungsparken. So schloss denn das Spektatel im April 1907 mit einem Defizit von 75,000 £ (1½ Millionen Mark.) Seddon regte sie kurz vor den letzten Wahlen an, vielleicht um den Gemütern Beschäftigung zu geben, ihnen nahe zu legen, dass ein Ministerium, das solchem Plane Wirklichkeit gibt, am Ruder bleiben muss, ihn durchzuführen. Panem et Circenses nach altem Rezept. Ein anderer Grund, die Kolonie, die ihr Geld in tausend Dingen besser verwenden könnte, zu

solch im Ausgang kaum zweifelhaftem Experiment zu verleiten, kann nicht gefunden werden.

The evil that men do lives after them,
The good is oft interred with their bones.

Was Menschen Übles tun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.

Seddon starb. Aber nicht starb mit ihm der Geist des Wagemutes, der sein Ministerium beherrschte. Der lebt noch unter seinem Nachfolger Ward. Resolut hat dieser die alte Landfrage hervorgeholt und ihr eine Antwort gestellt, die sozialistischem Denken entsprang. Die ursprüngliche Bill hatte diese Hauptzüge: Verkauf von Kron- (Regierungsland) findet nicht mehr statt. Alles wird verpachtet, aber nun nicht mehr auf 999 Jahre wie ehedem, sondern nur auf 66. Unter der alten Form der ewigen Pacht erlitt die Regierung beträchtliche Einbusse; denn der Pachtzins blieb unverändert für fast ein Jahrtausend. Während all der Zeit steigt natürlich der Bodenwert. Der erste Pächter kann es zu erhöhtem Zins weiter verpachten usw. Die Regierung will nun selbst die Konjunktur ausnutzen. Nach 66 Jahren wird das Land neu abgeschätzt und wieder in Auktion ausgeboten. Der alte Pächter kann wieder bieten. Will er das nicht, so schätzt die Regierung die Verbesserungen ab, die er dem Land hat zu gute kommen lassen und bezahlt ihn dafür. Das eigentlich Neue und Interessante war die beabsichtigte Beschränkung allen Grossgrundbesitzes. Keiner sollte einen Landbesitz haben, dessen natürlicher d. h. unverbesserter Bodenwert (unimproved value) 1 Millionen Mark übersteigt. Landeigentum bis zu 50,000 £ war gestattet, aber nicht mehr. Wer mehr hält, den wollte das Gesetz zwingen, den Überschuss zu verkaufen.

Gegen den Entwurf erhob sich Widerstand. Zum ersten Male seit langer Zeit gab es eine wirkliche Opposition;

das Programm hatte der Entwurf geliefert. Sicherlich: der Latifundienwirtschaft das Wasser abzugraben, liegt in der Kolonie höchstem Interesse. Das grosse Rom hat sie zu Grunde gerichtet, das kleine Neuseeland wird sie nicht ertragen können. Aber das vorgeschlagene Mittel ist sehr bedenklich und höchst gefährlich. Darf der Staat prinzipiell einen früher rechtsgiltig vollzogenen Vertrag solcher Weise vernichten? Wohin soll das führen, wenn man rechtmässige Eigentümer zwingt, sich ihrer Habe zu entäussern? Könnte man das gleiche Ziel nicht erreichen durch eine hohe, enorme Grundsteuer? Grundbesitz in Stadtbezirken war übrigens nicht mitgerechnet bei den 50,000 £. Ist es denn in einer Stadt ohne alle Gefahr, viel Besitz in einer Hand zu wissen? Ist es gleichgiltig, wenn einer oder ein Syndikat alle Grundstücke an einer Hauptstrasse ankauft, ein Monopol hat und Mieten diktiert? — Möglichst viel selbständige Existenzen sind das Rückgrat eines Staates. Gewiss die Einschränkung des Grossgrundbesitzes scheint diesem Ziel nachzustreben. Aber tut's auch die Verpachtung? Man verlangte „Freehold“: die Möglichkeit des Kaufes, um freie Bauern auf freiem Boden zu haben.

Die Regierung merkte, dass Seddon ihr fehlte, sein Einfluss, der auch schliesslich solchem Gesetz zur Durchführung verholfen hätte.

Sie war klug genug, nicht hartnäckig zu sein. Und gab ein wenig nach. Blieb aber fest und aufrecht im Hauptprinzip: verkauft wird fortab der Krone gehöriges Land nicht mehr, nur verpachtet.

Die Gesetze, die 1907 angenommen wurden, scheiden streng zwischen Kronland, (d. i. der Krone gehöriges, meist junger, bebuschter und unkultivierter Grund) und dem durch den Akt for Settlements erworbenen Boden (d. i. bereits kultivierte, durch die Regierung zur Aufteilung angekaufte Güter).

Die Kronländereien werden zu 4% des Grundwertes auf 66 Jahre vergeben. Boden, der nach Ansicht des (bald zu erwähnenden) Land-Boands nicht sogleich ergiebig ist, (Sumpfland z. B.) kann für 10 Jahre zinsfrei bleiben.

Den Kapitalwert und damit den Pachtzins bestimmen die Land-Boards der einzelnen Distrikte. In solchem Land-Board sitzen drei Mitglieder (keine M. P.), die vom Gouverneur (natürlich auf Vorschlag und Rat des Ministeriums) ernannt und abgesetzt werden können. Ein viertes Mitglied wählen die Kronpächter. Dazu kommt ein Regierungskommissar.

Die Ländereien werden öffentlich ausgeschrieben. Unter den Bewerbern entscheidet das Loos.

Der Board hat das Recht ein Drittel des zu vergebenden Bodens bei Seite zu setzen für Bewerber, die kein Land besitzen und ferner sind:

1. Verheiratete Leute mit Kindern, oder
2. Witwen mit Kindern, „
3. Witwer mit Kindern, „
4. Verheiratete (aber getrennt lebende) Frauen mit Kindern.

Dem Junggesellen gehts wie immer schlimm. „Onkel wird er besten Falles, aber dieses ist auch alles!“

Der neue Pächter muss das Land bewirtschaften, kultivieren, verbessern. Fehlt er darin nach Ansicht des Boards, so kann die Pacht für null und nichtig erklärt werden.

Keiner darf das Grundstück weiter verpachten, es sei denn er habe 2 Jahre ununterbrochen auf dem Landgut gelebt, und dann bedarfs noch der Zustimmung des Ministers und Boards.

Hinderlich wie überall, ist hier der eigene Todesfall. Stirbt der Pachtinhaber, so können die Testamentsvollstrecker das Land weiter vergeben unter Zustimmung

des Boards, die aber nicht nötig ist, wenn ein Erbe die Pacht übernimmt.

Nach Ablauf der 66 Jahre kann die Pacht mit allen Rechten erneuert werden. Vorher aber wird ein vom Board bestimmter Appraiser das Grundstück abschätzen, den Wert der Verbesserungen in Zahlen festlegen und den neuen Grundwert (allein, ohne die Verbesserung) bestimmen, von dem 4% als Pachtzins für die nächsten 66 Jahre erhoben werden.

Ist der Pächter mit der Abschätzung nicht einverstanden und zufrieden, so steht ihm das Recht zu auf schiedsgerichtliche Entscheidung durch drei Männer, von denen Pächter und Regierungskommissar je einen wählen, während der dritte entweder durch Übereinkunft bestellt wird oder ein Richter des höchsten Gerichtshofes ist.

Zum neuen Zins mag der alte Pächter das Land ohne weiteres behalten. Lehnt er das ab, so erhält er den Wert der von ihm angebrachten Verbesserungen in bar ausbezahlt.

Die Regierung erlaubt jedem Pächter den Kapitalwert des Landes bis zu 90% abzuzahlen; damit verkleinert er die Rente, die er im besten Falle nur auf 10% entrichtet und wird sozusagen Eigentümer des Bodens (für 66 Jahre), ist lästigen Inspektionen nicht mehr unterworfen. Natürlich schuldet die Regierung dem Pächter den eingezahlten Betrag, den sie beim Erlöschen der lease zurückzahlt, in der Zwischenzeit aber mit 4% verzinst.

Den Inhabern der alten Pachten auf 999 Jahre wurde das Recht gegeben, ihre „ewigen" Pachten, ihre lease in perpetuity in solche auf 66 Jahre, in renewable lease zu verwandeln, oder das Land zum tatsächlichen Grundwerte käuflich zu erwerben; sie bleiben aber dem Gesetz von der Beschränkung des Landbesitzes unterworfen.

Dies Recht, wie das der erlaubten Abzahlung von 90%

sind kleine Zugeständnisse an die konservative „Freehold“-Partei.

Der Grund und Boden aus dem Land for Settlements Akt, der bearbeitete, gepflegte Boden also von aufgekauften Estates, wird zu 4½% des Bodenwertes auf nur 33 Jahre in Pacht gegeben, die dann nach erneuter Abschätzung wiederholt oder nach Auszahlung der bewirkten Verbesserungen gelöscht werden kann.

Das wichtigste Zugeständnis erfocht sich die Opposition durch Einführung der „graduated Land Tax“, der abgestuften Land-Steuer zur Niederhaltung der Latifundienwirtschaft. Die Regierung liess ihren Vorschlag des Zwangsverkaufes fallen. Der Land and Income Assessment Akt 1907 bestimmt die Steuer von Gütern, die den Wert von 5000 £ (100,000 Mk.) übersteigen. Von 5000—6000 £ ist die Abgabe 1/16 penny = ½ Pfennig für jedes £ Sterling; die Taxe steigt um 1/16 penny, bis sie bei Ländereien im Werte von 35,000—40,000 £ 13/16 penny = 6½ Pfennig für jedes £ Sterling beträgt.

Dann werden die Stufen steiler.

Auf Land im Werte von 40,000—41,000 £ müssen 8 shillings für jede 100 £ entrichtet werden. Für jede hinzukommende 1000 £ steigt der Satz um 1/5 shilling = 20 Pfennig. So geht die Taxe hinauf bis zu 200,000 £ Land. Darüber müssen 2 £ für jede 100 £ bezahlt werden.

Gerechnet wird dabei immer nur der tatsächliche Bodenwert, ohne die Verbesserungen (unimproved value). Die Aufbesserung erkennt der Gesetzgeber als nützlich an, die er begünstigt und darum nicht besteuert.

Ist das Land aber unbenutzt, liegt es brach, so werden 25% hinzugeschlagen.

Im Ausland lebende Eigentümer zahlen zu allem 50% mehr.

Bei Landaktiengesellschaften werden die Aktionäre einzeln je nach dem Aktienbesitz besteuert.

Einige Millionen acres wurden als National-Endowments bei Seite gesetzt. Die Einkünfte aus deren Verpachtung sollen den Fonds der Erziehungs- und Bildungsanstalten, der Kasse der Alterspensionen zufliessen. Diese Regierungsdomänen werden, so hofft man, den Haushalt für diese Institutionen erleichtern, verkleinern.

Kein Zweifel, den übergrossen Grundbesitz hat das Gesetz empfindlich getroffen. Niemand wird dagegen etwas einwenden können.

Und soweit die Regierung das vermag, hat sie den Verkauf von Land unterbunden. Ihr gehöriger Grund und Boden wird in Zukunft, solange dies Gesetz besteht, nicht mehr veräussert werden.

Ist das nun wünschenswert?

Ist es nicht ein natürlicher Wunsch, ein eigenes Stückchen Erde zu besitzen? Im Leben eine Scholle sein eigen zu nennen, die vom Vater auf den Sohn sich vererbt, ehe dem Toten die fünf Fuss Grund zugesprochen werden?

Oder wenn man das als Sentimentalität belächelt, obwohl diese Imponderabilien in Wahrheit schwer wiegen, wenn man praktische Gründe haben will, wird wirklich der Farmer den Boden so betreuen, wie wenn er ihm zu eigen wäre? Wird er mehr als die nötigen Aufbesserungen anbringen, da er doch nicht weiss, ob die Seinen den Vorteil daraus ziehen werden? Mehr noch, noch praktischer. Wie sollen sich die Hypotheken in Zukunft gestalten? Wer wird dem Farmer das Land beleihen, das ihm nicht gehört?

Man sieht eigentlich nicht ein, weshalb die Regierung sich vor dem Verkauf fürchtet, wenn der Riesengrundbesitz unmöglich gemacht ist. Möchte sie sich ein Einspruchsrecht wahren? Möchte sie nicht das Land aus der Hand geben,

besorgt, die Latifundienbeschneidung könne eine günstige Majorität einmal wieder beseitigen?

Diese sozialistische Nationalisierung des Bodens hält den Bauer in Abhängigkeit. Die Regierung bevormundet die Pächter, revidiert, inspiziert, taxiert, raisonniert.

Das ists nicht, was man von der Zukunft träumt und erwartet.

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Das ists, was man dem Lande wünscht.
Wer Recht hat? — Qui vivra, verra.

Handel.

Mit der steigenden Zahl der Bevölkerung (von 37,192 im Jahre 1855 zu 900,000 anno 1906) wuchs langsam der Handel. Mit ihm entwickelten sich die Verkehrsmittel. Eine Hauptlinie der Eisenbahn durchzieht Nord- wie Südinsel. Kleinere Strecken zweigen davon sich ab. Aber mehr Linien sind nötig, das Land zu erschliessen. Jedes Jahr sieht die Vollendung eines Teiles. Ausgezeichnet sind die Dampferverbindungen. Erstlich die Unionlinie, die allwöchentlich aus drei Häfen gute Schiffe nach Australien sendet, und die Südseeinseln anlaufen lässt. Sogar Turbinendampfer besitzt sie. Direkter Verkehr besteht ferner mit den United States (San Franzisko), Brasilien, Kapstadt und mit 3, 4 Linien mit England. Die Reise nach London nimmt 6—7 Wochen, über Frisko nur 4—4½ in Anspruch.

Neuseeland ist vorwiegend agrarisch; dabei mehr ein Weide- als Ackerland. Seine günstige Lage, die die Nord-

spitze in subtropische Regionen reichen lässt, den Rest in gemässigter Zone hält, sein gutes Klima, das Regen und Sonne gleich verteilt und sich von allen Extremen fern hält, erlauben den Anbau aller Kulturpflanzen: Bäume, Gräser, Getreide, Tabak, Zitronen, Wein, Oliven usw. Der Weissen Arbeit veränderte das Angesicht des Landes. Der Urwald wurde ausgerodet, abgesägt und niedergebrannt; und so fruchtbar ist der Boden, dass Grassamen auf die Asche (ohne vorangehende Pflügung) gesät, sich prächtig entwickelte. Auf diesen Weiden gedeiht das Vieh, Schafe, Pferde, Rindvieh, Schweine. In der milden Witterung ist es nicht nötig, ihnen Ställe zu bauen; Jahr ein, Jahr aus grasen die Tiere Tag und Nacht im Freien. Und dass es ihnen nicht schadet, mögen ein paar Zahlen beweisen. Auf 141,000 Morgen Grasslandes weideten 1858 anderthalb Millionen Schafe, 130,000 Stück Rindvieh, 15,000 Pferde, 40,000 Schweine. 1906/7 zählte man auf 16,000,000 acres (1 acre — 40 Ar) 20,100,000 Schafe, 342,000 Pferde, 1,850,000 Rindvieh, 242,000 Schweine, 3,100,000 Stück Geflügel.

Das gute Schaf hat Neuseeland reich gemacht. Seine Wolle allein brachte ihm 1906 für 135,314,000 Mk. Ausfuhrgut. 78,569,000 kg wurden ihm heruntergeschnitten; zwei Millionen Kilogramm verbrauchte man davon im Lande, der Rest wanderte ins Ausland, England, Amerika, Deutschland kaufte hier für 600,000 Mk. vielleicht erwarb es noch mehr in London vom Zwischenhändler.

Bis 1882 hatte das Schaf mit der Wolllieferung seine Dienste für den Export getan. Dann aber fand man ihm neue Verwendung. Die Einführung der Gefrierwerke, der Bau von Kühlkammern auf den Dampfern nach England sind eine Etappe in der Handelsentwicklung Neuseelands. Man gefror das Fleisch, brachte es hinüber, taute es dort wieder auf, brachte es auf den Markt — und die Engländer sahen, dass es gut war. Aus kleinen Anfängen wurde eine grosse

und grossartige Industrie. Wieder ein paar Zahlen. Für 386,780 Mk. verschiffte man 1882. Heute geht der Wert in die 58. Million. Allein $2^1/_2$ Millionen Lämmer werden versandt und ein und drei viertel Millionen Hammel, alle fast nach England.

Bald ging man weiter. Gefror wilde Kaninchen (1906 beinahe 3 Millionen für 1,800,000 Mk.); Rindfleisch (1906 für fast 6 Millionen Mark); Hasen (5000 für 5100 Mk.; Geflügel (1905 60,000 Stück für 122,500 Mk., anno 1906 warens nur 18,236 für 26,620 Mk., da bei den hohen inländischen Preisen der Verkauf am Orte sich besser lohnte als der Export; ferner Kalb- und Schweinefleisch, Fische (1906 für 247,540 Mk.). Dazu kommen noch Fleisch Konserven (1906 2,009,600 kg für fast zwei Millionen Mark), Fleischextrakt $1^1/_2$ Mill. kg für 100,000 Mk.).

Solch Freezing Work ist ein Muster der Arbeitsteilung und Organisation.

Die Eisenbahn bringt täglich tausende von Schafen in eignen Viehwagen bis in den Hof des Gefrierwerks. Laut bellende Schäferhunde nehmen sie hier in Empfang und jagen sie in die abgeteilten Hürden. Sachverständige gehen dann die blökenden Massen durch und halten fürchterliche Musterung. Die fettarmen, kranken werden zurückgewiesen; „die guten ins Töpfchen.“ Auf mehreren, breiten Stiegen klettern die Auserwählten hinauf und halten vor verschlossenen Türen. Die Tore öffnen sich, zehn, zwölf werden hineingelassen und gelangen in einen engen Pferch mit zwei Ausgängen. An diesen schmalen Öffnungen steht je eine herkulische Gestalt mit aufgestreiften Ärmeln und reiner Lederschürze. Ein langes, blutiges Messer zwischen den Zähnen. Der nimmt ein Schaf, klemmt es zwischen die Knie, eine Hand hebt den Kopf, die andere greift nach dem Messer; die Gurgel ist auch schon durchschnitten, heisses Blut strömt aus beiden Carotiden in einer langen Steinrinne langsam

hinab. Schon ist das Fell durchschlitzt und abgezogen. Im Nu. Ohne das Epithel, die Epidermisdecke zu verletzen, damit Bakterien keinen Eingang finden. Das Messer setzt durch die Bauchdecken und entfernt mit raschen Schnitten Brust und Bauchorgane. Die Eingeweide mit dem abgetrennten Kopf versinken in einen Schacht. Der Schlächter knickt noch die Beine ein, drückt dem Tier seinen Stempel auf; und schon hängt der Kadaver hoch an einer Rolle und gleitet langsam weiter. Der Metzger hat bereits ein neues Schaf zwischen die Knie geklemmt. Kaum 4 oder 5 Minuten hat das alles gedauert. Geschickte Schlächter bringen es bis 80, 90, 100 an einem Tage in 8 stündiger Arbeit. Und da 60 Metzger Beschäftigung finden können, ist es möglich, an einem Tage bis zu 6000 Tiere ans Messer zu liefern. Die Bezahlung der Metzger geschieht pro Stück, für beschädigte, verletzte Tiere wird ein Abzug gemacht.

Indessen gleitet der Kadaver zum Regierungstierarzt, der ihn genau untersucht, für gut befindet und passieren lässt; weiter rollt er zur Wage, und von hier noch warm in den Vorkühlraum. Nach ein paar Stunden geht's dann weiter in den eigentlichen Gefrierraum, wo eine Temperatur von 12° unter Null ist. Von da wird er später mit tausend anderen auf die Bahn verfrachtet, längseite des Dampfers gebracht und auf einer schmalen Rutschbahn in die Kühlkammern gelassen. Alles ist überaus reinlich, peinlich gewissenhaft und sauber. Amerikanische Jungle-Schweinereien sind hier durchaus unmöglich. Zumal die Freezing-Works meist nicht für eigene Rechnung arbeiten, sondern für die Schafzüchter, die ihre Herden hierher senden. Die Works rechnen dem Farmer nur die Spesen an. Einige sind reine Genossenschaftswerke.

Nur die Nebenprodukte, die fast alle verarbeitet werden, fallen den Freezing-Works zu. Das ausgekochte Fett geht an die Seifenfabriken. Amerikanische Firmen über-

nehmen die Därme. Diese haben langjährige Kontrakte mit den Works abgeschlossen und lassen diese künftigen Wursthäute an Ort und Stelle von eignen Arbeitern reinigen, einsalzen und verschiffen. Mit fast einer Millionen Mark stehen diese Därme im Export. Lungen, Herz, Leber, Milz, Thymus, Knochen usw. werden zu Dünger verarbeitet. Aus den Hufen macht man Maschinenöl. Die Zungen werden konserviert. Felle wandern in die Gerberei, nachdem ihnen vorher die Wolle abrasiert ist. Oder werden auch mit Haaren verschifft. 716,000 Stück zu einem Preise von fast 4 Millionen Mark wanderten 1906 so aus. Von rasierten Fellen gingen im gleichen Jahren 4,835,200 ausser Landes, die 9,700,000 Mark wert waren. Mit ihnen zogen übers Meer 5½ Millionen Kaninchenfelle über 1 Millionen Mark wert, aber 1905 waren es fast 9 Millionen Stück, und 100,000 Häute vom Kalbe (an 300,000 Mark). Zu denen kommen noch 134,467 Ochsenfelle im Werte von 2,800,000 Mark. Hinzugerechnet werden müssen noch alle Haupt- und Nebenprodukte, die im Lande selbst verbraucht werden, deren Ziffern aber nicht bekannt gemacht sind.

Die Tiere sind wirklich dankbar für das bischen gute Leben, das ihnen der Mensch schafft. Mit ihrer Kleidung, ihrem Fell, mit Haut und Haaren und ihrem Leben bezahlen sie es. Aber vor ihrem Ende noch sind sie ihrem Herrn dienstbar und liefern ihm Produkte, mit denen er handeln kann. Die Milch. Der Molkereibetrieb hat in den letzten Jahren einen Zug ins Grosse bekommen. Die Farmer eines Distriktes schliessen sich zusammen und richten eine Cooperative Dairy Factory, eine Genossenschafts-Molkerei ein. Dahin liefern sie ihre Milch ab. Dort wird Butter und Käse daraus bereitet, verkauft, verschifft auf gemeinsame Rechnung und gemeinsamen Gewinn. Die Gradierung der Butter wurde bereits oben erwähnt. Ein paar Ziffern. 115,750 Mark betrug der Wert der exportierten Butter im Jahre 1855, über

2 Millionen 1884 und über 31 Millionen (16,000,000 kg) im Jahre 1906. Ähnlich entwickelte sich der Käseexport, der 1855 43,300 Mark wert war und heute 6 Millionen Mark (6,560,300 kg) übersteigt. Daneben werden noch 242,300 kg Milchkonserven (flüssige und getrocknete) verschifft.

Weitere Ausfuhrprodukte gibt dem Kolonialen Mutter Erde. Über eine Million Büschel Getreide für 2,700,000 Mk. sandte Neuseeland in die Welt (eine Menge, die um die Hälfte fast kleiner ist als der Export für 1905), lieferte den Küchen 291,650 kg Zwiebeln für 56,750 Mk. (auch hier minderte schlechte Ernte die Ausfuhr um fast zwei Drittel); und brachte mit seinen Gras- und Kleesamen für $1^3/_4$ Millionen Mark fremde Wiesen zum Blühen.

Wie man sät, so erntet man.

Aber der Neuseeländer kann auch ernten, in schwerer Arbeit allerdings ernten ohne Saat, was die Natur für ihn in der Erde Schoos gelegt und gepflanzt hat.

Der Flachs lieferte ihm 1906 ein Ausfuhrgut von 15 Millionen Mark für 27,779,000 kg. Und seine Pflege ist erst in den Anfängen. Die Kultivierung der besten Pflanze, billigere und bessere Präparation der Faser werden (bei günstiger Konjunktur) noch bessere Zahlen liefern.

Der Wald bringt ihm durch sein Holz 6 Millionen Mark durch Export ein.

Das Harz der Kaurifichte (Kauri-Gum), das meist Dalmatiner aus dem Boden graben, wurde 1906 9,154,000 kg schwer nach Amerika und Europa gebracht, um dort zu Terpentin und Lack verarbeitet zu werden, und repräsentierte einen Ausfuhrwert von $10^1/_2$ Millionen Mark. (Auch diese Ziffer wurde 1905 übertroffen.) Deutschlands Anteil daran ist 400,000 Mk.

An Kohlen wurden 1906 1,729,536 Tonnen gefördert, von denen 62,745 ausser Landes gingen.

Neben den schwarzen Diamanten hegt der Boden

gleissendes Metall. Jährlich werden für 40,000,000 Mk. Gold und für 4 Millionen Silber nach Australien oder England verfrachtet.

Der Gesamtexport betrug 1906 361,803,000 Mk. Für den Kopf der weissen Bevölkerung macht das etwa 400 Mk. Verglichen mit 1905 stellt sich die Ausfuhr um 46,800,000 Mk., etwa 15% höher. Von diesem Export erhält England Produkte im Werte von 280,940,000 Mk.; die übrigen englischen Kolonien für 66,850,000 Mk., so dass auf das British Empire 347,794,000 Mk. entfallen.

Ins übrige Ausland kommen (wenigstens direkt) nur 4% des gesamten Exportes. An den 14 Millionen Mark, die für die fremden Staaten übrig bleiben, ist Deutschland (durch Wolle und Kauriharz) mit über einer Million beteiligt. Die vereinigten Staaten von Nordamerika beziehen für fast 12 Millionen Mk., Frankreich für 1 Million Mk. Waren, der schmale Rest verteilt sich auf kleinere Staaten.

Diesem Export steht ein Import von Waren im Werte von 304,228,000 Mk. gegenüber, pro Kopf der Bevölkerung macht das etwa 340 Mk. und lässt einen Überschuss der Ausfuhr von 57,575,000 Mk.

Bezogen wurden u. a. Kleidungstücke; fertige Anzüge (13,700,000 Mark), Schuhe (115,744 Dutzend Paare für 4,800,000 Mk.,) Hüte, Strümpfe, Kleiderstoffe, Besatz, Knöpfe u. s. w. Maschinen aller Art, agrikulturelle, Druck-, Werkzeugmaschinen, Kessel, Zweiräder, Automobile u. s. w. Dann Zucker, Tee, Bier, Wein, Whisky und andere Spirituosen, Chemikalien, Tabak, Spielzeug, Galanterie- und Papierwaren u. s. w.

Von diesem Import entfallen auf England Waren im Werte von 180 Millionen Mark, auf englische Kolonien 77,800,000; Mk. auf das British Empire also 257,800,000 Mk.

Für andere Länder bleiben nur etwa 16% = 46,428,000 Mark. Nordamerika brachte Waren für 28,000,000 Mk.

heraus, Frankreich für 1½ Millionen, Belgien für 2,300,000 Mk. und made in Germany sind mit 6,739,200 Mk. bezahlte Waren. Unter diesen direkt von Deutschland importierten Artikeln sind Kunstdünger (für 349,800 Mk.), Spiel- und Galanteriewaren (560,000 Mk.), Eisen- u. Stahlwaren (525,800 Mk.), für 356,000 Mk. Papier- und Schreibsachen, Kunstdrucke und Bureaubedarf; für 315,000 Mk. Maschinen (Näh-, elektrische und andere), für 200,000 Mk. Glaswaren, Samen (178,000 Mk.), Porzellan (128,600 Mk.), Chemikalien und Drogen (120,000), für 100,000 Mk. fertige Kleider, 60,000 Mk. Wollwaren, 50,000 Mk. zahlte man für Druckpapier, 90,000 Mk. für Holzwaren (Formen); ins Land gebracht wurden für 36,000 Mk. Stand-, für 12,000 Mk. Taschenuhren, für 26,820 Mk. Bürsten, 20,000 Mk. Korbwaren, Schuhe im Werte von 22,000 Mk., und — last not least — für 1,060,000 Mark Musikinstrumente (Pianos).

Der Handel mit Deutschland hat sich langsam entwickelt. Und ist auch heute noch nicht gross. Eine Tabelle mag das Wachstum zeigen.

	Export nach Deutschland:	Import von Deutschland:
1896	100,000 Mk.	2,000,000 Mk.
1901	210,000 Mk.	2,970,000 Mk.
1906	1,089,000 Mk.	6,739,200 Mk.

Im Jahre 1905 zeigte die Einfuhr von Deutschland gegen 1904 einen Rückgang von 10%. Auch die englische Einfuhr erlitt damals eine Abnahme um 2½%, die aber durch die fast verdoppelte Einfuhr aus englischen Kolonien, namentlich Australien völlig ausgeglichen wurde. Der englische Handel liess also nicht nach. Wohl aber der deutsche. Das war um so auffallender, als 1904 eine Zunahme gegen 1903 um fast die gleiche Summe aufgewiesen hatte, die 1905 aufs Verlustkonto zu setzen war.

Woran das lag? Am Preferenztarif der den meisten,

nicht englischen Waren in dem erwähnten Jahre einen Extrazoll von 20—25 °/₀ auferlegte. An den Deutschen lags nicht. Die hatten weiter gearbeitet.

Den Patrioten musste dieser Abfall mit banger Sorge erfüllen. Wie sollte das werden? Mancher sah die Zukunft grau in grau.

Nun brachte 1906 gar eine Steigerung der Einfuhr um fast 300,000 Mark. Das sollte doch beruhigen? Ja, „wenn man's so hört, möcht' es leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum." Eine genaue Betrachtung der Ziffern deutschen Importes wird die Sorgen kaum verjagen.

Hauptsächlich vermehrte sich die Einfuhr von Maschinen, von Papier- Glas-, Eisen und Stahlwaren; verdoppelte sich fast beim Kunstdünger. Dies sind aber zum allergrössten Teil Artikel, die der Vorzugstarif abgabenfrei lässt. Die Wohlfahrt, der Nutzen des Landes fordert, dass Objekte der Agrikultur: Maschinen, Samen, Dünger, Werkzeuge zollfrei bleiben, desgleichen Nähmaschinen.

Unter den Gegenständen, deren Einfuhr sich trotz dem Zolle erhöhte, findet man Pianos und Spielzeug, Artikel also, deren Ruf so gross ist, dass der Käufer gern mehr zahlt, sie zu besitzen.

Der Satz der zollfreien Artikel ist 32,51, der der zollpflichtigen 67,49 vom Hundert.

Gegen 1905 hob sich der Import zollfreier Artikel um 892,000 Mk.; die Einfuhr der zollpflichtigen hingegen nur um 297,500 Mk. und steht damit heute um die gleiche Summe niedriger als die Zahl von 1904.

Die Elastizität, die Schwungkraft des deutschen Handels, mit der er sich den veränderten Bedingungen angepasst hat, ist sicherlich zu bewundern. Unser Kaufmann ist wach und jeder Lage gewachsen. Den Durchgang, der ihm auf der einen Strasse versperrt ist, erzwingt er sich auf der andern. Und findet dem deutschen Handel den Weg in fremdes Land.

Es mag töricht scheinen, solch kleinen, in der Riesensumme des deutschen Gesamthandels verschwindenden Zahlen, die Neuseelands Verkehr bietet, nachzugrübeln. — Aber man muss doch nicht vergessen, dass hier nur im kleinen sich spiegelt, was die anderen grossen englischen Kolonien erleben. Der Unterschied ist nur ein gradueller. Und darum wollen die Bedenken und Sorgen nicht weichen.

Die Gefahr, die englischen Kolonien als Absatzgebiete zu verlieren, steht für Deutschland vor der Türe. Darüber sollte man daheim nachdenken, um bei Zeiten vorzubeugen! Kanada und Neuseeland setzten den Vorzugstarif durch. In Australien liegt er dem Parlamente vor. Die Kapkolonie wird nicht zurückstehen. Ich gaube nicht, dass man mit Drohungen, Repressalien etwas wird ausrichten können.

Meinem Laienverstande will ein anderer Weg gangbarer und besser scheinen. Ich weiss allerdings nicht, wie weit er sich mit der Meistbegünstigung-Klausel verträgt. Deutschland könnte Gegenseitigkeits-Verträge mit den Einzelkolonien schliessen. Man ist zu solchen Reciprocity-Treaties in den Kolonien geneigt; und wenn sie die Zustimmung der Parlamentsmehrheit fänden, würde auch England kaum Nein sagen. Neuseeland hat bereits mit den United States Besprechungen gepflogen. Zu einem Vertrag wird's wohl kaum kommen, deshalb nicht, weil es an den Handelsobjekten fehlt, durch deren Zoll-Freiheit oder Ermässigung Neuseeland im Im- oder Export gewinnen könnte. Mit Deutschland liegen die Dinge aber anders. Wir könnten gutes, billiges, gesundes Fleisch gebrauchen; wir haben Verwendung für schöne Butter, für schmackhaften Käse, für Felle, Häute und Wolle. Neuseeland könnte von uns beziehen: Maschinen, Zweiräder, Automobile, Motorräder (deutsche Fabrikate gibt es hier nicht, nur französische, die doch auch Extrazoll bezahlen, und englische), weiter könnte Deutschland hierher importieren: Stahlwaren, Kleider, Leinen, Baumwollen- und

Wollenwaren. Das Feld liesse sich leicht vergrössern. Vielleicht würde man den Tarif nicht so weit herunter setzen, wie er britische Güter belastet, aber eine Verminderung würde man wohl erreichen. Man wird denken, dass sich bei dem kleinen Handel mit Neuseeland ein Vertrag kaum lohnen wird. Muss aber nicht vergessen, dass Neuseeland erst im Anfang seiner Entwicklung steht; und dass durch solchen Vertrag ein Prezedenzfall geschaffen würde, der bei Verhandlungen mit anderen Kolonien (Australien, Kap, Kanada, wichtig werden könnte. So viel glaube ich zu wissen, dass man hier solchen Vorschlag zum Vertrage sine ira prüfen, auf den reinen Nutzen hin betrachten würde. Man sollte es sich in Deutschland überlegen, ob solcher Vertrag nicht auch seinem Vorteile entspräche. Dann soll die Utilität entscheiden.

Ein paar Zahlen sind noch nötig, das Bild vom wirtschaftlichen Leben zu vervollständigen. Eine Einnahme von 168,000,000 Mk., eine Ausgabe von 155,500,000 Mk. bilden den Staatshaushalt. Das Land schuldet über eine Milliarde Mark, das ist über M. 1400 pro Kopf der weissen Bevölkerung. 75% werden durch indirekte Steuern (Zölle, Mauten) erhoben, der Rest durch direkte Steuern, Einkünfte der Eisenbahnen und anderen staatlichen Unternehmungen Post, Telegraphen, Telephone u. s. w. Neue öffentliche Arbeiten, Erweiterung des Eisenbahnnetzes, Strassenbau werden aus jährlichen Anleihen bestritten. Diese Art der Geldbeschaffung ist vielleicht etwas zu beliebt, wenngleich eine junge Kolonie sie zur völligen Erschliessung nicht wird entbehren können. Doch wäre in manchen Dingen Sparsamkeit angebracht und möglich. Im letzten Jahre nahm die Staatschuld um fast 39,000,000 Mk. zu! Und da ein ausreichender Tilgungsfond nicht existiert, müssen fällige Anleihen durch immer neue gedeckt werden. Man dürfte wirklich sparsamer sein. Ist es wirklich nötig, dass 900,000 Einwohner 38 Mitglieder des

Oberhauses haben, deren jedes 4000 Mk. Diäten und Reisezuschuss erhält? Wirklich nötig, im Unterhause 80 Members zu haben, die ein jährliches Gehalt von 6000 Mk. und Reisespesen beziehen? Durfte die Kolonie es sich erlauben, 2½ Millionen Mark für eine Ausstellung auszugeben? und 1½ Millionen Mark zu verlieren? Kaum. Leicht liesse sich die Liste solcher unnötigen Ausgaben, nicht zu sagen Verschwendung vergrössern.

Man muss sich der spärlichen Bevölkerung, des daraus entsprungenen Mangels an Konkurrenz erinnern, wenn man die Wirtschaftsverhältnisse betrachtet. Sie erklären die Möglichkeit der bereits erwähnten Grundidee der hiesigen Handelsentwickelung, nur die bodenständige Industrie zu entwickeln, in allen landfremden Betrieben auf einen Wettstreit auf dem Weltmarkt zu verzichten. Sie erklären die Höhe der Löhne, die im Durchschnitt 1 Shilling pro Arbeitsstunde betragen, (Dienstmädchen erhalten 11—15 Mark pro Woche, Köchinnen bis zu 20, 30, 40 Mk. für die gleiche Zeit.) Sie erklären auch die Kostenhöhe der Lebensführung. Nahrungsmittel Brot, Butter, Käse, Fleisch, Gemüse etc. werden zwar zu europäischen Durchschnittspreisen verkauft. Hingegen sind Grund und Boden, Hausbau, Miete, Kleidung, und wie bemerkt die dienstbaren Geister viel teurer. Ein gewöhnlicher Anzug kostet beim Schneider 100 Mk., für Stiefel bezahlt man von 18—35 Mark. Die Teuerung gilt noch mehr für das Land als für die Stadt. Für den acre guten Landes zahlen Farmer von 80 Mk. an; bestes Land wird mit 600—700 Mk. für den acre (40 Ar) gekauft. Wer also hier einwandern und nicht in die Reihen der Arbeiter treten will, muss über ein nicht kleines Kapital verfügen, wenn er auf gutem, eignen Acker seinen Kohl bauen will. Oder aber er muss bereit sein, sich auf Jahre in die Wildnis zurückzuziehen, Wald auszuroden, Land von der Regierung in Pacht zu nehmen. Nur Bauern mit offenem Kopf, zwei

gesunden Armen sind willkommene Einwanderer. Anderen (Kommis, Buchhaltern, Arbeitern, Ingenieuren, Baumeistern, Aerzten etc.) kann die Einwanderung nicht geraten werden, da die Berufe für die kleine Volkszahl mehr als genügend gefüllt sind.

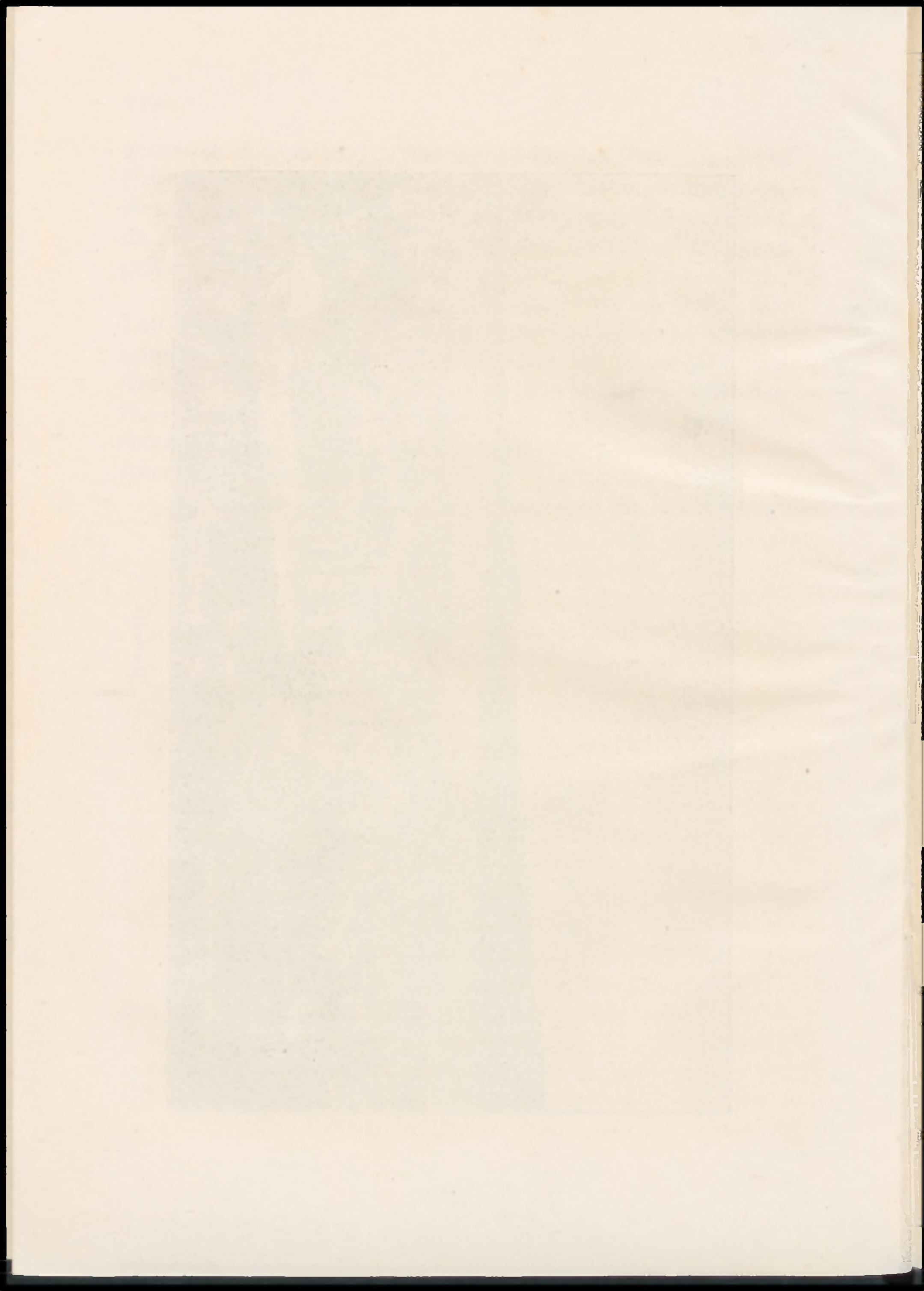
Zahlen fliegen, dicker Aktenstaub wirbelt auf. Die Luft wird muffig. Im Ohre klingelt's. Vielleicht brummt schon einer meiner juristischen Freunde: was geht den dummen Kerl (sie sind immer so höflich!) was geht den Nationalökonomie und Juristerei an; Chirurge, bleib bei deinem Messer! Ganz so blutrünstig bin ich nun nicht. — Aber sie mögen recht haben.

Den Staub abgeschüttelt und hinaus auf die Wanderung!





Dunedin





Das Land.

Die Städte Neuseelands.

Die lange Seefahrt geht zu Ende.

Von der Notre Dame de la Garde in Marseille fuhr das Schiff durch das beklemmende Schweigen des Suez-Kanales nach dem lieblichen Kolombo, nach dem öden Perth — nach Melbourne. Von da brachte ein Uniondampfer uns zum hübsch im Grünen gebetteten Hobart auf Tasmanien und nun geht die Fahrt zu Ende. Eine letzte Umarmung der Reeling, ein letztes Dankopfer dem Aegir.

Vor uns steigen schmutzig grau-grüne Höhen aus der See. Unwirtlich und wenig einladend. Bald macht der Dampfer an einem Holzquai fest: Bluff. Unser erster Hafen auf Neuseeland. Ein erbärmliches Nest. Eine chaussierte Strasse, zu beiden Seiten niedre Holzhäuser. An 6—8 Häusern liest man „Austern" 4 pence (35 Pf.) das Dutzend. Also ein Austernsalon. Zum letzten Mal assen wir sie in Paris — heute in Bluff. Im kleinen Hinterzimmer eines Fischgeschäftes, dunkel und schmutzig und in Gesellschaft vieler Fliegen. Ländlich, schändlich. Aber fein schmecken die Tiere; das muss ihnen der Neid lassen, schlagen alle Whitestables und

Holländer. Aber sie sind billig. Und das hat anscheinend die ganze Poesie verdorben. Kein elegantes Zimmerchen, auf dem Tisch kein weisses Linnen, kein blitzendes Silber, keine rot beschirmte Lampe, keine lachenden Mädchengesichter — nein, ach nein, ganz prosaisch: Fischgeruch, Fliegen und wieder Fliegen und als Getränk kein Ale, Wein oder Sekt: nur Tee. Ach ja, „wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein". Der erste Eindruck von Neuseeland ist recht nüchtern.

Nach einer Nachtfahrt biegt der Dampfer um eine Landzunge, fährt an Port Chalmers, einem kleinen Flecken, vorbei und macht am Quai in Dunedin fest. Unsere erste neuseeländische Stadt. 50,000 Einwohner. Man wird von den Städten hier keine grossartigen Bauten, keine Gallerien, keine alten Kirchen, keinen Stil verlangen. Knappe 50 Jahre sind sie erst alt. Ihre Bewohner hatten nicht Zeit und Musse zu ästhetischen Gedanken. Als die Schotten, die Mac Gregors, Mac Kenzies, Mac Millans und das ganze Heer der Mac hier ankamen, nach langer Segelfahrt hatten sie andere Sorgen. Sie hungerte es. Und die Städte kunstvoll anzulegen, daran dachte keiner, das verstand auch keiner. Dazu war auch kein Geld da. Erst lebte man in Zelten, dann in Holzhütten; Steinbauten folgten langsam und sind noch heute meist auf öffentliche Gebäude, Waren- und Geschäftshäuser beschränkt. Bedauern mag man's, dass eine Lage von solch natürlicher Schönheit am Fuss und Abhang buschbestandener Hügel, davor ein Strand und sicherer Hafen, eine solch hässliche Stadt wie Dunedin abgegeben; aber erklärlich ist es. Die City besteht eigentlich aus nur einer langen Strasse, die dem Hafen parallel läuft, der Princes-Street. Keine Prachtstrasse. Allein die niederen, rohen, plumpen Telegraphenposten, die die Drähte in der Höhe des ersten Stockwerks spannen, lassen das nicht zu. Hier und in kleinen Nebenstrassen liegen die Hotels, Ge-

schäftshäuser, Kontore. Laden an Laden. Frucht-, Zigarren-, Juwelierläden. Grosse Warenhäuser, wo man alles erhält von der Nadel zum Elefanten. Die Schaufenster sind vollgestopft; in den Juweliergeschäften herrscht Schmuck aus Grünstein von Broschen, Kreuze, Armbänder, Anhängsel etc.; einfach und geschmacklos. Dort steht eine griechische Tempelfassade. Jonische Säulen ohne Sockel mit korinthischem Kapitäl. Nun merke man sich's. Wo immer man in Neuseeland einen griechischen Tempel sieht, hat man eine Bank vor sich. Kann es eine grössere Stillosigkeit geben, als einer Schöpfung der modernen Zeit das Haus alter Gottesverehrung zu hintergeben? Oder meint man Mammon? Gut geht es den Banken hier, so dass sie sich etwas Klassisches leisten können. Jeder hat hier sein Konto auf der Bank; niemand behält Geld im Hause. Bezahlt wird mittelst Scheck, den man zur Sicherung entweder „order" macht oder überkreuzt (crossed). Im ersten Falle bedarf es dann der Unterschrift des Empfängers auf der Rückseite. Im anderen (crossed) Falle wird der Scheck nicht beim Vorzeigen ausbezahlt, sondern nur dem Konto des Empfängers gut geschrieben. Für deponiertes „tägliches" Geld gibt die Bank keine Zinsen, sondern rechnet dem Kunden noch einige Schilllinge an. Nur auf fixed deposid auf 1 oder 2 Jahre steht ein kleiner Zinsfuss. Mit dem Börsengeschäft gibt die Bank sich nicht ab. Das überlässt sie besonderen Brokern. Vier oder fünf Banken finden hier reichlich Beschäftigung. Aber ich sollte meinen, eine deutsche Bank könne hier gut Fuss fassen, wenn sie dem Publikum einige Konzessionen machte, Zinsen auf kurzzeitige Depots gäbe, nicht alle Bankholidays einhielte, Geschäftsbesitzern Gelegenheit schüfe, ihre Tageseinnahmen nach 6 Uhr zu deponieren. Filialen in Australien wären zu gleicher Zeit zu gründen. wo ja die Bank ein grösseres deutsches Geschäft vorfinden würde.

Doch zurück auf die Princes Street. Die Trottoirs vor den Läden sind mit Wellblech oder Glas überdacht. Darunter schiebt sich die Menge. Keiner hat eigentlich Eile. Alles geht mit Bedacht. Geschäftsleute, Frauen, Kinder. An den Pfosten der Überdachung lehnt der „Man in the Street", der an politischer Weisheit und Kannegiesserei ein Zwillingsbruder des deutschen Stammtisch-Philisters ist. Über die Strasse eilt die Elektrische, fahren Automobile, Lastwagen, Handkarren, niedere Dogcarts. Alles scheint auf's Dauerhafte, Praktische zugeschnitten. Nichts ist elegant, weder die Menge noch die Wagen, aber solid, sehr solid. In der Mitte der Stadt etwa erweitert sich die Strasse zu einem achteckigen Platz, dem Octagon. Dort steht das Stadthaus, eine Säule für einen Bischof und ein Denkmal für Robert Burns. Ohne das geht es nicht in einer Schottenstadt. In klassischer Pose sitzt „Bobby" da, herzlich unbequem auf seinem Knie ein Pergament beschreibend. Vielleicht allem edlen Schwunge zum Trotz seine „Jolly Beggars" dichtend, die auf's Leben pfeifen und die Wahrung von Ehre und Sitte denen überlassen, die durch Reichtum und Glück dazu kamen.

Das hübscheste an Dunedin sind seine buschigen Höhen und die waldigen Täler seiner Umgebung. Und von dem Town Belt, einer guten Strasse auf den Hügeln, sieht sogar die Stadt selbst schön aus mit ihren Häusermassen, denen der Hafen sich vorlegt, während jenseits des Meerarmes die Grashöhen der Landzunge ansteigen. Da draussen im Grünen liegen auch die Wohnungen: In der City lebt keiner. Die ist dem geheiligten Busines gewidmet. Des Morgens steigt der Geschäftsmann, Anwalt, Agent „down town". Nach 6 entflieht er dem Klappern der Schreibmaschinen, den Aufregungen des Geschäfts. Und ist Mensch da draussen in seiner Villa, seinem kleinen, verandaumzogenen Holzhäuschen.

In Dunedin zentralisiert sich der Handel der Provinzen

Otago und Southland ein Geschäft, das hauptsächlich Getreide, Mehl, Gold aus den Alluvialfeldern und Flüssen der Umgebung umsetzt.

Unter zwei Genüssen konnten wir für den Abend wählen. Theater oder Meistersingervorspiel von einem Amateur-Orchester. Vor dem letzten hatte ich allzu grossen Respekt. Ich lasse mir meine Ideale nicht gerne misshandeln. Nett war übrigens am nächsten Tage eine Zeitungskritik über dies Wunder aller Wunder. „Das könnte denn doch koloniale Ohren nicht befriedigen trotz allen Bemühungen des rühmlichst bekannten Orchesters unter der Leitung u. s. w.“ Armer Richard Wagner! Hast Dich in die Herzen Deiner Landsleute gesungen, hast Europa in die Knie gezwungen, Amerika erobert, den Leuten von Dunedin kannst Du nicht gefallen! Endlich erstand der wahre Kritiker, der Dir den gebührenden Platz anwies. „Armer Kerl! Geschieht Dir aber ganz recht. Warum schriebst Du Dinge, die nicht leicht zu behalten“?

Ein Glück, dass wir fern blieben. Wir gingen also ins Theater. Wir kamen in einen geschmacklosen, scheunenartigen Raum, nachdem wir für einen Sperrsitz 5 Sh. bezahlt hatten. Ein ausverkauftes Haus. Beide Ränge voll besetzt, auf dem ersten Damen und Herren in Balltoilette, über ihnen auf dem Olymp die Seligen. Neben und hinter uns brave Bürger mit Frau und Kind, dort eine kunstbegeisterte Mutter, die, um nicht zu Hause bleiben zu müssen, ihr Baby mitgebracht hat. Ab und an wimmert das unglückliche Wurm auf; sonst schlief es — wie wir es beneideten! Also wohl ein grosser Abend. Ständige Theater gibt es nicht. Truppen durchziehen Australien und Neuseeland, und der Koloniale muss dann die Feste nehmen, wie sie fallen. Und solch Fest war heute bereitet. Was man gab, hab ich Gott sei Dank vergessen. Der Name tut auch garnichts zur Sache; die Stücke sind alle über einen Leisten geschlagen. —

Intriganten spannten heimtückische Netze, Bösewichter stellten hundsgemeine Fallen für die Guten, und die Guten waren dumm genug, hineinzutappen; worauf sie unschuldig litten, qualvoll litten, bis dann alles an die Sonnen kam, die gemeinen Kerle als Leichen ausgerichtet auf der Szene lagen, indess die weisse Tugend sich ihres Lebens und Geliebten freute. Das war eine Schiesserei, eine Fechterei, eine Schreierei. Und wie die gemeinen Buben ingrimmig lachten, wie die weisse Tugend ächzte. Es war zum Gotterbarmen. Aber den Zuschauern ging's an's Herz, an die Tränendrüsen. Weiber, Mädchen heulten, man hätte im Parkett am liebsten den Schirm aufgespannt. Vor mir sassen drei Backfische, die sich vor Beginn der Vorstellung die Photographie des weiblichen Stars (der weissen Tugend) gekauft hatten. Inbrünstig drückten diese Gänschen das Bild immer und immer wieder an die Lippen. Als der hundsgemeine Bösewicht die Mausefalle gesetzt hatte, und die weisse Tugend eintrat, um hineinzutappen, sprang neben mir ein Herr auf und warnte die holde Unschuld vor der Bestie in Menschengestalt. Half aber nichts. Sie wollte nicht hören, obwohl er laut genug schrie, so musste sie also fühlen. Der Herr und mit ihm das ganze Publikum zischte den Bösewicht in Grund und Boden, klatschte und pfiff gellend der weissen Tugend zu. Und all sein Eifer ward herrlich belohnt. Sie triumphierte nach langem, unschuldvollen Leiden. Und ein glückseliges Lächeln umspielte seine Züge, als die weisse Tugend im bengalischen Rotfeuer am Schlusse erschien, im Arm des glücklich wieder gefundenen Geliebten, der nun ewige Treue und felsenfesten Glauben schwur. Der gemeine Kerl, der mit dem Leben davon kam, versprach hoch und heilig, es nie mehr wieder tun zu wollen. Das war ein Theaterabend in Neuseeland.

Von Dunedin hätten wir, wie schon von Bluff die Eisenbahn benutzen können, zogen aber unsern hübschen

Dampfer vor und fuhren nach einer Nacht zwischen graugrünen Hügeln in einen Riesenkessel ein, den alte Vulkane umgeben und nach der See zwei Molen abschliessen. „Lyttelton." Der Hafen von Canterbury, Neuseelands Getreidekammer und seiner Stadt: Christchurch. Durch ein langes, mit Schwefel wohl parfümiertes Tunnel geht's durch



Lyttelton

die Berge der Stadt zu. Flach, wie eine Tischplatte rings das Land. Wiesen, Weiden, Getreidefelder. Christchurch ist wirklich „the city of the plains." Nur weit, weit am Horizonte einige Höhen, in der Nähe die Hügel von Lyttelton. Sonst alles eben und flach. Weit hat die Stadt sich gedehnt. Breite Querstrassen durchsetzen breite Hauptwege.

Grosse rasenbedeckte Plätze liegen überall verstreut. Inmitten der Stadt auf solchem Square eine in verschiedenen Zeitaltern zusammengestückte Kirche „The Cathedral" aus grauem Stein mit kupferbelegtem, schlankem Turm. Hier oben hängt das abscheulichste Geläute, das je einem Glockengiesser gelungen. Man muss wohl sehr stolz darauf sein, da man zu allen Zeiten an diesen Blechtöpfen zieht und eine Tonleiter herunterleiert, die Stein erweichen und Menschen rasend machen kann. An diesem Platz liegt auch das erste Hotel, das einen Vergleich mit europäischen wohl aushält. Man zahlt hier immer für volle Pension, gewöhnlich 10--12/6 pro Tag. Zimmer ohne Mahlzeiten werden nicht abgegeben. Dafür hat man aber die Annehmlichkeit, dass die Bäder zu freier Benutzung offen stehen. Keiner ist ferner gezwungen, bei Tisch Alkoholika zu geniessen. Man rechnet dem Temperenzler nicht mehr, oder sieht ihn scheel an, wie das ja bei uns leider der Fall ist. In manchen Gasthöfen kleinerer Nester tut man allerdings des Guten etwas zu viel, und legt dem Gast Kamm und Bürste auf's Zimmer.

Auf das Cathedral Square münden Christchurs Hauptstrassen ein. In der City drängt sich Geschäft an Geschäft, Laden an Laden. Hohe, mehrstöckige Warenhäuser neben niedrigen Holzbauten. Die Bauten und Auslagen sind die geschmackvollsten der ganzen Kolonie. Christchurch mit seinem reichen Hinterland, den Farmern mit stabilen Vermögen kann sich's leisten. Auf den Strassen, unter den Veranden der Trottoirs herrscht lebhafter Verkehr Elektrische Bahnen, hübsche Hansom-Cabs mit guten Pferden, Automobile, Farmerwägelchen und namentlich Zweiräder. Hunderte. Tausende jagen vorbei. Alles radelt auf diesem ideal flachen Boden. Bischof, Pastor, Telegraphenboten, Briefträger, Laternenanstecker, Ärzte, Kaufleute, Schornsteinfeger, Kommis, Modistinnen, Schulkinder, Mütter, die ihr Baby vorn in ein Körbchen schnallen, Metzerjungen, die ihren Korb

auf die Stange stützen, kurz alle Welt. Vor der Post, vor den Banken stehen sie zu hunderten, angelehnt, nicht angekettet oder gesichert. Diebstähle sind selten. Jeder hat ja ein Rad, was braucht er sich da eins zu nehmen? . . . Gemächlich geht auch hier die Menge ihren Besorgungen nach. Der Eindruck von Dunedin verstärkt sich. Alles solid, gesund. Frische rote Farben; robuste Gestalten bei Männern und Frauen. Ein gesunder Menschenschlag, kernfest und auf die Dauer. Nicht elegant; höchstens am Nachmittag, wenn die Damen auf ihren Besuchen die City passieren. Zuerst will einem die grosse Zahl voll entwickelter Mädchen auffallen. Bis man entdeckt, dass es eigentlich junge Fräulein sind, die bis zum 19. 20 Jahre kurze Kleider und offene Haare tragen. Ach wenn sie nur eine hübschere Haartracht hätten. Die meisten drehen sie sich wie eine dicke Wurst um den Kopf und lassen die spärlichen Reste über den Rücken rieseln; oder ziehen sich eine kühne Wotanslocke bis an die Nasenwurzel. Schön ist das wirklich nicht.

Nicht weit vom Cathedral Square liegt ein nüchterner, hässlicher Backsteinbau, die Canterbury Hall, ein Konzertsaal. Fürchterlicher Lärm dringt aus einigen Seitenfenstern. Als gäbe es drinnen eine regelrechte Keilerei mit obligatem Gebrülle. Schüchtern sehen wir nach und kommen in einen kahlen Saal, vollgestopft mit Menschen. Dickes Sägemehl am Boden, die Luft zum Schneiden dick mit Tabaksqualm. Vorn steht ein Katheder, darauf ein Herr, der aus einer Liste vorliest, neben ihm zwei Schreiber. Vor ihm im Halbkreis zwei Reihen Schulbänke. Auf ihnen 15—20 Männer in Hemdsärmeln, vor ihnen weisse Listen. Kaum hat der Herr auf dem Katheder etwas gesagt, man kann nicht verstehen, was, so brüllt die ganze Gesellschaft auf den Bänken los, wie besessen; wirft, schmeisst die Arme um sich, springt auf, lehnt sich über, gröhlt durch die hohle Hand:

nine nine, nine, half, half, half, ten, ten, ten, half, half, half, eleven, eleven . . . half . . . Alles ist in wilder Aufregung, jeder sucht den andern zu überbrüllen. Nur einer ist ruhig, der Herr auf dem Katheder. Sieht kaum auf, hört nur — und von wem er die höchste Zahl zuerst gehört, auf den deutet er mit dem Bleistift, nennt seinen Namen und macht sich eine Notiz. Und wieder hebt das gleiche Spiel an — Frage und brüllende, keifende, schreiende Antwort. Das geht so Stundenlang für mehrere Tage. Was das ist? Eine Wollauktion. Der Herr auf dem Katheder der Auktionär, der für die Farmer verkauft. Vor ihm die brüllende Menge sind die Käufer, die von Europa, Amerika herüberkommen, um an Ort und Stelle das Rohmaterial zu erstehen. Oft verbinden sich mehrere Fabrikanten und senden einen mit Lungenkraft begabten Einkäufer heraus, der die Auktionen in Australien und Neuseeland besucht. Tags zuvor haben die Käufer in den Lagerschuppen die Ware geprüft und abgeschätzt. Kommt die Wolle dann zur Ausbietung, dann schreien sie ihren Preis für das Pfund los. Denn es ist Brauch und Regel, dass der Auktionär dem den Ballen zuschlägt, der zuerst das Höchstgebot an sein Gehör gebracht. Solche Auktionen finden in der Schurzeit alle Monate in den verschiedenen Centren statt.

Hinaus wieder in die frische Luft. Auf dem Wege zum nahen Parke passieren wir eine kleine Holzkirche mit niedrem Glockenturm. Daran steht in deutschen Lettern: Deutsche Kirche. Alle zwei, drei Wochen findet hier Gottesdienst statt, der heute spärlicher besucht wird als einst, da es mehr Deutsche hier gab. Christchurch verdankt vieles deutschen Männern. Namentlich sein treffliches naturhistorisches Museum, das das dunkle, ärmlich ausgestattete in Dunedin in tiefe Schatten stellt. Julius v. Haast gründete und leitete es. Seine Büste grüsst den Besucher am Eingang; auf ihrem Sockel liest man: „Gewidmet von seinen

Landsleuten. Er lebt in seinen Werken." Wirklich, das tut dieser Forscher, der als Botaniker und Zoologe so gross war wie als Geologe. Die prächtigen Sammlungen künden seinen Ruhm.

Hinter dem hübschen Museumsbau liegt Christchurchs Schönstes: sein Park. Wunderschön angelegt, wohl gepflegt, aber wenig besucht. Weite Rasen, prangende Blumen-



Christchurch.
Auf dem Avon.

beete, schöne Baumgruppen bilden einen Garten, der grösserer Liebe wert wäre. Durch ihn schlängelt sich ein Flüsschen, der Avon. Dicht stehen die Weiden an beiden Ufern, neigen sich weit hinüber und lassen ihr grünes Haar im Wasser spielen, eine köstliche Laube bildend. Der rechte Platz das für ein glücklich liebend Paar. Das hat Christ-

churs Jugend auch entdeckt, und zu allen Zeiten, bei Sonne und Mond sieht man Männlein und Weiblein auf dem Wasser rudern. Bei Regenwetter und sonst wird der Venusdienst in eins der vielen Tearooms verlegt, wo boys und ihre best girls für 50 Pfg. Tee, Kuchen, Musik und einen hübschen Flirt haben. Man sagt, dass ein Christchurch Mädel nie nein sagt, wenn man sie zu einem der Genüsse einladet.

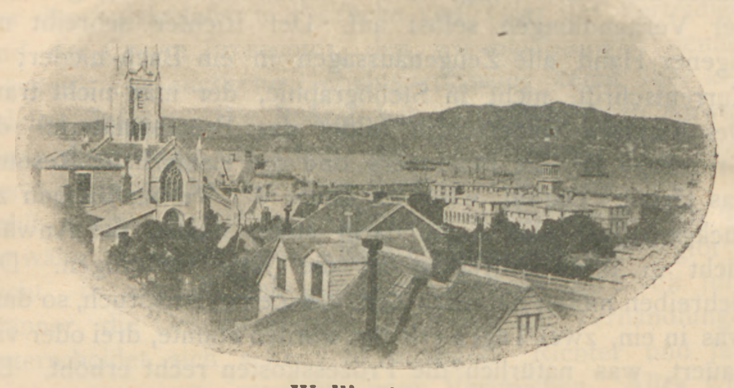
Am Ufer dieses idyllischen Flüsschens, damit er auch andere Seufzer höre als die der grünen Liebe, steht ein gothischer Bau: der Supreme Court. Canterbury's höchster Gerichtshof. Drinnen ging's grade einem armen Schlucker an den Kragen. Auf hohem geschnitzten Gestühle der Richter in weisser Perrücke und schwarzer Robe. Am runden Tisch vor ihm gleichfalls in Perrücke und Talar der Verteidiger und der Crown Prosecutor, den wir Staatsanwalt nennen würden. Die englische Gerichtsverfassung kennt aber kein solches Institut. Die Polizei hat sozusagen ihren Anwalt, einen Advokaten der Stadt, der im Nebenamt die Polizei berät, ihre Sache vor dem Richter vertritt (und dafür bezahlt wird). Der Richter übrigens ist aus den Reihen der Anwälte hervorgegangen. Referendare, Assessoren gibt es nicht. In zwei Reihen zur rechten sitzen die zwölf Jurymänner, die Geschworenen. Der Gang der Verhandlungen unterscheidet sich sehr vom unsrigen. Richter und Jury wissen sozusagen garnichts vom Verbrechen. Alles wird von den Anwälten vorgebracht und dargelegt. Selten, dass der Richter einmal eine Frage an die Zeugen tut. Das besorgen die Verteidiger, oft in schärfstem Kreuzverhör. Die Jury zieht sich, nachdem der Judge am Ende der Beweisaufnahme den von den Zeugen vorgebrachten Tatbestand zusammengefasst hat, zur Beratung zurück. Hat aber nur über die Tatsachen zu entscheiden; hat auszufinden, ob es bewiesen ist, dass der Angeklagte das und jenes getan hat. Weiter nichts. Keinerlei Rechtsfragen; ob er z. B. in Not-

wehr gehandelt usw. Das ist eine „question of law.“ Über die entscheidet allein der Richter. Die Jury kümmern nur die Facts. Unter gewissen Bedingungen kann eine letzte Instanz, der Court of Appeal in Wellington, wo alle Richter der Kolonie unter Vorsitz des Chief Justice sitzen, angerufen werden. Nur Verbrechen, Zivilansprüche, die 4000 Mk. überschreiten, kommen vor den Richter und die Jury des Supreme Court, die alle Vierteljahre sitzen. Vergehen und kleinere Sachen werden vor dem Polizeigericht und Magistrates Court vor einem Richter verhandelt. Prozesse werden so schnell wie möglich erledigt. In der Schwurgerichtssession kommen alle Streitsachen des vorausgegangenen Vierteljahres zur Aburteilung. Um so mehr fällt die Langsamkeit der Verhandlungen selbst auf. Der Richter schreibt mit eigener Hand alle Zeugenaussagen in ein Buch nieder; in Kurrentschrift, nicht in Stenographie, der man nicht traut. Des Richters Niederschrift bildet das Prozessmaterial, die Grundlage für die Plaidoyers und das richterliche Resumé, das Urteil. Darauf wird im Laufe der Verhandlungen zurückgegriffen; was nicht darin steht, dürfen die Anwälte nicht in ihren Adressen an die Jury vorbringen. Das Schreiben nimmt natürlich Zeit, viel Zeit in Anspruch, so dass, was in ein, zwei Tagen erledigt werden könnte, drei oder vier dauert, was natürlich die Prozesskosten recht erhöht. Die Sicherheit in der Rechtsprechung gewinnt indess dadurch.

Um die City herum dehnen sich weit die Vorstädte mit den Wohnsitzen. Hübsch liegen die Villen der Begüterten in wohl gepflegten, mit grünen Cypressenhecken umzogenen Gärten in Papanui, Fendalton, Opawa; kleiner aber nicht ärmlich sind die Holzhäuser mit ihren Veranden in Sydenham, Linwood. Sumner und New Brighton liegen etwas ab von der Stadt an der See.

12 Stunden Seefahrt über die windige Cook-Strait hinüber — und wir fahren langsam in den Hafen der

Hauptstadt Wellington. Ein Zug unwirtlicher, nüchterner, grau-grüner, kahler Höhen im Halbkreise um den Hafen. Einst fielen sie steil zum Wasser ab. Jetzt hat man vor ihnen einen breiten Saum dem Meere entrissen, aufgefüllt und Platz geschaffen für die Speicher, Zollhäuser, Lagerschuppen. Hinter ihnen klimmen die Häuser, die die 50,000 Einwohner beherbergen, herauf, senken sich in die Täler und steigen wieder an. Eng aneinander gedrückt, eines das andere überragend. Emsiger Betrieb herrscht im Hafen. Wellingtons zentrale Lage macht es zum natürlichen



Wellington

Rendezvous aller Linien, zum Treffpunkt aller aus- und heimreisenden Dampfer. Mehrere Ozeanriesen liegen an den Quais, löschen und laden. Ketten rasseln, Maschinen surren, Dampfkrähne heben spielend die Lasten aus den Tiefen der Schiffsbäuche heraus, halten sie einen Augenblick hoch in der Luft und lassen sie dann rasch fallen. Lastwagen rollen über die Landungsbrücken, Kommandorufe ergehen an die Arbeiter, die Luft ist erfüllt mit Lärm. Es ist das schöne Bild tätiger Arbeit.

Wellingtons Strassen sind eng — aber sauber, entweder mit Holzpflaster oder Asphalt belegt. Grosse, 4 und 5 Stock hohe Hôtels und Warenhäuser stehen neben alten, niedren Holzhütten und fürchten sich anscheinend nicht vor den nicht allzu seltenen Erdbeben, sind nicht bang, dass Wellington auf einer recht empfindlichen Stelle der Erdkruste gelegen, ein anderes San Franzisko werden könnte. Tiefe Schluchten, die Erdrissen ihr Entstehen verdanken, gemahnen daran.

Wellington wird auch die höchst gespannte Phantasie nicht schön oder hübsch nennen. Es ist nüchtern, kahl, grau in grau. Aber es ist die best geleitete, am meisten vorgeschrittene Stadt der Kolonie. Der Zustand seiner sauberen Strassen zeigt das mehr vielleicht als alles; denn in anderen Städten sind die öffentlichen Verkehrswege jammervoll vernachlässigt. Man hat eine monumentale Stadthalle mit grossen Konzertsälen und einer prächtigen Orgel. Mehr noch als auf sie scheint man darauf stolz zu sein, dass man die grössten Holzgebäude der Welt besitzt. Jeder wird auf das grosse Regierungsamt aufmerksam gemacht. Ist das Gebäude nun wirklich aus Holz? Das ist's schon. Aber sorgsam hat Mr. Snob den Holzcharakter versteckt und dem Ganzen eine Steinmaske vorgesetzt. Sehr geschmackvoll. Nicht weit von dieser Stillosigkeit liegt eine niedere Anhöhe. Hier steht das Parlament in gothischem Stil gestümpert, auch aus Holz, zum guten Teil wenigstens mit dem Versteckspiel in Stein. Ein Feuer legte es Ende 1907 in Asche. Vor ihm eine breite Rasenfläche mit einer Marmorstatue des früheren Premiers Ballance. Muss das ein solider Herr gewesen sein! Gar kein Verhältnis hat er, nicht mal zu seinem Sockel.

Über Wellingtons anderes Denkmal das der Queen, braucht man eigentlich kein Wort zu verlieren. Die vier Städte scheinen ein Drittel Dutzend solcher stehenden

Viktorias mit Krone und Szepter in London bestellt zu haben. Der Preis für die geschmackloseste Aufstellung — inmitten von Drähten und hässlichen Häusern — gebührt Wellington, das Dunedin um Nasenlänge schlägt.

Das Parlament sass am Nachmittag. Es war kleine Tagung, da britischer Konservatismus die Nacht für die Hauptsitzungen auch hier beibehalten hat. Auf der geschnitzten Tribüne der Präsident, der Mr. Speaker, in langer über die Schultern fallender Lockenperrücke. Vor ihm im Halbkreis auf gepolsterten Bänken hockend, sitzend, in den Ecken stehend, Hut auf dem Kopf, Hände in den Taschen, in den Ecksofas liegend: die Members. Es war noch zu Seddons Zeiten. Er war anwesend. Man richtete Fragen an ihn, brachte Spezialwünsche der Wähler vor, besprach Petitionen, nörgelte an dem und jenem, möchte das vorschlagen, dies geändert haben. Jedem antwortete Seddon. Kurz, fast schroff. Man glaubte in der Schule zu sein, wo der Herr Lehrer schnell einige Mitteilungen macht. Ein Abgeordneter drängte ihn mit einer Bitte, die er schon mehrere Male vorgebracht haben musste. „Dick“ wurde ärgerlich. „I am heartily sick of it, really!“ kam's als Antwort. „Mir hängt die Sache zum Halse heraus, wahrhaftig!“ Kurz und bündig, weniger zart als deutlich. Und der Abgeordnete beschied sich. Kein Protest, kein Ordnungsruf oder so. Solche Grobheit schien selbstverständlich zu sein. Von einer Opposition merkte man nichts. Zu Seddons Zeit gab es die auch eigentlich nicht, da alle im Grunde ihres Herzens ihn liebten. Jetzt nach seinem Tode ist etwas mehr Leben in die Konservativen gekommen, die der heutigen Regierung in Sachen: freehold versus leasehold Fehde angesagt haben und eine Lanze für das freie Eigentum einlegen wollen. Sonst besteht eigentlich kaum eine Differenz der Meinungen. Ihre Programme trennt eine nur geringe Kluft, die an mehr denn einer Stelle überbrückt ist, jedenfalls aber nicht grösser

ist als der Spalt, der die freisinnige Volkspartei etwa von der Vereinigung scheidet.

In Wellington arbeitet man. Man sieht und fühlt das. Grosses Geschäftsleben herrscht; alle Hauptfirmen haben hier entweder ihr Hauptquartier oder grosse Filialen. Der Fleiss, die Intelligenz gibt der „Empire-City" die Schönheit, die die Natur ihr versagt.

Eine Nachtfahrt an der Ostküste nordwärts. Dann macht der Dampfer an einem Quai vor hohen Felsen fest. Dahinter versteckt liegt auf hügeliger Landzunge Napier, der Hafen der weidereichen Hawke's Bay. Ein kleines Städtchen, bedeutend durch seinen Fleischexport, wunderhübsch im Grünen gebettet, mit langem, schönem Strand, an dem in weissen Schaumlinien die Wellen sich brechen.

Acht Stunden weiterer Seefahrt. Der Anker fällt in der Poverty Bay, auf der Rhede der kleinen Stadt Gisborne. Das ist historischer Boden. Auf derselben Stelle fast, wo der Dampfer sich jetzt leise wiegt, stoppte und ankerte die „Endeavour." Dort drüben am seichten Strand stieg der erste weisse Mensch, stieg James Cook ans Land. Am Tage vorher waren sie angekommen, hatten den Nachmittag über Beobachtungen gemacht; und nun landeten sie, Cook, Solander, die wissenschaftlichen Begleiter und Tupia aus Tahiti. Die Maori flohen. Dort, wo heute der Schornstein eines Freezing-Work's aufsteigt, sah Cook ein Maoridorf und marschierte darauf los. In wildem Ansturm wollten da die Maori den vermeintlichen Angriff auf ihr Pa vereiteln und stürzten auf die Weissen. Da — ein Schuss kracht — ein Maori wälzte sich im Blut. In alle Winde stoben die anderen. Auch Cook zog sich zurück. Wieder wie zu Tasmans Zeiten war die erste Begegnung eine blutige gewesen. Am nächsten Tage machte Cook einen neuen Versuch, mit den Eingeborenen in Verkehr zu kommen. Am linken Ufer des Flusses stieg er diesmal an Land. Drüben

auf der anderen Seite waren die Maori versammelt. Tupia rief sie an, sie verstanden ihn. Man hielt ihnen bunte Dinge vor; forderte sie auf über den Fluss zu kommen. Keiner wollte recht heran. Endlich wagte es einer, nahm ein Geschenk und watete grinsend zurück. Dann kamen mehr, 8, 4 ein ganzes Dutzend. Alle erhielten Geschenke. Cook wollte gerade Verhandlungen beginnen, um frisches Wasser, Fleisch oder Gemüse einzutauschen — da griff ein Maori nach dem rätselhaften, Tod und Feuer speienden Stocke eines Matrosen und rannte damit fort. Ein Schuss krachte hinter ihm her, und der Dieb brach tot zusammen. Die junge Freundschaft fand ein rasches Ende. Cook musste unverrichteter Dinge abziehen — und im Ärger gab er der Bucht den Namen: Bay of Poverty allen Geizhälsen ein warnend Exempel.

Um Mittag ging's wieder hinaus. Meeresstille und glückliche Fahrt hielten an; auch als das East-Cape den Weg westwärts wies, und auf die für Cook magere Poverty Bay die für ihn fette Bay of Plenty folgte. Im Anblick der Küste prägte sich zwar der Überfluss nicht aus, die blieb gleich kahl, braun, ungastlich. Ein heiterer Sonntagmorgen zog herauf. Zwischen dem Great Barrier Island und Cape Coleville nahm der Dampfer seine Fahrt in den Hauraki Golf. Die mächtige Barrierinsel, kahl und öde in braunem Felsenkleide zog vorüber. Land kam näher. Tiri-Leuchtturm ward passiert. Das Rangitoto-Island stieg auf. Die ganze Insel ist ein erloschener Vulkan von wundervoller Schweifung der Linien. Sanft, leicht gebogen, ebenmässig steigen sie auf allen Seiten aus dem Meere; auf der Höhe finden sie sich in drei Kegeln, zwei spitzen Lavaconi, die einen flachen, höheren Aschenkegel einschliessen. Unter dem Rangitoto ging die Fahrt. Eine Landzunge mit zwei grasbedeckten Kegeln schob sich vor? auf dem höheren ist die Signalstation, die der Stadt mit Flaggen die Ankunft

der Schiffe meldet. Um diese Halbinsel ging's herum und wir waren auf dem letzten Ausläufer des Haurakigolfes, im Waitemata-Hafen. Vor uns lag Auckland. Auf Hügeln, hohen und niederen, die Häusermassen mit Grashöhen und Baumgruppen durchsetzt, zur rechten zum Meer abfallend. Türme, Kirchen stehen heraus; am höchsten zur rechten der viereckige Turm von St. Mathew-Church mit seinen Ecktürmchen. Auf einsamer, grüner Höhe zur linken das Hospital; hoch oben auf anderer Höhe hinter den Häusern eine alte Windmühle. Hinter allem der Wächter der Stadt, der grüne Mt. Eden, zu dessen flachem Gipfel schmale Streifen dunkler Kiefern ansteigen. Auf der Landzunge zur rechten liegen die rotbedachten Häuser von Devonport, das Dock. Die tiefblauen Wasser sind belebt mit schmucken Seglern. Motorbote huschen hin; ein englisches Kriegsschiff ankert im Strome. An den vorgebauten Landungsbrücken haben grosse Dampfer fest gemacht, vom Heck eines Bremer Segelschiffes weht die deutsche Flagge. Alles blitzt und blinkt fröhlich im Frühlingsonnenschein. Ein heiteres, frisches, erquickendes Bild.

Einmal an Land ändert sich das allerdings. Die Stadt, die die älteste und grösste (70,000 Einwohner) ist, ward nicht schön angelegt. Dicht am Hafen qualmen die Schornsteine von Dampfsägereien, Mühlen, Gefrierwerken, Waschanstalten. Senkrecht zum Hafen steigt die Queenstreet, die Hauptstrasse an, die in einem Tale mitten durch die Stadt läuft. Sie ist die einzige asphaltierte, alle übrigen Wege sind nur chaussiert und entweder schlammig oder staubig. Alles Geschäftsleben fast ist auf die Queen Street zusammengedrängt. Es ist das gleiche Bild der kolonialen Städte. Unter den Veranden Laden an Laden, Fruchtgeschäfte, Juwelierläden, Banken, Kontore, Apotheken, wo fast alle Ärzte in besonderen Räumen zu verschiedenen Zeiten Sprechstunde abhalten. Hier liegt die Börse, an der die Goldfelder

ihre Nähe fühlbar machen. Doch kann man nicht sagen, dass wild spekuliert wird. Aber wie manche Hoffnung ward hier doch betrogen, wie manche aber auch erfüllt. Sensationen sind nicht selten. Eine Mine, die Jahre lang für minderwertig galt, entwickelt sich plötzlich. Schwere Adern werden angeschlagen. 20 M. Shares, die vor wenigen Tagen um wenige Shillinge verhandelt wurden, schnellen auf, bis zu 100, 150, 200 M. Einzelne Minen wie die Waihi



Queenstreet (Auckland).

bringen im Monate für M. 1,250,000 Gold zu Tage und bezahlen den glücklichen Aktionären Dividenden von 50—75$^0/_0$.

Nicht weit davon liegt das Hauptpostamt, wo musterhafter Betrieb herrscht. Jeder Besucher trifft hier die grösste Zuvorkommenheit und Höflichkeit seitens der Beamten. Man hat ihnen hier keine Glaskäfige gebaut, keine Uniformen gegeben. Und dem möchte ich den Grund des nachahmens-

werten Betragens zuschreiben. Carlyle's Herr von Teufelsdroekh hat doch recht mit seiner Philosophie des Anzuges. „Gäb's keine Kleider, würde es Kommandierende, würde es Könige geben?“

In der Queen Street liegen auch die Hauptsitze der beiden vorzüglich geleiteten, blühenden Feuer- und Unfall-Versicherunggesellschaften Neuseelands, der N. Z. Insurance Co. und South British.

Lebhafter Verkehr herrscht auf der Strasse. Mit fast unheimlicher Geschwindigkeit saust die Elektrische. Automobile, Landauer, Hansoms, Zweiräder, Handkarren fliegender Obsthändler (Bananen 10 Pf. das Pfund, Ananas: 3 für 1 Shilling) ziehen vorbei. Hoch zu Ross galoppieren die Metzgerjungen vorüber, den Fleischkorb im Arme. Langsam trottet der Chinese, über der Schulter am langen Stabe die Gemüsekörbe, denn „Jonny“ hat hier wie fast überall auf Neuseeland den Gemüsehandel in der Hand. Die Regierung sieht ihn zwar nicht gerne und lässt ihn vor der Landung eine Kopfsteuer von 2000 M. zahlen; sein Bienenfleiss, seine Reinlichkeit, seine Genügsamkeit helfen ihm jedoch weiter.

Die Menge gleicht der der anderen Städte. Von gesundem Aussehen, in solider nicht eleganter Kleidung. Selten fehlt einem Manne eine Blume im Knopfloch und ein Anhängsel aus Grünstein an dicker Uhrkette. Die „Boys“ haben meist die Mütze auf dem Kopf, Pfeife im Mund und Hände in den Taschen. Bekannte grüsst alle Welt durch Nicken oder Handaufheben. Nur wenn eine Dame grüsst, erwidert der Herr durch leichtes Lüften der Kopfbedeckung. Alles hat vertraulichen Anstrich, keine ersterbende Devotion. Die jungen Mädchen lieben für meinen Geschmack zu sehr einen flatterigen Stil der Kleidung, wehende Bänder und Spitzen, zu sehr auch Surrogate in Schmuck, Federn usw.

Der Auckländer empfindet sehr schmerzhaft den Mangel monumentaler Bauten in seiner Stadt. Jetzt will man eine

Stadthalle für anderthalb Millionen Mk. bauen. Ich fürchte, das ist, wie der Deutsche sagt, „for show". Für Verbesserung der Strassen wäre das Geld mehr angebracht.

Auckland ist der Hauptsitz des Handels in Südfrüchten, Holz, Gold, Kauriharz. Es steht in lebhaftem Schiffsverkehr mit Australien (Sydney), den Südseeinseln: Fidschi, Tonga, Tahiti, Samoa, Nordamerika (San Franzisko) und Europa.

Vom Westen her schickt die Tasmansee einen Arm



Albertpark (Auckland).

weit ins Land, der dem Pazific recht nahe kommt. Ein schmaler Isthmus ist geblieben, nur wenige Kilometer breit. Drüben liegt am Manukauhafen mit Auckland durch Elektrische und Eisenbahn verbunden das kleine Flecken Onehunga. Der Hafen ist allerdings wie alle an der Westküste schlecht, da eine breite Barre grösseren Dampfern den Zutritt nicht erlaubt; sonst hätte sich wohl Auckland nach dem Westen zu entwickelt.

Wer nun Auckland schätzen will, muss der Stadt

entfliehen. Muss auf einen der zahlreichen, alten Vulkankegel steigen. In der Stadt selbst liegt der Albertpark auf solch kleinem Hügel. Einst war's ein Fort, das den Ansiedlern Schutz bot vor den Überfällen der Maori. Die Befestigungen wurden geschleift und heute dehnt sich dort ein prächtiger Blumenpark. Hier steht das übliche Denkmal der Queen, ein grässliches Monument für die im Burenkriege gefallenen Neuseeländer und einige bessere Marmorstatuen. Vom Flaggenmast inmitten grauslicher Kanonen öffnet sich ein hübscher Blick über Stadt und Hafen. Hinter dem Parke liegen Governmenthouse und zahlreiche Villen. Nahe ist die Gemäldegallerie. Der Rest wäre Schweigen, obwohl die Sammlung tausendmal besser ist als das fürchterliche Zeug, das in Dunedin und Christchurch hängt, wenn nicht einige Porträts von tättowierten Maori durch die virtuose Behandlung des Stoffes und Echtheit der Farben die Aufmerksamkeit auf sich zögen. Gemalt sind sie bei einem jungen Auckländer Goldie, der in Paris seine Ausbildung genossen.



Strauss-Sklett im Maori-Museum (Aukland).

Lohnender ist der Besuch des Maori-Museums, das die prächtigsten Schnitzereien beherbergt; u. a. ein aus einem einzigen Baumstamm gearbeitetes Kriegskanoe von 25 m Länge und 2 m Breite, das an 100 Leute fassen konnte; wundervolle Ornamente schmücken es.

Schöner aber als all das, all dies Menschenwerk, schöner als Blumenbeete und Schnitzereien ist der Blick vom Mt. Eden oder One Tree Hill. Wer einmal dort oben gestanden an einem Sonnentage und die Augen hat wandern lassen, wird das nie vergessen. Zu Füssen tiefe, grasbedeckte Amphitheater: die alten Krater. Unten weit, weit hin das wellige Land. Grünes Gras, so weit man sieht. Goldgelbe Ginsterbüsche, Reihen dunkler Kiefern und Cypressen, niedere graue Cyklopenmauern aus Lavasteinen teilen es in breite Felder ab. Weit drunten die City, vor ihr der blaue Wasserspiegel des Hafens. Im grünen Wiesenplane die Vorstädte Epsom, Parnell, Remuera und wie sie alle heissen, mit den Villen und Häuschen. Dann wandert der Blick über den Isthmus nach Onehunga hin und taucht in die Tasmansee — und geht wieder zurück über die Wiesen, über das halbe Hundert erloschener Vulkankegel und trifft die weite Fläche des Pacific. Am Horizonte dort die wundervoll weiche Zeichnung des Rangitoto. Es ist solche Weite, solche Grösse und doch solch intimer Liebreiz in dem Landschaftsbild. — Dann glüht der Abend herauf in leuchtenden Farben. Die Stadt wird stille, die City leer. Nacht ist es. Langsam steigt der Mond aus der See und wirft einen schimmernden Lichtstreifen über die Wasser, der bis an die Ufer heranzittert. Und in dieser leuchtenden Milchstrasse kreuzt still ein Segler, ein Fischerboot auf der Heimkehr . . .

Wer will es den Auckländern verübeln, wenn sie stolz auf ihre Stadt sind?

Rudyard Kipling las in ihrer Seele von ihnen, als er sagte:

Last loneliest, loveliest, exquisite, apart —
On us, on us the unswerving season smiles,
Who wonder mid our ferns why men depart
To seek the Happy Isles.

Und es ist, als hätte die Natur den menschlichen Charakter beeinflusst. Der Auckländer ist ein Mann mit hellem Verstande, herzlich, liebenswürdig und gastlich, der jedem Fremden den Aufenthalt so angenehm wie möglich macht. Die vielfachen Berührungen mit der Aussenwelt, der häufige Besuch fremder Kriegschiffe, (von Deutschen, Amerikanern, Franzosen, Italienern, Russen, Japanern) haben seinen Gesichtskreis geweitet, seinen Kopf gelüftet, seine Hirnfalten vom Spinngewebe der Vorurteile gesäubert.

Von Auckland zu scheiden, wird jedem schwer.

Das sind die vier grossen Städte Neuseelands, in denen das wirtschaftliche Leben sich konzentriert. Kaum über 50 Jahre alt; und vertragen doch in ihren sanitären Einrichtungen, Wasseranlagen, Kanalisation, Beleuchtung, Verkehrsmitteln, Feuerwehr usw. den Vergleich mit europäischen Grossstädten. Eine kleine Eifersucht zwischen ihnen reizt zu immer neuen Verbesserungen. Es bleibt nur zu hoffen, dass solche Rivalität nicht zu Protzbauten verleitet. Grosses haben hier die Pioniere geleistet. Und viel bleibt noch zu tun.

Aber jetzt hinaus aus der Stadt, fort von Häusermauern, von Museen ins lebendige Reich der Natur.





Das Wunderland.

Te Ika a Maui hiess (wir hörten's schon) der Maori die Nordinsel. „Der Fisch des Maui". Das Bild ist überaus treffend und gibt ein staunenswertes Zeugnis für die geographischen Kenntnisse dieses Volkes. Wenn des Fisches Kopf die Landstrecke ist, auf der Wellington liegt, der Schwanz im Nordkap endigt, und New Plymouth und East Cape Rücken- und Bauchflosse darstellen, dann, möchte man sagen, ist das vulkanische Hochplateau des Tongariro, Ngauruhoe und Ruapehu das Herz, allerdings kein kalt-, sondern ein verwünscht warmblütiges.

Von dort zieht sich ein breiter Streifen vulkanisch tätigen Landes nach Nordwesten, das seine äusserste Spitze in dem schwefligen White Island in der Bay of Plenty findet. In der Mitte des Streifens liegt das „Wunderland". Über ein Dutzend Seen gehören zu ihm. Der grösste unter ihnen ist Rotorua mit dem Felseneiland Mokoia, uns aus der Maorilegende schon bekannt. An ihn stösst der Rotoiti, weiter nach Westen ist Rotoehu und Rotoma. Okataina, Tarawera, Rotomahana Lake folgen nach Süden.

Dahin, in dies Land intensivster vulkanischer Tätigkeit soll die Reise gehen.

Ein Expresszug führt von Auckland hinauf. „Express“ aber bitte sehr cum grano salis. Zu einer Strecke von etwa 250 km braucht dieser Blitzzug von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Nachmittags = 8 Stunden! Und da Rotorua, die Endstation der Bahn, nur etwa 270 m höher liegt als Auckland, hat er nicht einmal die Entschuldigung zu grosser Steigung. Man hat eben Zeit in Neuseeland.

Díe Landschaft ist nicht besonders anziehend. Conische, mit niedrem Farngestrüpp bestandene, erloschene Vulkane begleiten den Zug den ganzen Tag. Auf weiten, sumpfigen Feldern liegt Flachs zum Trocknen, zahlreiche Schaf-, Rinder- und Pferdeherden grasen auf saftigen Wiesen. Um Mittag erreicht die Bahn den Waikatofluss und folgt seinem Lauf eine Zeit lang, ihn zweimal überbrückend. Hier werden die ersten Maorihütten sichtbar. Auch an den Stationen mehren sich die Eingeborenen, die sich eigner Weise begrüssen. Unter tiefer Verbeugung legen sie die Nasen an einander und verharren eine Zeit lang so bewegungslos, ohne die Riechorgane zu reiben; genau so wie es der Lappländer macht. Hongi heisst der Gruss. Auch der „Maoriking“ (er ist weniger als ein Kartenkönig, der wenigstens vier zählt,) auch seine braune Majestät also beriecht so eine Ehrenjungfrau, — Maorikinder kommen und betteln, einmal Zunge herausstrecken kostet nach ihrem Tarif 1 Penny. In den letzten Stunden wird die Fahrt hübscher. Hinter Okoroire geht's durch prächtigen Busch mit hohen Baumfarnen. Kurz vor 6 endlich Rotorua. Ein Omnibus brachte uns dann durch leise rieselnden Regen in einer Viertelstunde an unser eigentliches Ziel: Whakarewarewa („Ort vor der Höhe“) wo das Geyserhôtel uns in seine behaglichen Räume aufnahm.

Rotorua liegt in einem mächtigen Talkessel, rings von Höhen und Bergen umschlossen; im Westen und Osten stehen die etwa 750 m hohen Ngongotaha und Whakapoungakau („der ermüdende Berg“), im Süden schliessen ihn die

Pohaturoa („langen Felsen“) ab. Die Höhen sind kahl, nur von niedrem Gestrüpp bestanden; allein auf dem Ngongotaha zeigen sich dunkle Schatten eines Waldes. Der See hat die stattliche Länge von fast 11 km, bei einer Breite von etwa 6. Seine Ufer sind flach und bar aller Reize. An die südliche Spitze hat das Government zur Ausnützung der warmen Quellen ein Sanatorium mit Badehäusern in schönem Park errichtet. Darum hat die kleine Stadt Rotorua sich angebaut. Hier werden also die heissen Alaun- und Schwefelquellen medizinisch verwandt. Allerdings nur zum Baden, da die hohe Konzentration das Trinken nicht erlaubt. Ich hätte mir gern das Sanatorium angesehen und mich des näheren über den wissenschaftlichen, medizinischen Wert der Quellen auf Grund der dort gewonnenen Erfahrungen unterrichtet; musste aber angesichts der recht wenig höflichen und kollegialen Haltung der beiden Regierungsärzte darauf verzichten. Man kann ohne weiteres annehmen, dass die Wasser, namentlich die Schwefelhaltigen, bei einer Reihe von Hautkrankheiten von eminentem, therapeutischen Werte sein müssen. Bei der Behandlung rheumatischer Beschwerden, Muskel- und Gelenkerkrankungen wird die Wärme, die stellenweise den Siedepunkt erreicht, einen grossen Heilfaktor abgeben. Willkommen wird sie auch sein bei gewissen spastischen Nervenleiden. Wenn aber der Gouvernements-Arzt auch Klumpfüsse (nach seinem offiziellen Bericht) heilen will, so wird er doch mit solcher Behauptung nur ein bedenkliches Schütteln des Kopfes hervorrufen. Aber um Gottes willen keine Fachsimpelei. Polemisch Lied, ein leidig Lied. Es tut mir leid, dass ich keine exakteren Angaben machen kann. Um Whakarewarewa sind die Badeeinrichtungen von geradezu ärmlicher, primitiver Art. Die Quellen hier sind Eigentum der Maori, die sie nur auf wenige Jahre jedesmal verpachten; so hat keiner recht Lust, irgendwelche Anlagen zu schaffen.

Das südliche Seeufer, auf dem Rotorua liegt, verläuft flach fast 3 km lang, nur von wenigen Cypressen bestanden. In der äussersten Ecke, vor den kahlen, schmutzig-grünen, wulstigen Felsen der Pohaturoa liegt das heisse Herz dieser Gegend, das Geysertal. Hier windet sich der schmale Puarenga-Fluss. Eine Brücke führt hinüber zum Maoridorf.



Ein Pa (Maoridorf)

In dichten, weissen Schwaden wallt Dampf auf, hängt unten dicht am Boden, oben zerfetzt ihn der Wind. Ein Atem von Schwefelwasserstoff schlägt einem ins Gesicht. Der Boden ist leicht gewellt, hier in Löcher zerklüftet, dort in weiten Spalten klaffend, da siebartig durchlöchert. In Teichen,

Tümpeln, Pfuhlen steht heisses Wasser, in den Becken siedet's. Aus Erdspalten schlägt atemraubender Schwefelqualm. Dazwischen liegt hell das Gestein oder steht dunkles Manukagestrüpp, das der Giftatem elend gemacht. Zur linken kriecht am Boden eine dichte, schwere Dampfwolke, unter der es brodelt und zischt. Fährt der Wind hinein, so sieht man die an 100 m lange Fläche des Roto Atamaheke in siedender Wallung; vorn spritzt unaufhörlich ein kleiner Geyser. Die Strasse steigt ein wenig an, durch's Maori Pa. Sie windet sich um einen vorspringenden Hügel. Da oben ist der Begräbnisplatz der Maori. Eine Stätte des Friedens im Aufruhr der Natur. Biegt man um die Ecke, so steht man in einem weiten Talkessel an 800 m lang und 500 m breit. In seiner tiefsten Sohle krümmt sich der Puarenga hindurch, ganz an das steilere nordwestliche Ufer gedrückt, als sei ihm mit seinem kalten Wasser bange vor der heissen Gesellschaft da oben. Das rechte Ufer ladet weiter aus. Dunkle Manukabüsche, auf weite Stellen vom Schwefelatem gelb gefärbt, füllen das Tal. Inmitten ragen breite, fahle felsige Rücken heraus, die in drei Terrassen in weitem Bogen von den Pohaturoa zum Flüsschen sich absenken. Weissgelb bis ins gespenstisch grüne gefärbt. Gewaltige Trümmer sind da geschichtet, da wieder baucht es sich aus zu dicken Wulsten. Dampf schlägt aus tausend Rissen und Löchern. Man glaubt vor der Trümmerstätte eines ungeheuren Brandes zu stehen . . . Auf der obersten Terrasse gähnt der Höllenrachen des nun nicht mehr arbeitenden Waikiti-Geysers. In ungemessenen Tiefen gurgelt und stösst es, dichter Schwefelqualm wirbelt heraus. Goldgelbe Schwefelblüte liegt frei, wo die Gesteinskruste eingefallen. Auf dem mittleren Rücken ebenfalls ein alter Krater; kreisrund mit kniehohen, grauen Wällen; sein Grund ist mit Erde aufgefüllt. Er trägt an die gute, alte Zeit des Kannibalismus erinnernd, den vielversprechenden Namen: Brain-Pot (Gehirn-Topf).

Ihm zur Seite der mächtig gewulstete Rachen des Wairoageysers, eines recht faulen Herrn, der nur auf besondere Einladung und Trinkgeld arbeitet; man muss ihn erst mit Seife füttern. Das letzte Plateau ist das aktivste. Hier spritzt der kleine Waikorohihi, der Kereru und lassen ihre Wasser helmbuschgleich wehen. Hier stürmt die mächtige Säule des Pohutu gen Himmel. Neben ihm siedet in tiefem Kessel Wasser von wundervoll blauer Farbe; in unaufhörlicher Arbeit hebt die kochende Masse sich heraus und stürzt wieder ein. Unten am Fuss der Sinterterrasse kracht von Zeit zu Zeit ein Schuss — eine kleine Schlammsäule schiesst heraus: der Torpedo. Weithin, gleich am kalten Fluss schäumt ohne Unterlass der heisse Papakura.

Aus dem Manukagestrüpp hört man ein eigenes Glucksen, Stossen, als seien Schweine in der Nähe. Geht man dem nach, so findet man braune, rote, schneeweisse Tümpel und Teiche. Die Erde ist zu breiiger Tonmasse gelöst. Andauernd stossen kleine Schlammsäulchen herauf, die klatschend wieder zurückfallen. Als schösse eine Schlange ihren Kopf heraus, um ihn gleich wieder einzuziehen. Dicht daneben brodelt's und siedet's in natürlichen Wasserkesseln. Dichter Dampf wallt auf, heisser Atem zischt aus Rissen und Löchern. Hier ist ein Krater zusammengebrochen. Weissgelbes Gestein blendet das Auge dort, tiefrot ist die Erde drüben, ein Streifen smaragdgrün dazwischen; violett, terrakotta, gelb und weiss mischt sich zum schimmernden Farbenspiel.

Es ist ein heisses Fleckchen Erde, dessen Wärme der Wanderer durch die Stiefelsohlen fühlt. Fortdauernd wühlt, stösst, gährt es hier. Eine unheimliche Minierarbeit. Beklemmend legt sich's um die Brust. Ein Gefühl ohnmächtiger Kleinheit steigt auf — und wer einmal an kundiger Hand in dunkler Nacht dort gegangen, wird den Schauer, das Grausen sein Lebtag nicht vergessen. Erst wenn die Geyser losbrechen, atmet die Brust freier. Das packende, majestätisch

schöne Schauspiel erlöst vom dumpfen Druck. 60, 80 und 100 Meter stürmt die gewaltige, weiss schäumende Säule unter Brausen und Rauschen aufwärts. Aufgelöst in Tropfen fällt das Wasser nieder, und funkelt die liebe Sonne darein, dann ist's, als ginge ein breiter, köstlicher Silberregen auf die Erde. — — —

Längst hat sich das Kausalitäts-Bedürfnis gemeldet, das ein wenig von diesen Geheimnissen verstehen möchte. Was ist es, das der Erde diese Jugendkraft verleiht? Die Theorie vom glühenden Kern der Erde ist wohl allgemein verlassen. Man hat allen Grund zur Annahme, dass ein recht solider Block im Mittelpunkt sitzt. Sind es gewaltige Verschiebungen in der Erdrinde, bei denen diese Wärme frei wird? oder ist es etwas anderes? Genug, da unten ist's fürchterlich. Eine Lage feurig — flüssiger Massen, glühende Steine, sengende Gase. Unterirdisches Wasser tritt hinzu und siedet zu Dampf, der sich nun einen Ausweg nach oben sucht. Findet er nicht allzu grossen Widerstand, strömt er durch lehmigen Boden, so weicht er diesen ein, löst ihn auf und Schlammvulkane entstehen, durch die Gasblasen glucksend aufsteigen. Oder es bildet sich ein Geyser. Zwischen Felsblöcken ein klaffender Riss, grade oder gekrümmt. In dicken Lagen hat das heisse Geyserwasser den Kieselsinter, mit dem es sich unten gesättigt, an Wänden und Öffnung abgelagert, mächtige versenkte Schornsteine gebildet und gähnende Rachen. Wie kommt's nun zu den Eruptionen? warum diese plötzlichen Ausbrüche, die oft in auf die Sekunde genauen Abständen einander folgen? Warum setzt sich nicht einfach alle Energie in Kochen um? Da muss man sich nun zunächst erinnern, dass der Siedepunkt einer Wassermasse im Thermometer steigt oder sinkt entsprechend dem Druck, der auf ihr lastet. Sieden ist nichts anderes als Überwinden des lastenden Druckes. In der Tiefe unseres Kraters ist der heisse Ofen, das Wasser auf ihm erhitzt sich, seine

Temperatur steigt auf 100° C, und geht doch nicht in Dampf über, denn der Rest der Wassersäule lastet zu schwer darauf und schraubt den Siedepunkt in die Höhe. Das Wasser überhitzt sich also. Nun beginnt es zu steigen, kommt in Regionen, deren Druck ihm zu sieden erlaubt. Und im nu verpufft alles Wasser in Dampf, schiesst aufwärts, reisst die Massen über sich hinaus und schleudert sie gen Himmel. Das Wasser fällt meist in den Krater zurück und das Spiel beginnt von neuem. Künstlich kann man dem nachhelfen, wenn man die Spannung der oberen Wasserschichten herabsetzt; Seife ist ein gutes Mittel dazu. Damit kann man die faulen Herren zur Arbeit zwingen, die sonst nicht die genügende Kraft zur Überwindung des Druckes aufbringen können.

Nicht geheuer ist es auf diesem Boden, und niemanden verlangt es hier zu wohnen. Unheimlich wird's allen Besuchern zu Mute, wenn sie sich auch mit Witzen und Scherzen darüber wegtäuschen möchten; es graut ihnen doch.

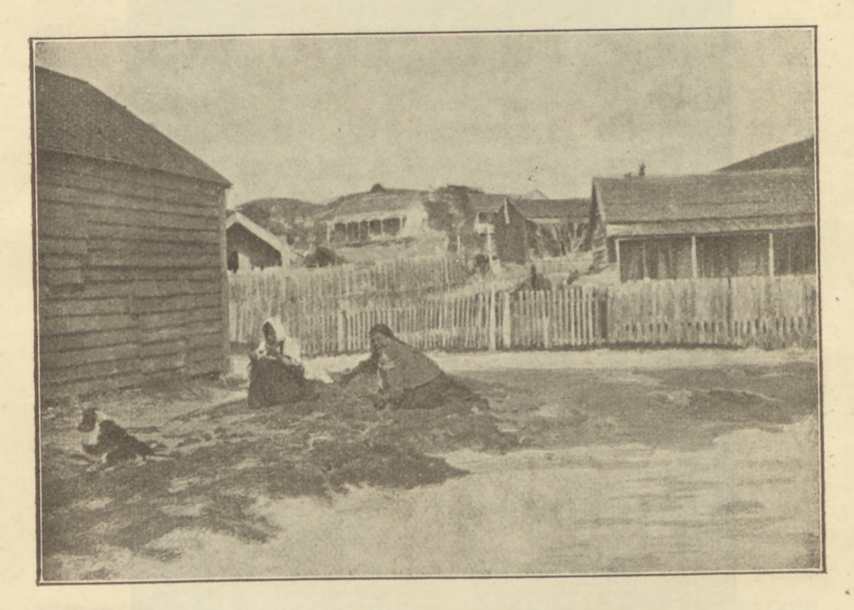
Nicht allen. Auch das Unheimliche zu ertragen lehrt die tägliche Gewohnheit. Den Maori wenigstens ist's so gegangen.

Auf einem Platze, den der Aberglauben mit Hölle, Tod und Teufeln besiedeln würde, liegen versprengt die Hütten von zweihundert Maori, dem Reste des einst kampfesfrohen Stammes der Tuhourangi. Fast jedes Haus steht für sich, von einem Zaune umgeben, der oft nach Urväterbrauch mit Flachssträngen zusammengelascht ist. Echte Maorihütten gibt es nur wenige hier; einige sind modifiziert, andere ganz „modern“ nach Europäerart. Alle sind von Holz. Ein wahres Maorihaus ist ungefähr doppelt so lang wie breit, etwa 3 : 6 m. Der Grundriss rechteckig. Die senkrechten Wände etwa 2 m hoch. Darauf ein steiles, nach beiden Seiten abfallendes Dach. Der First mag etwa 4 m vom Boden entfernt sein. In der Front sind Seitenwände und Dach ca.

1 m lang über die Vorderwand vorgezogen, so dass ein Vorflur entsteht. Dach und Seitenwände sind mit Raupo, einem Rietgras bedeckt, das aber jetzt meist durch Wellblech ersetzt wird. Über die Vorderkanten der Seitenwände und des Daches sind flache Bretter geschlagen, die an den Berührungspunkten sich überkreuzen. Oft schmückt ein geschnitzter Kopf den Giebel; in der Vorhalle schlingen sich die roten, schwarzen und weissen Maorilinien zu den uns bekannten schönen Mustern. Ins Haus führt eine oblonge Tür, rechts von ihr ist ein schmales Fenster — das einzige! Drinnen ist ein einziger Raum. Der Boden festgestampfte Erde; nur bei den auf Pfählen ruhenden Hütten ist der Fussboden aus Holz. Tür und Vorflur sind durch 1/2 m hohe Bretter gegen unliebsamen Besuch von Schweinen, Geflügel gesperrt. Andere haben auf der Väter Stil verzichtet und Häuser gebaut, aber den Einzelraum und die Vorhalle, den maorischen Philosophenwinkel, beibehalten. Unendlich mehr Sorgfalt wird auf Bau und Ausschmückung der Versammlungshäuser verwandt. Davon gibt das dem Hôtel gehörende geschnitzte Haus ein glänzendes Beispiel. Es ist ein Prachthaus, vollendete Kunst gestaltete es in allen Teilen, zeugend für die Meisterschaft der Bildner.

Ein echtes Maorihaus hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem schlechten Stalle. In dem einzigen Raume, der wahrhaftig nicht von Arabiens Wohlgerüchen geschwängert ist, hausen Mann, Frau und Kind. Licht und Luft kommen nicht im Übermasse zu ihnen durch die schmale Tür und das kleine Fenster. An warmen Tagen hockt alles Volk draussen, im Freien, in den Vorhallen. Wird's kalt, dann schwellt ein offenes Holzfeuer in diesem konzentrierten Wohn- und Schlafzimmer. Und dann ist's zum Umkommen. Es ist ein Glück, dass diese Genügsamen keine Küche brauchen. Mutter Natur hat ihnen die schönste aller Kochgelegenheiten selbst gebaut. Keine Schererei mit dem Koch-

herd also, kein Unglück mit Petroleumheizung. Ein Weiher mit siedendem Wasser liegt mitten im Pa. Dahinein stellt die Maorifrau ihren Wasserkessel zum Kochen, dahinein hängt sie den mit Kartoffeln gefüllten weitmaschigen Flachskorb und wartet, bis das Gericht gar ist. Die Pellkartoffeln schmecken zwar ein bischen schwefelig, aber das ist grade ein Fest für einen echten Maorimagen. Zur Fleischbereitung



Maorifrauen beim Klatsch

werden die Fumarolen, die dem Boden entzischenden Dampfstrahlen benutzt. Über sie hat man eine Kiste gestülpt, die statt des Bodens einen Lattenrost trägt. Auf diese Stäbe setzt die wackere „Wahine“ in Blech- oder Eisengeschirren schön zugedeckt, das Fleisch. Ein alter Sack deckt die Kiste zu. Der Dampf erhitzt die Töpfe, das Fleisch wird gedünstet, per Dampf gekocht und heiss serviert.

Nun die Leute selbst. Bezeugen wir aus Artigkeit den Frauen zuerst unsere Reverenz. Da sind ja nun die Geschmäcker gewaltig verschieden. Ein deutscher Militärjurist, der seine Heimreise von China via Neuseeland machte, rief



Drei maorische Grazien

in heller Begeisterung: „Ach, Kinder, das sind ja famose Weiber!“ Je nun „für manchen hat ein Mädchen Reiz“ singt unser Klassiker. Ich kann da nicht mit. Aber seien wir objektiv. Der Leser mag entscheiden. Nur lasse er sich

bitte nicht durch die Photographien der Maori-Schönen beeinflussen, die man hier bei den Schwarzkünstlern und auch daheim hier und da sieht. Die da wiedergegebenen — in allen Stellungen: mit dem verzückten Augenaufschlag der verliebten Jungfrau, in der entrücktesten Melancholie oder gar als freisliches Weib im Waffengewand: das alles sind Half Casts, Mischlinge von Europäern und Maori. Der echten Schönen Steckbrief wäre: Statur = untersetzt, mehr fett als schlank. Haare = schwarz, in graden Strähnen, und wenn es gelockt ist, ist's nicht das trockene, kleine Gelock der Neger, sondern hat seidige Weiche. Nase = breit und platt. Lippen = aufgeworfen, wulstig. Augen = gross, das Weiss mit einem Stich ins Negerhaft Gelbliche. Hautfarbe = schokoladengleich. Besondere Kennzeichen = wenigstens bei den älteren Frauen das „Moko", die Tätowierung. Entweder sind nur die Lippen blau gefärbt, oder einige Schnörkel laufen übers Kinn. Die Jugend von heute unterzieht sich der schmerzhaften Prozedur des Moko nicht mehr. Ihren Körper hüllt die Maori-Wahine in europäische Kleidung von knallenden Farben, die einerseits eine grosse Wertschätzung und Vorliebe für Ventilation bekunden, andererseits mit tausend Zungen nach Spindler schreien. Die farbige Bluse wird nie unter den Rock gesteckt, sondern hängt jackengleich um die Taille. Die immer nackten Füsse sind breit und muskulös, machen den Eindruck von Plattfüssen, sind es aber ebensowenig wie die unserer schwarzen Brüder in Afrika. Ein Umschlagtuch, ein alter Mantel vervollständigt die Toilette. Auf dem Kopf thront meist ein alter Herrenfilzhut, der auch einst bessere Tage gesehen. Als Schmuck dienen an schwarzen Bändern hängende rotbemalte Haizähne oder Grünsteinstücke. Am Halse baumelt das berühmte Hei-Tiki. Sein Besitz ist hoch geschätzt, da allerlei Aberglauben sich daran knüpft. Es war nicht möglich ein Stück zu bekommen, nicht für Geld und gute Worte.

Natürlich werden genug in Kuriositäten-Läden feil geboten, aber die meisten sind made in Germany.

Sind sie nun wirklich hübsch? Soviel ist gewiss, schöner als die Negerin sind sie. Und doch — wer je eine Suaheli durch Dar-es-Salaam oder Zanzibar hat schreiten sehen in ihren blau-weissen Tüchern, der wird die schöne, stolze Haltung nicht vergessen, das freie und leichte Wiegen in Fuss und Hüfte, den Kopf zurückgeworfen. Das Tragen der Lasten und Wassergeschirre auf dem Haupte wird es ihnen wohl so anerzogen haben. Aber die Maori-Wahine? Sie ist das, was man schlampig nennt. „Schlönzken" sagt man in Barmen. Dazu entweder die Tabakpfeife, oder die Zigarrette, an der manchmal drei oder vier der Reihe nach paffen. Hübsch? Wenn wenigstens der Gebrauch des Taschentuches eingeführt wäre — aber so Rockärmel oder gar das noch nicht einmal — Na, bildschön sind sie wirklich nicht und auch nicht gerade zum Anbeissen. Aber — de gustibus usw. Die meisten Neuseeländer scheinen nicht so zu denken, und verwöhnen diese braunen Töchter durch Komplimente und Geschenke, dass es eine wahre Schande ist. Das Krasseste, was Affenliebe leisten kann, hat man „Maggie", einer Führerin durch's Geysertal, angetan. Sie ist ein Mischling von Europäer und Maorifrau und ein hübsches Mädel, ungemein höflich, sagt jedem in schönem Englisch, was er zu hören wünscht, macht jedem die Freude, ihn noch nach Jahren wiederzuerkennen, auch wenn er nie vorher da war, spielt die liebe Unschuld, und ist doch mit allen Hunden gehetzt, hat immer „an eye on the business;" Maggie also folgte einer Einladung nach Australien. Wie eine Prinzessin empfing man sie da. Gab ihr eigene Logen im Theater, Audienzen bei Gouverneuren, Ministern, Bürgermeistern, reservierte Wagen und freie Fahrt auf der Eisenbahn, Interviews, Volksauflauf usw. Niedlich, nicht wahr? Aber die Sache hat doch auch eine ernste Seite. Ist's denn

ein Wunder, wenn die Gesellschaft eingebildet wird und frech? Der Gouvernements-Führer Warbrick mit seinem vorlauten, ungezogenen Benehmen ist ein gutes Exempel dafür. Wie will man die Rasse zur Mitarbeit erziehen, wenn man sie so verdirbt?

Die Männer sind untersetzte, stramme Kerle, die mit den Jahren eine solide Fettrinde ansetzen. Ihr Anzug ist

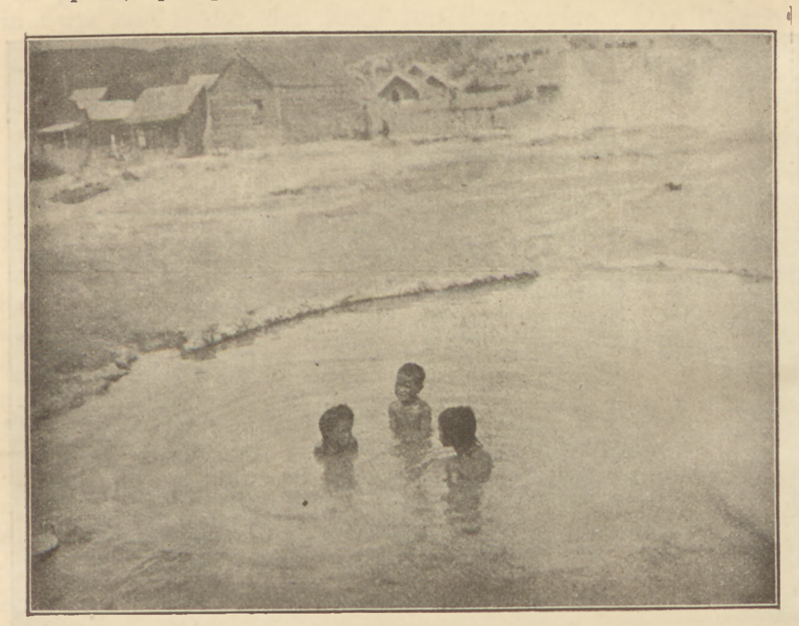


Maori

völlig europäisch. Tagsüber sind sie auf Arbeit im Sanatoriumpark, in der nahen Baumschule oder zahlreichen Sägewerken der Umgebung. Die charakteristischen Züge der äusseren Erscheinung finden sich auch bei ihnen: ebenholzschwarzes, glattes Haar, breite Nase, wulstige Lippen.

Und nun die Kinder. Das ist die glücklichste Ge-

sellschaft. Nase und Mund zeigen noch nicht den entwickelten Negertypus, die grossen, tiefbraunen Augen noch nicht die gelbe Färbung der Sklera; allerliebste, bildhübsche Kerlchen sieht man da. Immer vergnügt sind sie; lachen und singen den ganzen Tag. Nie, dass sie sich einmal gestritten hätten. Stundenlang hocken sie in den warmen Tümpeln, springen von der Brücke in den kalten Bach, nach



Maori-Kinder im warmen Pfuhl

Pennies tauchend, die ihnen die Touristen leider zuwerfen; spielen mit selbstkonstruierten Schlägern Hockey, Cricket, Fussball. Tanzen auch wohl den Nationaltanz, die Haka, wobei sie in höchst drolliger Weise in Arm- und Zungenbewegungen die Grossen imitieren. Morgens um 10 Uhr trotten sie zur nahen Schule im wunderlichsten Aufzug. Der eine im regulären Anzug, der in Lumpen, einen dicken

Shawl um den Hals gewickelt, hier einer im durchlöcherten Sweater, ein anderer gar bloss im Hemde, die Mädchen in langen Schürzen von undefinierbarer Farbe. Aber immer lachend und glücklich. Sie sind recht intelligent, sprechen fliessend englisch, lösen das grosse Einmaleins schneller als ich — was allerdings nicht viel besagen will. (Rechnen =



Maori-Kinder die Haka (Nationaltanz) tanzend

ungenügend; Kopfrechnen = noch schwächer steht schon in meinem Quartanerzeugnis); wissen sogar, dass Deutschland in Europa — „auf der anderen Seite“ liegt. —

Im allgemeinen macht der Maori in seinem Wesen und Gebahren durchaus den Eindruck eines erwachsenen, intelligenten Menschen. Sieht man unsere schwarzen Brüder in Ostafrika im Vergleich zu ihnen, so wird der Unterschied

recht klar. Dort hat man bald einen ganzen Schwarm von Müssiggängern hinter sich, die um Pesas betteln; fliegen dann einige Geldstücke unter sie, dann rauft sich jung und alt; alte Greise tanzen und klappen in die Hände, genau wie ihre Jungen und Jüngsten, um etwas vom Bana Kuba aus Uleia (Europa) zu erhaschen. Alles macht den Eindruck des Kindlichen, Kindischen. Nie wird man das vom Maori sehen; betteln tun höchstens die Kinder. —

Freundlich, offen und höflich gibt der Maori jedem, der ihm begegnet, seinen Gruss: Tenakoe (Das ist für Dich"). Tenakoe antwortet der Fremde. Den Hongi tauscht er mit seinen Volksgenossen, nie mit einem Pakeha. Am liebsten bliebe er stehen und begänne ein Gespräch, in dem er eben gemachte Beobachtungen mitteilen würde. Er passt überall genau auf und hat ein vorzügliches Gedächtnis. Eine Diskussion liebt er sehr. Während unseres Aufenthaltes war ein Streit entbrannt, wem ein aus einem Grabe ans Licht gekommenes Hei-Tiki gehören solle. Die Parteien hatten ihr Anrecht auf Grund ihrer Verwandtschaft geltend gemacht. Und jeden Tag fanden nun Versammlungen statt, in denen die Frage diskutiert wurde. In langen Reden ergriff man pro und contra das Wort, der Redner schritt feierlich vor der hockenden Versammlung auf und ab, sprach ohne Stocken stundenlang, mit breiten Gesten seine Argumente begleitend. Am Ende trat der hier vielleicht nicht so seltene Fall ein, dass der Gegner überzeugt wurde und sich mit dem Spruch der Versammlung zufrieden gab. —

Mit einem Maori unterhielt ich mich über die alten Sitten des Uru, Tapu; er deutete mir in klaren Worten Grund und Wert dieser Gesetze an und machte mich auf einige Reste aufmerksam; wir kamen dann auf den altmaorischen Festungsbau zu sprechen, da gerade die Regierung in der Nähe ein Modellfort errichten lässt, das das historische Bild des befestigten Pa für immer fest halten

soll. Unser famoser alter Hôtelwirt Nelson, ein vielgewandter „alter Schwede“, meinte zwar, wenn das viereckige Ding ein Maori-Pa sei, sei er auch eins. Gleich ablehnend verhielt sich mein Maori auch. Kniete dann im Sande nieder und zeichnete mit allen Einzelheiten den Grundriss eines Pa, erklärte jede Stelle mit dem ihr eigenen Namen; wohl eine ganz respektable Leistung, wenn man bedenkt, dass seit bald 40 Jahren kein Pa mehr gebaut wird. — Ein anderes Beispiel ihrer Intelligenz erzählte mir unser „alter Schwede“, das er in früheren Jahren beobachtete. (Die Verantwortung muss ich ihm überlassen, kann aber sagen, dass Nelson nicht zu den Jägerlateinern gehört, und ein Mann umfassender Bildung ist). Den rechten Winkel, in dem die Hauswände aneinanderstossen, pflegte der Maori so zu konstruieren. Auf der Grundlinie der Vorderwand trug er ein gewisses Mass (a) von einer Ecke (E) aus dreimal ab, vom gleichen Masse a nahm er die vierfache Länge an einem Flachsstrick oder Holzstab und legte sie an die Ecke E nach hinten zu auf den Boden. Das fünffache seines Masses a liess er dann vom Ende des dritten auf der Vorderwand abgetragenen Masses angreifen, und suchte nun den Schnittpunkt des vierfachen und fünffachen Massbandes, der dann mit der Ecke E verbunden einen rechten Winkel gab. Es ist ein rechtwinkliges Dreieck, Vorder- und Seitenwand sind die Katheten 3 und 4, die Hypothenuse ist = 5; also $3^2 + 4^2 = 5^2$ $(9 + 16 = 25)$. Von Pythagoras hat der alte Maori wohl kaum etwas gewusst, und die Lage der Plätze, wo Nelson dies beobachtet hat, schliesst einen europäischen Einfluss aus.

Von alten Bräuchen fand ich nur wenige Reste. Ein letzter Ausläufer des Kommunismus lebt noch. Neben Fisch, Fleisch, Muscheln, die der Gourmet sich kauft, sind, seit sie den mühevollen Anbau der Kumara aufgegeben haben, Kartoffeln ihre Hauptnahrung. Einige km vom Pa entfernt,

auf einer der vielen, vulkanischen Höhen besitzt der Stamm ein Stück fruchtbaren Bodens, wo die Erdäpfel gepflanzt werden. Im Frühjahr hat nun jede Familie eine Anzahl ihrer Mitglieder hinauszusenden, die das Feld bestellen. Ein, zwei Wochen arbeitet ein Haus da draussen und wird dann durch ein anderes abgelöst. Ein gleiches geschieht zur Zeit der Ernte. Die Frucht wird in tiefen Erdkellern oder Gräben, die mit Farn austapeziert sind, aufgehoben. Der Ertrag des Feldes gehört allen. Jede Familie nimmt sich, so viel sie braucht. Die Eifersucht wacht darüber, dass jede Familie Arbeiter schickt, dass diese auch wirklich pflanzen, dass keine Familie zu viel nimmt. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wer nicht pflanzt, soll auch nicht ernten.

Der Brauch des Muru, der friedlichen Plünderung ist völlig geschwunden. Mehr ist erhalten von dem Totenritus. Die Verstorbenen beklagt das ganze Dorf im Tage langen Tangi mit Hymnen und Klageliedern. Dann beerdigt man sie; nicht mehr sitzend, bindet sie, auch nicht mehr auf Bäume; sondern nach christlichem Ritus im Sarge. Kehrt das Volk von der Bestattung heim, dann besprengt sich jeder an den Tümpeln mit Wasser und wäscht die Berührung mit dem Toten ab; diese symbolische Beseitigung des Unreinen ist der letzte Rest des Tapu. Die Leichen der Häuptlinge werden nach einer Reihe von Jahren exhumiert; ihre Knochen rein gekratzt, aber nicht mehr wie ehedem rot bemalt, sondern einfach im Gebeinhaus beigesetzt.

Das ist so ziemlich alles, was sich von früheren Gebräuchen in unsere Tage gerettet hat.

Freundlich und heiter, wie der Maori ist, liebt er Musik und Tanz. Die wenigen noch vorhandenen Maoriweisen haben einen schwermütigen Adagiocharakter. Die liebe Jugend von heute singt nur Gassenhauer, das blödsinnige Tararabumdiö, das man von Negern, Arabern, Be-

duinen hört, usw. Der Maori hat ein gutes musikalisches Gehör; ist demnach auch ein guter Tänzer. Am Abend wird im Runanga zum Klang (wenn man's so nennen darf) der Harmonika Walzer und Lancers getanzt nach allen Regeln der Kunst „links herum, rechts herum, immer mang det Publikum". Nur wird die Wahine unangenehm, wenn ihr jemand auf die nackten Füsse tritt. Ihre Nationaltänze „Haka" und „Poi" führen die Maori auf nur bei festlichen Gelegenheiten oder wenn genügend Touristen da sind, die 2/6 sh Eintritt bezahlen.

Die Haka wird von Männern oder Frauen getanzt. Die Männer entblössen ihren Oberkörper und binden um die Hüften den zum Knie reichenden Binsenschurz. Die Frauen gürten dies raschelnde Kleidungsstück über ihre Gewänder. Zur Haka stellen die Tänzer sich in einer Reihe auf. Ununterbrochen stampft der Fuss den Takt. Der Vortänzer singt (besser: schreit) einige Worte, worauf laut kreischend der Chorus einfällt. Die Arme schlagen Beine und Hüften, legen sich übereinander, werden ruckweise nach allen Richtungen geschossen. Schliesslich unter fortwährendem Kreischen kommt der ganze Körper in Bewegung, Beine heben sich, Arme fuchteln, der Leib zuckt, in mehr als einer Bewegung verrät der Tanz seinen Ursprung aus Liebesspiel und Liebeslockung. Die Leidenschaft wird immer mächtiger, packt namentlich den Mann bis zum Höhepunkt, da er die Augen verdreht, die Zunge herausstreckt, Hände und Beine wie im Krampf spreizt, brüllend wie ein Löwe. — Von berückender Anmut ist das gerade nicht — aber ein gewaltiger Rhytmus geht hindurch, ein Stossen und Zucken in Gebärde und Wort, die Ausdruck einer höchst gesteigerten Ekstase sind.

Viel graziöser ist der nur von den Frauen ausgeführte Poitanz. Poi ist der Name für ein Bündelchen Rietgras von Eigrösse, das an einer Schnur baumelt. (Ist es ein Symbol

des testis am funiculus spermaticus?) Jede Frau hält solch Säckchen in der rechten Hand. Zu einer hübschen 3/4 Takt Melodie wird es jedesmal auf dem ersten Viertel an die linke Hand geschlagen, auf den letzten 2/4 schwingt es im Kreise in der Luft. Dabei wiegt der Körper sich langsam in den Hüften, die Beine heben sich im Takt. Eine andere Figur tanzen sie mit zwei Poi, die sie in beiden Händen halten und auf Kopf, Brust, Schenkel im Takte zusammen anschlagen oder in der Luft wirbeln lassen. Neueren Ursprungs ist der Kanoe-Poitanz. In langer Reihe sitzen die Mädchen am Boden hintereinander wie die Ruderer im Boot. Ihre Bewegungen ahmen sie nach, der Oberkörper schwingt vor und zurück, die Poi dienen ihnen als Ruder. Der hübsche Rhythmus, die gefällige Melodie, die Gleichartigkeit, die Exaktheit der Bewegungen machen den Tanz zu einem graziösen Schauspiel.



Sophia,
eine bekannte Führerin durch das Geysertal. Rettete in der Schreckensnacht des Tarawera-Ausbruches am 9. Juni 1886 62 Menschen in ihrer armseligen Hütte.

Durch das Pa zu streichen, ist immer unterhaltend. Am Eingang an der Brücke stehen die Führerinnen durch's Geysertal, die oft dem Omnibus von Rotorua weit entgegenlaufen, Pippi, Maggie, Bella, Mirjam und Sophia, die gute, alte Seele, die in der

Schreckensnacht des Tarawera - Ausbruches 62 Personen in ihrer Hütte in Wairoa barg. Kinder springen von der Brücke in den Bach; andere hocken in den warmen Tümpeln. Hier sitzt ein würdiger Maoriherr im Wasser und rasiert sich. Eine junge Maorimaid kommt zum Weiher, entledigt sich blitzschnell ihrer Kleider und taucht ein. Auf der Erde hocken Gruppen von Frauen und schälen Kartoffeln. Alte Mütterchen sitzen zusammengekauert in ihres Hauses Vorhalle, paffen gemächlich die Pfeife und schauen mit vergnügten Sinnen zu. Am Kochplatz waltet die züchtige Hausfrau, im Weiher nebenan wird gewaschen. Die Natur, die im nahen Geysertal so gewaltig ist, hat hier das Hauskleid angezogen. Huckepack unter einer Decke die Babies auf dem Rücken, wandeln junge Mütter durch den Dampf, nie ohne Zigarette. Dazwischen tollen und kreischen die Kinder, Hunde streichen umher, Hühner gackern, Ferkel grunzen. Vor einigen Kramläden hocken Männer, soweit sie nicht auf Arbeit sind, und diskutieren. Über alle weht der schwefelgeschwängerte Schwaden. Selten sieht man Betrunkene. In anderen Dörfern wird allerdings mehr dem Alkohol gefröhnt, obwohl schon von frühester Zeit hervorragende Häuptlinge seine Giftwirkung erkannt und gegen seinen Missbrauch gearbeitet haben. Recht beschämend ist es, dass in den Vierziger Jahren verflossenen Säkulums ein Häuptling sich für jeden Betrunkenen seines Stammes von den in seinem Reiche lebenden Weissen ein Pfund Sterling bezahlen liess; recht bezeichnend für die Intelligenz dieses Herrschers, der das Übel an der Wurzel fasste. Hier fröhnt alles dem Tabak.

Man hat viel vom nahen Aussterben der Maori-Rasse gesprochen. In der Tat ist ihre Anzahl von etwa 150,000, die bei der Ankunft Cooks wohl gelebt haben, auf 40,000 zurückgegangen. Schuld daran tragen vor allem die Bruderkriege am Anfang letzten Jahrhunderts, die Männer mordenden

Kämpfe mit den Engländern um 1860; und von Krankheiten die Tuberkulose. Über sie kam die Kultur der Weissen in einem Tage fast, wozu die Bleichgesichter selbst mehr als ein Jahrtausend gebraucht. Was Wunder, wenn sie dem Sauseschritt der Zeit nicht folgen konnten; faul, müssig, schmutzig, nachlässig wurden. Fremde waren Herren im



Sinterformation im Geysertal Whakarewarewa

Lande, die ihr Schicksal jetzt in die Hand genommen. Ziel und Richtung fehlte fortab ihrem Willen und Handeln. Wenn nicht alles trügt, geht die Zeit des Verfalls jetzt ihrem Ende entgegen. Der Mann geht bei den Engländern in Arbeit, die Kinder besuchen die guten Gouvernements-Schulen, man beginnt sich besser zu kleiden und zu ernähren. Wenn das anhält, und wenn der Weisse — Tourist oder

Koloniale — aufhört sie zu verwöhnen und zu verderben, dann kann der Maori noch einmal ein recht nützliches Glied des neuseeländischen Staates werden; aus den Männern selbständige Farmer, die Töchter würden vielleicht die immer schwieriger werdende Frage nach Dienstboten lösen.

Die Ausflüge von Whakarewarewa werden mittels Coach, Automobil und Boot gemacht. Wie überall auf der Welt hat auch hier Cook's Office die Arrangements in der Hand in Verbindung mit dem „Governement Tourist-Department“, das die Preise festgesetzt, dem auch die Boote auf den meisten Seen gehören. Jeden Abend kommt Cooks Agent ins Hotel, fragt nach den Wünschen und Absichten der Reisenden, macht Vorschläge und arrangiert einen Ausflug. Die Kosten solcher Trips belaufen sich auf 20—25 Mk. für Kopf und Tag. Lunch wird in appetitlichen Körben vom Hotel mitgegeben.

Rotoiti und Tikitere sollten unser erstes Ziel sein. — Der Himmel war bedeckt, als wir um 9 Uhr vom Hotel aufbrachen, um zunächst in halbstündiger Fahrt, gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge im Omnibus nach Rotorua durchgerüttelt zu werden. Am Seeufer erstanden wir für 11 sh. einen Platz in der Barkasse, die am langen, schmalen Pier fest gemacht hatte. Um 10 stiessen wir ab und programmmässig brach die Sonne durch. Hell leuchtete das junge Grün der Weiden an Rotoruas Strand vor dem dunklen Braun des Ngongotaha; weit hinten qualmten Whakarewarewas Geyser ihre Morgenpfeife. Das Bild schwand. Unser Dampferchen hielt auf die Insel Mokoia, Hinemoas Reich, los; wie eine mächtige, bebuschte Bergesspitze steht sie aus dem Wasser. Auf ihr einige Maorihütten zwischen dem Schnee blühender Kirschbäume. Weiter stampfte die Barkasse, Mokoia blieb zurück; breit und weit spannte sich nun die glitzernde Wasserfläche aus bis fern an ihre flachen, monotonen, braunen Ufer. In einer

Stunde war das Nordende des Sees erreicht. Der Rotorua steht mit dem Rotoiti durch einen schmalen Fluss, den Ohau in Verbindung, der sich in hundert scharfen der Schiffahrt gefährlichen Krümmungen durch Gestrüpp und Buschwerk windet. Ohne Unfall kamen wir hindurch. Der Rotoiti brachte keinen Wechsel der Landschaft, auch hier war das



Kochender Pfuhl im Geysertal Whakarewarewa

grosse, einförmige Bild; weit, weit hin der See in der Sonne glitzernd, am Horizonte fast die flachen Striche der braunen Ufer. Eine weitere Stunde Fahrt. Immer noch das gleiche Bild, in den Ohren das Knattern und Fauchen der Maschine, in den Augen Kohlenstaub, dazu die wärmer werdende Sonne: es wurde ein bischen langweilig. Der waschechte Neuseeländer ist natürlich entzückt, es gibt

überhaupt nichts, was er in seiner Gegend nicht bewundert. So auch hier. Als ich auf die stereotype Frage: how do you like that? ganz bescheidentlich meine Ansicht zu äussern wagte, hätte man mich fast gelyncht. Jede Äusserung des Missfallens fasst man hier zu Lande als persönliche Beleidigung auf. Ich war ganz kleinlaut, schlief auch wohl ein bischen ein. — Endlich legten wir in einer nördlichen Bucht an. Hier ergiesst sich der Okere aus dem See, um weit, weit unten in die Bay of Plenty zu münden. Die Landschaft änderte sich plötzlich. Der Okere springt jauchzend über Fels- und Steinblöcke; erquickende Kühlung kommt von den brausenden Stürzen. Herrlichster Farnbusch steht auf seinen steilen Ufern, deckt ihn an einigen Stellen fast zu. Auf schmalem Pfade folgten wir seinen Windungen eine kurze Strecke. Eingeschnitten in die Felswand liegt da das saubere Elektrizitätswerk, wo ein Teil der Wasserkraft in Licht für Rotorua und Umgebung umgesetzt wird. Der ungestüme Range Okere hat hier arbeiten gelernt, ohne indess etwas von seinem Reiz einzubüssen. Eine lange Fahrt nahm nun unser Boot am Nordufer entlang. Dichter Busch und prächtiger Farn steht da, und unter seinen Zweigen fuhr sich's wunderhübsch in der Mittaghitze. Am Ostende des Sees verliessen wir die Barkasse. Dicht am Strande steht ein kleines Maoripa; dort wartete unsere Coach schon auf uns. Während die Pferde noch rasteten, durchstreiften wir den prächtigen Busch, diesen neuseeländischen Busch, der das Auge immer von neuem wieder entzückt. Ein frisches Bouquet niederer Farne am Boden, breite hohe grüne Spitzenschirme darüber; mächtige, abgestorbene Stämme, über und über mit dem saftigen Grün der Moose und Schlingpflanzen bedeckt. Daneben die schlanken Säulenstämme der Fichten. Mächtige Lianen schlingen sich von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, lassen ihre taudicken Wurzeln in der Luft schaukeln. Und

von allen Zweigen, Spitzen und Kronen weht in langen Schleierfetzen gelb-grünes Kohuko-Moos wie vergoldete Watte an unsern Weihnachtsbäumen. Alles steht in üppigstem Wuchse, in frischesten Farben. Der Tui lockt mit schluchzendem Rufe, die Amsel mit sanftem Pfeifen. Er ist köstlich dieser unberührte Busch, ein rechter Tummelplatz für Gnomen und liebliche Elfen.

Am Rotoiti sollte ich übrigens ein Exempel von der smartness der Maori bekommen. Ich war im Begriff das pittoreske Pa in meiner Kamera festzuhalten, als in langen Sätzen ein Maori auf mich losstürzte. Er stellte sich höflich als Councillor vor und fragte nach meiner Erlaubnis, hier photographieren zu dürfen. (So etwas gibt es hier, die Maori erheben von jedem, der ihre Plätze besucht, eine Abgabe, die dann auch zum photographieren berechtigt.) Natürlich hatte ich diesmal keine License. „Five bob“ sagte der gute Mann — und tief betrübt und sorgenschwer berappte ich fünf Shillings. Nun nutzte ich meine License tüchtig aus. Dann gabelte ich den Häuptling auf, der prächtig tättowiert war, wenngleich die Linien der unteren



Maori-Häuptling

Gesichtshälfte unter einem struppigen Bart verschwanden. Mit seinen schönen gezogenen, blauen Linien, den prächtig geschwungenen Spiralen sah er recht majestätisch aus, wenngleich sein Anzug aus tausend Löchern nach der goldenen 110 schrie. Ich photographierte und zeichnete ihn lege artis. (Nebenbei die blauen Linien des „Moko“ verschwinden auf der Photographie fast ganz.) Als ich fertig war, bedeutete er mir mit Stolz, dass er noch „kapai moko“ (schönes Tattu) habe an anderer Körperstelle, die Europens übertünchte Höflichkeit vor keuschen Ohren zu nennen nicht erlaubt. Zu einer Zeichnung zu sitzen, wollte die würdige Majestät allerdings nicht geruhen. Statt dessen präsentierte mir seine braune Hoheit eine tüchtige Liquidation für's Modellstehen. Alle Einwände von License usw. scheiterten an seinem königlichen Willen. Was tun? Gefressen wollte ich nicht gern werden — also musste das Portemonnaie bluten, besser es als ich. — Nachher erzählte man mir, dass Vater und Sohn mich so nett gerupft hätten, Abgaben seien hier nicht Sitte, der Trick sei ein alter. — Na, gute Miene zum bösen Spiel gehört zu den Ausrüstungen einer Weltreise.

Um 3 Uhr brachen wir auf. Und nun folgte eine prachtvolle Fahrt am Südufer des Rotoiti entlang, durch herrlichen Busch, der seine Zweige in unseren Wagen herabsenkte. Vereinzelte Maoripa wurden passiert, wo die braunen Herren beschäftigt waren, auf schmalem Streifen Landes nur so viel zu pflanzen wie sie zum Leben unbedingt nötig haben. Nach einer Stunde wundervoller Reise biegt die Strasse vom See ab, steigt landeinwärts die Hügel hinan. Zur linken öffnete sich Tal nach Tal, vollbestanden mit dichtem Busch, Farnen und kirchturmhohen Bäumen. Tief, tief unten im Blättergrab rauschten unsichtbar die Bäche. Das Auge wurde nicht müde, über die endlosen grünen Mulden zu schweifen, des prangenden Frühlings sich zu freuen. Als die Höhe erreicht war, schnitt der Busch mit

einem Mal ab, und charakteristisches Vulkanland trat an seine Stelle. Eine sich ins endlose verlierende Hügelkette, dunkelgrün und braun im niederen Farngestrüpp. So ging es eine gute Weile bergauf — bergab. Dann senkte die Strasse sich ab. Aus dem Talkessel herauf qualmte es in dichten Schwaden. Das fahle Sinterplateau von Tikitere wurde sichtbar. Um 5 kamen wir dort an. Nach der entzückenden Lieblichkeit des Busches über die Einförmigkeit brauner Hügel zur höllischen Arbeit kochender Seen, spritzender Schlammvulkane und heisser Wasserfälle. Der Witz des Eigentümers hat sie mit einladenden Namen belegt: Höllentor, Satansglorie, Satans Grützentopf, Teufels Punschterrine, Eingang zum Paradies, Dantes Inferno — Wahrhaftig: „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!“ — Ein Hexenkessel tollster Art!



Waimangu (Schwarzwasser)-Geyer
(Der grösste Geyser der Erde)

Eine kurze Fahrt durch die Dämmerung brachte uns ins Hotel zurück.

Waimangu.*)

Zum Waimangu, dem Schwarzwasser-Geyser, zum grössten Geyser der Erde sollte es diesmal gehen. Wir wollten dazu den neuen vom Government eingerichteten „Round-Trip“ benutzen.

Die Nacht über war leiser Regen gefallen. Am Morgen hatte er aufgehört, aber noch hingen die Wolken und Nebel tief über See und Hügel. Die Aussichten auf gutes Wetter waren nicht gerade glänzend. „Sie gehen, Sie sind doch nicht von Zucker, by Jove, nach dem Regen arbeitet der Geyser besser“ kommandierte fast unser Wirte wundermild. Und so gingen wir. Vielleicht erleichtert wirklich der Regen die überlastenden Schlammassen. Der Waimangu ist ein Explosionsgeyser, unberechenbar in seinen Ausbrüchen. Riskieren muss man es immer, ihn zu sehen oder nicht.

Um 8 fuhren wir im schönen Fünferzug in den feuchten Morgen hinaus. Zehn Herren und eine Dame, Touristen, Feriensucher, Amerikaner, Engländer, Koloniale; das deutsche Reich würdig in mir vertreten. Wieder ging's fast eine Stunde lang über die monotonen, braunen vulkanischen Maulwurfhügel. Zur rechten neben der Strasse öffnet sich ein über 5 m breiter und ebenso tiefer Spalt, der einige hundert Meter mit der Strasse läuft. Der furchtbare Ausbruch des Tarawera in der Nacht vom 9. zum 10. Juni 1886 hat ihn gerissen. Unsere ganze Tagfahrt sollte uns noch die ungeheuren Spuren zeigen, die die Eruption gelassen; es war wie eine Fahrt über das Schlachtfeld, auf dem der Dämon entsetzlich gewütet. Niemand hatte den Tarawera als Vulkan gekannt. Er war ruhig und still gewesen wie der Vesuv vor dem Ausbruch, der Pompeji vernichten sollte. — In den ersten Tagen des Juni setzte Erd-

*) Der Weimangu ist seit dem Jahre 1904 erloschen. Der oben beschriebene Besuch fand im Oktober 1903 statt.

beben ein, der See Rotomahana am Fuss des Berges lief auf und zurück wie in Ebbe und Flut. Dabei muss wohl das Wasser durch einen Riss in den Berg, auf seine glühenden Massen eingedrungen sein; und eine furchtbare Explosion sprengte den See in die Luft. Krater öffneten sich auf dem Tarawera, an seiner Seite, und meilen- und meilenweit flog glühende Asche, feurige Lava und siedender Schlamm, alles Leben tötend und erstickend. Über 15 km von ihr entfernt hat er die Ortschaft Wairoa in den Schutt geworfen, fast 20,000 m weit den Tikitapu Busch begraben.

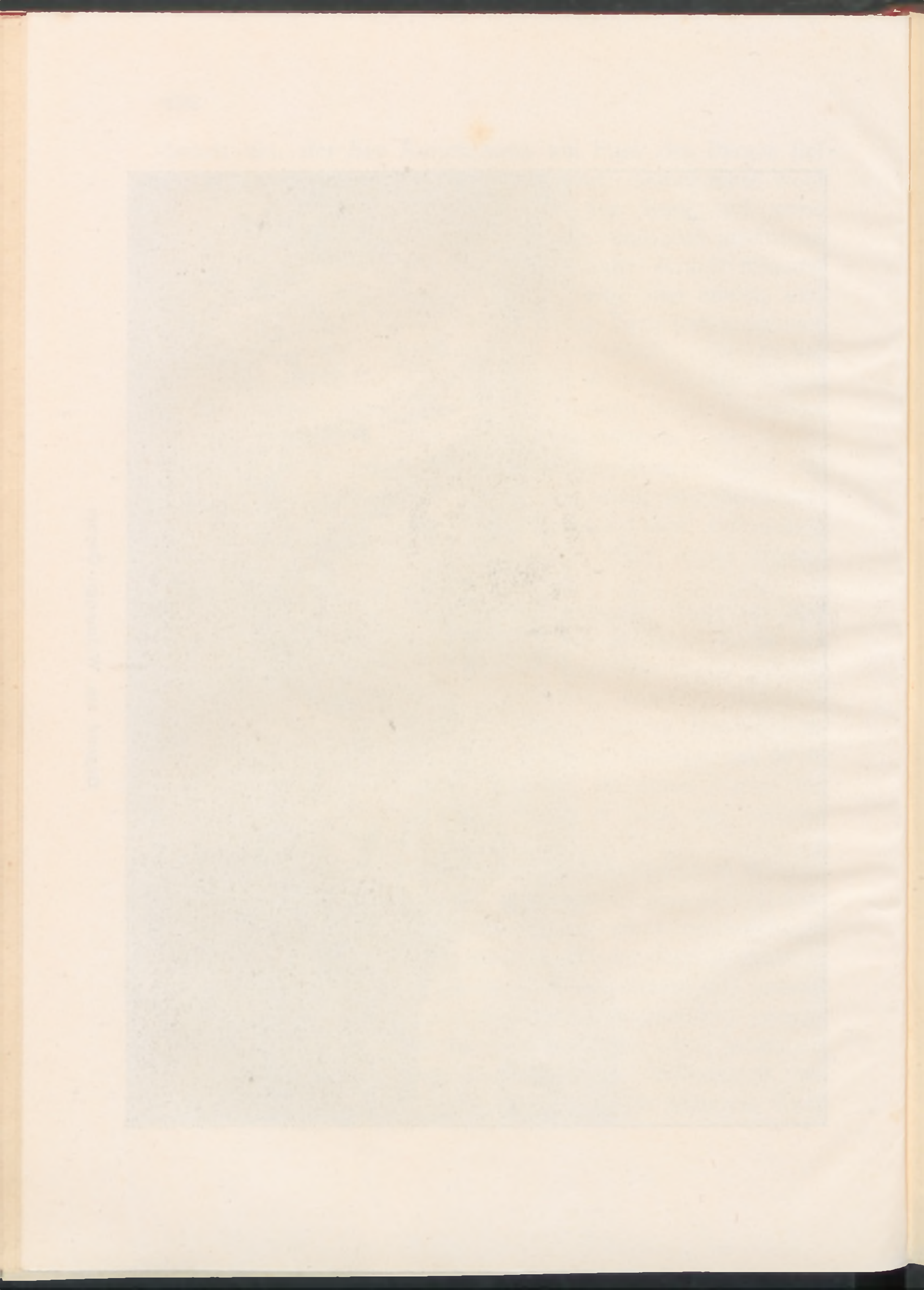
Aber der war doch nicht tot zu kriegen. Das lustige Grün hat sich wieder zum Licht durchgerungen. Und wie jetzt die Sonne durch die Farnfächer bricht und die Regentropfen wie Diamanten in strahlendem Feuer aufleuchten lässt, ist's als freue sich der ganze Wald seiner Jugend und Frische.

Zwischen den Bäumen lugt aus der Tiefe ein See heraus, zu dem die Strasse sich jetzt absenkt. Es ist der Tikitapu See mit seiner milchig-bläulichen Farbe. Kahle Hügel säumen ihn ein. Ein schmaler, kaum 40 m breiter Höhenzug trennt ihn von seinem grösseren Bruder dem Roto Kakahi, der obwohl so dicht beim Tikitapu fast 30 m tiefer liegt. In schönem Kontraste ist seine Farbe ein helles Grün. Weit hinein schiebt er sich zur rechten zwischen kahle Berge.

Eine kurze Strecke noch und die Fahrt endet in Wairoa. Es ist das „begrabene Dorf". Linkerhand eine eingestürzte Mühle, zur rechten ein zusammengekrachtes zweistöckiges Holzhaus, das Erdgeschoss steht noch, der Rest darüber in tausend Splittern. Eine wüste Trümmerstätte an anderer Stelle, Öfen, Wasserreservoire liegen übereinander, eiserne Bettstellen unter der Last zusammengebogen. Das Schulhaus liegt in Schutt begraben, gegenüber der Hühnerstall, wo des Lehrers Kinder sich geborgen und vor sicherem Tode



Gegend am Waimangu-Geyser



gerettet hatten. Hier steht Sophias Maorihütte, wo das alte Mütterchen 62 Menschen barg und rettete; halb im Schutt versteckt ist's heute nur noch eine Ruine. Kaum glaublich scheint's, dass hier so viele Menschen die entsetzliche Nacht zugebracht haben, in der die Männer auf's Dach stiegen, um den heissen Schlamm wegzuschaufeln, indess Weiber und Kinder in wahnsinniger Angst Gebete stammelten. 135 Tote zählte man; aber wer weiss, wie viele unbekannt in Schlamm und Asche erstickten.

Heute ist buchstäblich Gras gewachsen über dem Boden, den der Schlamm fusshoch deckte. Weiden stehen in frischem Grün und im weissen Blütenschnee prangen die Kirschbäume. Es ist als ob die Natur sich mühe, die Spuren ihrer Schreckenstaten zu löschen und an Stelle der Trauer das Lachen blühender Landschaft zu setzen.

Ein steiler Pfad führt zum Ufer des Tarawera-Sees durch eine breite Schlucht der Öde. Bootsleute, die uns auf Pferden gefolgt waren, zogen aus einem Schuppen das grosse Ruderboot und auf ihm fuhren wir über den 12 km langen, grünen See. Die weiten, kahlen Ufer bieten das gewohnte leere Bild vulkanischer Landschaft. Der Tarawera selbst hüllte sein sündiges Haupt in dichte Wolken. Regen hatte eingesetzt und deckte Wasser und Land mit Nebel. Der südlichste Ausläufer des Tarawera Sees heisst Te Ariki. In ihn liefen wir ein und landeten in seiner SW Ecke in einem breiten, wüsten Tale. Sand soweit der Blick reicht. Hügel und Berge. Einzelne grüne Grasbüschel unterbrechen als einziges das Bild grandioser Einöde. Darüber brannte nun wieder die volle Sonne. Vor der Eruption war der See Tarawera mit dem Rotomahana durch einen Fluss verbunden. Heute sind sie durch ein $1^1/_2$ km weites hügeliges Sandland getrennt. Im alten Flussbett stiegen wir auf. Gegen Mittag erreichten wir den Rotomahana. Ein anderes Boot brachte uns über seine opale Fläche. Ausgewaschene,

zerrissene Sanddünen sind seine Ufer. Sand und Schlamm bedecken die Trümmer der einstmals so wunderherrlichen „White und Pink Terraces“, vor denen der trockenste Mensch zum Poeten wurde. Nichts ist von ihnen gebliehen. Ebensowenig von einer Insel, die einst inmitten des Sees lag. 5 Jahre nach dem Ausbruch war der See trocken, eine weite, rauchende Fläche. Dann hat er sich wieder aufgefüllt und ist heute acht Mal grösser, und allerhand Befürchtungen knüpfen sich an sein weiteres Wachsen.

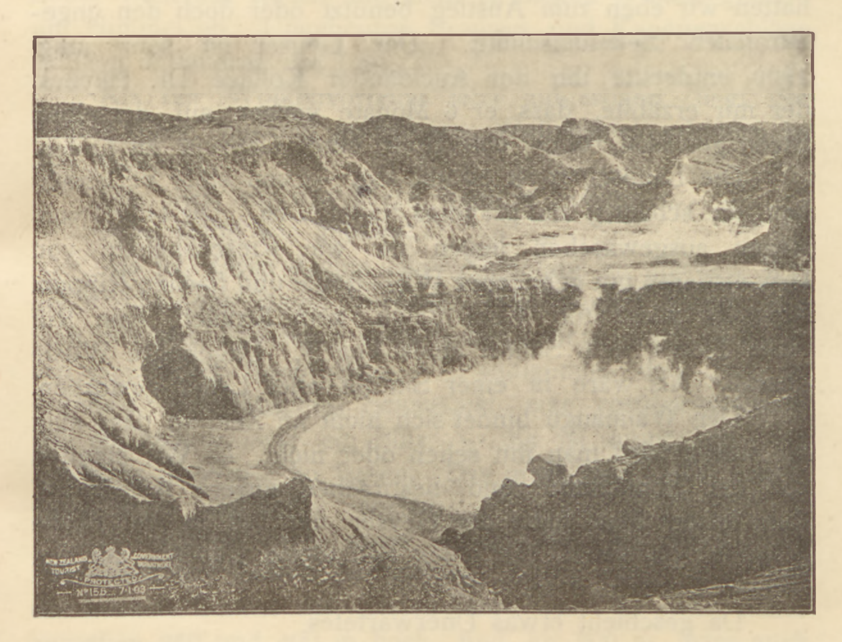
Der Tarawera trat aus seinen Wolken, das mächtige Plateau wurde frei, gewaltig gähnte der seitliche Krater. Aber alles war ruhig, kein Qualm, kein Rauch erinnerte an seinen furchtbaren Charakter.

Am Südende des Sees ist eine kleine Bucht, aus der dichter weisser Qualm schlägt. Darauf steuert das Boot zu und windet sich um einige Felsen hinein. Das ist ein wahrer Höllenkessel. Da spritzt eine heisse Quelle, hier faucht und zischt glühender Dampf aus dem Felsen. An den Uferrändern fährt das Boot entlang. Jetzt hält es, dichter Qualm hüllt uns ein. Wir stehen auf kochendem Wasser, die aufsteigenden Dampfblasen schüttern das Boot. Das gewaltige Schauspiel macht alle stumm.

Der Kahn lenkt wieder hinaus; und als unsere sonst so lustige Lady mit einem Seufzer der Erleichterung meint: Es ist gut, dass wir wieder draussen sind, gibt ihr jeder im stillen recht. Die Fahrt folgt dem Südufer ein Stück. Aber der Hexenkessel lässt uns nicht mehr los. Der ganze Uferfelsen arbeitet. Dicht über dem See, der hier wieder kaltes Wasser führt, qualmt es aus ungezählten Schlünden wie aus den Schmieden der Nibelungen. Der weisse Schwaden klettert die Abhänge hinauf und hüllt alles in Nebel. Hinter einer heissen Quelle zischt Dampf heraus: die „hydraulische Pumpe“; hier fährt ein armdicker Strahl kochenden Wassers aus der Wand, da gluckst, stösst und wimmert es. Die ganze,

weite, hohe Steinwand scheint eine siedende Masse. Es ist überwältigend; das Wort erstirbt auf den Lippen.

Die Höllenfahrt war zu Ende. Um 1 Uhr verliessen wir das Boot am Südende des Sees. Vom Gouvernmentsführer, der uns hier erwartete, begleitet durchschritten wir ein breites Sandbett, stiegen einige steile Pfade hinauf und



Waimangu-Krater

waren am ersten Unterkunftshaus des Waimangu; heiss von Sonne und Staub. Das Frühstück und die Tasse Tee, die die Fee der Hütte uns reichte, hatten wir uns reichlich verdient.

Zu unsern Füssen, etwa 150 m unter uns qualmt und raucht es auf breiter Fläche. Fährt der Wind in den Nebel, so unterscheidet man zwei mächtige Krater, den Echokrater

und den des Waimangu. Dieser ist ein Oval von etwa 130: 80 m Durchmesser, ein grosser tiefschwarzer Teich in einem Hufeisen von Hügeln und Höhen. — Der Krater liegt in einer gewaltigen Erdspalte, die vom Tarawera durch den Rotomahana über den Geyser hinaus die Eruption von 1886 gerissen; den Teil, der dem Geyser als Ausflussbett dient, hatten wir eben zum Anstieg benutzt oder doch den ungefährlichen Seitenabschnitt. Der Geyser ist sehr jung: 1900 entdeckte ihn der Auckländer Kollege Dr. Haynes, der mir erzählte, dass er 6 Monate vorher auf derselben Stelle gewesen, ohne eine Spur eines Geysers zu finden.

Die Landschaft ist öd und leer — von einer Verlassenheit, die schaurig und grandios zugleich ist. Die Hügel vom Regen ausgewaschen liegen da wie Riesenskelette von Urweltstieren mit gebogener Wirbelsäule und flachen Rippen. Ringsum alles still. Kein Baum, kein Strauch, kein Ruf eines Tieres, kein Schrei eines Vogels. Ungeheure Wüste überall. Als wäre in einer Sintflut alles Leben gestorben.

Der Waimangu bindet sich nicht an Zeit, so dass man nie weiss, wird man ihn sehen oder nicht. — Wir standen vor der Schutzhütte und besprachen unsere Aussichten. Zum letzten Male hatte der Geyser um $^1/_2$8 in der Frühe gespielt. Ich setzte für jeden Fall meine Kamera auf den rechten Focus und 1/100 Sekunde.

Da geschieht etwas Unerwartetes.

Hinter mir höre ich ein mächtiges Rauschen. Ich fahre herum — da steht's auch schon gewaltig in den Lüften — hoch, hoch über unsere Köpfe hinaus — in Eiffelturmshöhe! Wie ein kolossales Bündel riesenhafter Trauerfahnen, deren Spitzen nach allen Seiten herausstehen — tief, tief hinunter wallen die schwarzen Schleier, tauchen unten in weisse Wolken. Dumpfe Schüsse krachen wie fernes Granatfeuer und grosse Steine fliegen im Bogen aus der Masse, einen Kometenschweif schwarzen Schlammes hinter sich ziehend.

Einen Augenblick steht die ungeheure, jetzt einer gigantischen Fichte gleichende Säule still, senkt sich dann ein wenig, schiesst wieder auf, neue Spitzen fahren nach oben heraus. Der weisse Dampf ist jetzt von unten nachgestiegen und hüllt die schwarzen Wasser in sein Nebelkleid. Höher und höher wallt der Rauch und zieht zu dicken Wolken geballt, am Himmel ab. Ungeheures Brausen und Kanonenschläge erfüllen andauernd die Luft.

Als der Wolkenvorhang jetzt aufgezogen, liegt der Krater ruhig, nur ein aufgeregtes Wellenspiel erinnert an den Ausbruch.

Das alles war das Werk weniger Sekunden.

Alles stand wie gebannt.

Als ich daran dachte, eine Aufnahme zu machen, war die Erscheinung längst vorüber. Man wusste kaum, was man gesehen; ehe man's recht fassen konnte, war's zu Ende. Ein gewaltiges, furchtbares, überwältigendes und doch so grandios majestätisches Schauspiel war vorübergerauscht wie ein Meteor, wie ein Blitz. — Es ist unmöglich, den Eindruck in Worte zu fassen. Das muss man selbst sehen, davor muss man selbst erbeben.

Der Führer pries unser Glück; alle, die den Geyser nun schon seit Jahren beobachten, waren einig, dass das der höchste Schuss der letzten Jahre war. Er war sicher zwischen 350 und 400 m hoch, und an 300 m mass auch der Umfang. Höher als die gedoppelten Türme des Kölner Domes!

Auf steilem Pfade stiegen wir hinunter, noch einmal regte sich's im Becken, aber es war nur ein schwaches Aufzucken. Frische Spuren waren auf den Wegen und Abhängen geschlagen von runden, weissen Sandsteinen, die noch heiss waren. Der Boden gleicht überall einer wüsten Trümmerstätte. Wir kreuzten auf einer Brücke den Auslass des Geysers, stiegen dann in den Kessel hinunter. Auf

dem Wege sahen wir jenen Kraterrand, wo wenige Wochen vorher ein grässliches Unglück sich ereignet hatte. Zwei blühende junge Damen und zwei Herren hatten sich, obwohl gewarnt, zu weit vorgewagt, um den Krater zu photographieren. Im gleichen Moment erfolgte ein Ausbruch. Ein zweiter schoss hinter her, spritzte den schon herunterstürzenden ersten zur Seite. Und die vier unglücklichen Menschen schwemmte der glühende Schlamm über die Anhöhe herunter. Furchtbar verstümmelt fand man ihre Leichen weit unten am Rotomahana.

Wir kamen an die offene Seite des Hufeisens, in dessen Rundung die Krater liegen. Zur linken ein hoher schwefelgelber Fels, der seiner Ähnlichkeit wegen den Namen: Gibraltar führt. An seinem Fuss arbeiten einige Schlammvulkane, der spritzende Grützentopf unter ihnen. Hier ist auch des „Teufels Bratpfanne“ (Devils Frying Pan). Tausend und tausend kleinste Geyser stehen ganz dicht beieinander, wie gläserne Fingerhüte, glühend heiss, und das zischt und braust, als zerliesse der Gottseibeiuns wirklich Butter in seiner Pfanne. Aus der Felswand faucht in gewaltiger Wucht eine dicke Dampfsäule. In Alaunhöhlen raucht es, aus Schwefelklüften schlägt atemraubender Giftbrodem.

An den Zelten, wo die angestellten Wärter usw. schlafen und Photographen, die glücklicher waren als ich, ihre Bilder ausstellen, stiegen wir zum hübschen, blauen Accomodationhouse hinauf. Von einer kleinen Anhöhe, ihm zur Seite, sieht man den Southkrater, den ein kleiner See ausfüllt. Hier ist das Ende des erwähnten Erdspaltes.

Hier wartete auch unser Wagen, und in schlankem Trabe fuhren wir über die Hügel mit ihrem endlosen, braunen Farngestrüpp nach Waiotapu, das ein paar Stunden entfernt liegt.

Am Wege dahin passiert man einen etwa 3 m hohen schwarzen Kegel, zu dem eine Holztreppe hinaufführt. Oben

plätschert und gluckst kochender Schlamm, der sich diesen schwarzen Bienenkorb gebaut.

Nicht weit davon liegt das Prison-Camp, eine Art Gartengefängnis. In Zelten und Barracken hat hier der Staat Sträflinge, „leichte Jungen“ untergebracht und mit Wegebau und Baumpflanzung beschäftigt. Eine gemischte Gesellschaft ist das, Betrüger, Rechtsanwälte, Ärzte, Baby-Diebe, Hochstapler usw., die auf diese angenehmere und dem Lande nützlichere Weise ihre Strafen abdienen. Das System soll sich sehr gut bewähren. Flucht ist sehr selten, würde auch den armen Kerlen in dieser armen, menschenleeren, wegelosen Gegend recht wenig nützen. Der Hunger würde sie bald auf die einzige Strasse und damit der Verhaftung zurückbringen. Die Behandlung ist eine sehr gute. Dem Gefängnis ist jedenfalls das Niederbrechende, Energie Raubende genommen. Das System ist menschlich, schon weil es der Strafe den tötlichen Stachel nimmt, weil die Gesellschaft, deren Zustände doch einen guten Teil der Ursachen zum Vergehen bilden, dem Individuum nicht mehr nimmt, als sie darf und soll.

Auf kleiner Anhöhe liegt das gut geleitete Gasthaus. Ihm gegenüber über den kleinen Bach, Waiotapu hinweg, breitet sich ein mächtiger, grün-weisslich schillernder Rücken. Da und dort wallt Dampf auf. Man geht über die schmale Brücke und betritt den Grund. Und schon stockt man. Hohl und dumpf hallt der Tritt, unter dem der Boden zu zittern scheint, Rechter Hand eine Öffnung — eingebrochene Erdrinde, aus der stinkender Schwefelatem schlägt. Ein fürchterlicher Rachen gähnt da unten — weit ist der ganze Boden unterminiert. Gelb, grün, rot starren die Wände. —

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wut
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh ich die Flammenstadt in ewiger Glut.

Willig wartet man auf den Maoriführer, der die sicheren Pfade kennt. Rechts und links klaffende Risse, stinkende Gase qualmen aus Ritzen und Löchern, Wasser, Schlamm kocht in Tümpeln, Teichen und grossen Seen. Über eine breite Fläche rinnt das Wasser zu Tal, Sinter absetzend, Terrassen formend. Weiter. Blendend weisse Alaunfelsen am kalten Wasser hier — ein Schritt weiter ein kochender See; qualmende Schwefelhaufen, plätschernde Schlammvulkane, siedende Wasserfälle, Höhlen mit Schwefelnadeln austapeziert — In all dem Aufruhr ein Grab. Hier schläft ein alter Führer inmitten seiner Lieblinge. — Uns war's ein heisses, unheimliches Fleckchen Erde, dies Waiotapu, der Ort „verbotenen Wassers".

Wieder geht's vier Stunden auf der Coach am nächsten Tage über die Berge. Erloschene Vulkane zur rechten und linken, voraus und rückwärts. Farngestrüpp auf allen. Einige Maorihütten, Flachsmühlen liegen am Wege. Sonst ist alles braun in braun. Auf der höchsten Stelle der Strasse zeigen die drei Vulkane am Tauposee ihre schneeweissen Häupter, eine Rauchwolke schwebt über ihnen. Weiter geht die Fahrt. In der Tiefe liegt eine Anpflanzung. Grün, echtes Grün — welche Wohltat dem Auge! Pappeln, Eichen und Weiden. Es ist unser Ziel, das Gasthaus und einzige Gehöft in Wairakei, dem „Ort perlenden Wassers".

Kurz vorher bringt ein kleiner Abweg uns zum Fluss Waikato hinunter, der hier noch jung und voll Kraft ist. Jauchzend wirft er sich über mächtige Felsblöcke, erzwingt sich mit wilder Stärke seinen Weg durch enge Felsentore, weitet sich zum kleinen See und muss sich wieder seinen Ausgang erobern, schäumend vor ungestümer Kraft. In den Buchten an den Ufern steht der See still und ohne Bewegung. Hier ruhen die Wasser, die der Kampf vernichtet und aus der Bahn geworfen. An ihnen vorbei rauscht der

ewige Strom und erobert sich neuen Ausgang neuen Zielen zu. —

Es begann schon zu dämmern, als ein Wägelchen uns vom Hotel aus eine halbe Stunde in die Berge brachte. Tiefe Schatten senkten sich auf die grosse Einöde und schufen eine Stimmung, die traurig und bedrückt machte. Auf der Höhe stand weisser Schwaden. Kurz davor halten die Pferde. Ein kurzer Fusspfad führt zu einem weiten, tiefen Erdkessel, dem „Kerapiti-Blowhole“, aus dem dichter Qualm aufwallt. In einer Ecke unter der senkrechten Wand ein kleiner Riss. Aus dem faucht unter gewaltigem Druck eine dicke Dampfsäule heraus. Hohl und dumpf unter fortwährendem Stossen. Die Gewalt zu prüfen, wirft der Führer einen Blechtopf hinein; im Nu schwebt der in der Luft, fällt wieder, ist schon wieder oben, hoch. — Man sieht nichts als dies Loch, den Dampf und hört nur das furchtbar hohle Fauchen. Ringsum die Nacht. — Da unten sitzt Alberich und schmiedet den Ring, der ihm die Welt gewinne. Und sein Fluch der Liebe und allem Schönen mischt sich in den sengenden Hauch seiner Esse. — Den Wanderer fröstelt's; bedrückt und still schleicht er sich fort. —

Im Hôtelgarten hat man warme Quellen zu einem natürlichen Schwimmbade gestaut. Die Nacht ist lind. Laue, weisse Nebel wallen vom Wasser auf. Die Kleider ab und hinein. Blutwarm ist das milchige Wasser und legt sich schmeichelnd um die Glieder. Weicher Sand deckt den Boden. Hohe Weiden stehen an beiden Ufern auf dichtem Rasen und baden ihre Zweige in der Flut. Still, ganz still ist es; leise, verschlafen rauscht der Abfluss über's Wehr. Ein Blatt wirbelt raschelnd herab. — Am Himmel wird's heller. Der volle Mond kommt langsam herauf, giesst sein mildes Licht durch's dunkle Geäst über das Wasser. Silbern glänzen die Wellen. Der Dampf wird zu wallenden Gewändern — Elfen, Erlkönigs Töchter führen den nächtlichen

Reihn — märchenschön und berückend — Da! ein Prusten — der Schmerbauch des Bierbrauers schiebt sich durch den Nebel — verflogen ist der Spuk.

Hinter dem Hôtel beginnt ein schmaler Pfad, der sich eine halbe Stunde lang durch Manukagestrüpp über ein ödes Plateau zieht. An seinem Ende steigen aus einer Schlucht dicke Dampfschwaden, als läge dort unsichtbar ein Bahnhof und ein Dutzend Lokomotiven qualmten fertig zur Reise. Es ist Wairakei's Geysertal, ein 1,2 km langer Spalt zum Tale geweitet. Ein Erdbeben riss die klaffende Wunde einst in den Leib der Erde, und seither verrinnt hier ihr Blut, entquellen ihre Kräfte. —

Dichter Busch deckt den Grund. Am Boden weiche Moose, Lykopodien, Farne; über ihnen Manukabüsche und Sträuche. Dazwischen nun qualmt, faucht, arbeitet es ohne Ende. Glühende Dämpfe zischen aus Löchern im Boden, Ritzen und Spalten im Gestein. Heisse Bächlein rinnen über schmale Sinterterrassen Kaskaden gleich zu Tale. Schwarz, rot, gelb, blau liegen diese Steintreppen im Grünen. Dunkle, kalte Tümpel, Alaun-, Eisen-, Sodahaltig verstecken sich im Gebüsch. Schneeweisse Schlangen schiessen aus Schlammvulkanen heraus und bespritzen die überhängenden Zweige. Geyser arbeiten mit löblicher Regelmässigkeit, alle 3, 4, 10, 20 Minuten; mit der Uhr in der Hand kann man den Ausbruch voraussagen.

Vom Grün überschattet liegt eine Wand, rosenrot inkrustiert. Vor ihr ein grosses Becken, eine bizarre Wanne in gelbgestreiftem Terrakotta. Darinnen steht grünes Wasser, ruhig, ohne Bewegung. Jetzt steigen Blasen auf, wenige erst, dann mehr, schnell und schneller. Das Wasser siedet, und aufschiessen zwei schäumende Geyser, hoch gehen ihre Doppelstrahlen, breiten sich fächerartig aus, sprühen silbern nieder, fallen über den Beckenrand in den kleinen Bach. — Bald ist alles wieder ruhig; die Sonne blinzelt auf's nasse

Gestein. Da regt's sich noch mal im Becken. Ein dritter Geyser wühlt die Wasser wieder auf in dem Takte einer Schiffsschraube. Auf der Wand hinterm Becken wächst ein anderer Geyser aus der Erde, hoch und höher; wie ein Helmbusch fliegen seine blitzenden Tropfen und Strahlen.

An anderer Stelle hat die Kieselsäure Baumwurzeln und Äste überzuckert mit gelbem, rotem Mantel. Um den Krater eines Geysers hat sich aus Ästen ein grosses Nest geformt, aus dessen Mitte der Strahl hoch schäumt. Da gähnt ein furchtbares Drachenmaul, „eine zierliche Fresse zeigst Du mir da". Heisser Atem schlägt aus Fafners Maul. Dann wird er wilder und speit wütend kochende Wasser um sich. Ein blauer Tümpel dort; aus seiner Tiefe steigen langsam krystallene Glocken an die Oberfläche. Tief und weit klafft der Krater des grossen Wairakei-Geysers. Himmelan schäumen und spritzen seine dampfenden Massen und fallen klatschend aufs Gestein. Hier liegt der Champagne Pool; eine weite Schicht in nimmer endendem Aufruhr, siedend und kochend, hochgehend und niederfallend.



Maul des grossen Wairakei-Geysers

Der Busch, die köstlichen Farben haben alledem den Schrecken, die Unheimlichkeit genommen. Wundervoll leuchten die Terrakotta, Weiss, Gelb und Blau aus grünem Gebüsch, ziehen die rosenroten Sinterstreifen durch den Moosteppich. Geht dort nicht Proserpina mit ihren Gespielinnen, den Arm voller Blumen? Jetzt beugt sie sich nieder, neue zu brechen. Fröhlich lachen und singen die Mädchen. Aber dort aus dem Erdriss, lauert da nicht der Höllenherr, lugt da nicht Plutos dunkles Auge?

Äussere Umstände erlaubten mir nicht, den ursprünglich gefassten Plan auszuführen, über Land nach Wellington zurückzukehren. Diese Route, bringt den Reisenden nach zweitägiger Postkutschenfahrt über vulkanisches Gebiet nach dem Wanganui, den man hier den Rhein Neuseelands nennt. (Ich weiss nicht, wo das tertium comparationis liegt; höchstens darin, dass man hier sehr stolz auf den Strom ist). Nach einer Dampferfahrt auf dem buschbekränzten Fluss erreicht man dann die Eisenbahn, die von New Plymouth nach Wellington geht.

Die Bahn brachte uns also langsam aber sicher nach Auckland zurück. Zur Reise nach dem Süden wählten wir diesmal den Weg an der Westküste, und schifften uns auf der „Rarawa“ ein, die uns nach einer Nachmittag- und Nachtfahrt in New Plymouth landete, wo der — wohl ironisch so genannte — Express bereits wartete. Dieser Eilzug braucht nämlich für die 375 km nach Wellington volle 13 Stunden! Man erreicht die Hauptstadt um 7 Uhr abends, wo man Anschluss an den Nachtdampfer nach der Südinsel (Lyttelton) hat.

Die lange Tagfahrt führt durch prächtiges Weideland. Am Morgen begleitet der einsam aus der Ebene ragende Mt. Egmont den Zug. Es ist ein erloschener Vulkan von vollendeter Konusgestalt, der mit seinen sanften Linien, dem schneebedeckten Haupte ein treues Abbild des Fuji ist.

Den Maori war nicht entgangen, dass dieser Berg in der Ebene von Taranaki der einzige Zeuge vulkanischer Tätigkeit ist. Eine niedliche Geschichte wird über die Ursache dazu von ihnen erzählt. Früher, so heisst es, stand dieser Kegel mit dem Tongariro, Ngauruhoe und Ruapehu am Tauposee. Unter den vier damals noch jungen Kerlen entstand eine Balgerei. Mt. Egmont, der damals noch nicht den hoch klassischen Namen trug, hatte angefangen, und gegen ihn wandte sich vereinte Wut der drei Anderen. In der Holzerei besorgten sie es dem Störenfried gründlich und setzten ihm so zu, dass er Reissaus nehmen musste. In Taranaki fand er Ruhe, und hier ist er nun in Ehren alt und weiss geworden.

Der Zug kriecht weiter durch die Ebene. Zur rechten breitet sich die See. Zur linken sind weite Wiesen, auf denen grosse Rinderherden grasen. Baumstümpfe stehen in dem saftigen Grün und zeigen, dass das Land einst Busch trug, den der Farmer niederbrannte und ausrodete und in frische Weiden verwandelte. In der Ferne schieben sich Hügel mit dichtem Waldbestand entlang. Taranaki ist der Hauptsitz der Milchwirtschaft; Käse und Butter sind seine vornehmsten Produkte. Letzthin hat man anscheinend grosse Petroleumfelder angebohrt. Aktiengesellschaften wurden gegründet und kühne Hoffnungen knüpfen sich an die Entdeckung. Es ist aber kaum einzusehen, wie die Ausbeutung mit Nutzen sich betreiben lassen. Die hohen Arbeitslöhne werden den Preis für das versendbare Petroleum so hinaufschrauben, dass an eine Konkurrenz mit den Trusts garnicht zu denken ist; davon ganz zu schweigen, dass die Magnaten sich wehren würden, bis der hiesigen Industrie der Atem ausgegangen wäre. Als Absatzgebiet käme nur Neuseeland in Betracht, dessen Zollschranken gegen das Standard Oil geschlossen werden könnten. Aber der Gebrauch im Lande ist viel zu klein, als dass ein Gewinn bringendes Geschäft

erwartet werden könnte. Ob man mit Nutzen die Paraffinherstellung zu betreiben vermag, will mir auch zweifelhaft erscheinen. Der Entwicklung von Industrien, die mit der Konkurrenz fremder Länder rechnen müssen, stehen die Labour Laws im Wege.

Westland.

Für Canterbury kam die grosse Woche, die zweite Novemberwoche. Das Frühjahrsmeeting des Canterbury Jockey Club mit dem 40,000 Mk. werten New Zealand Cup ist für die Südinsel „das" Ereignis. Zur selben Zeit findet in Christchurch die grosse Agrikultur-Ausstellung statt. Wer eben sich's leisten kann, und auch wer's nicht kann, macht für 14 Tage Ferien und pilgert zur „Cathedral-City", um zu wetten, zu flirten, Toiletten zu zeigen.

Ich selbst habe nun Pferde furchtbar gern; als Junge kannte ich kein höheres Ideal, als auf dem Bock zu sitzen. Aber für Rennen habe ich das gleiche Interesse wie der Schah von Persien. „Ein Pferd ist das erste, das weiss ich so wie so — und welches, das ist mir furchtbar gleichgiltig." So beschloss ich denn in meinem Gemüte dem Rummel einer überfüllten Stadt, schlechten Theatervorstellungen, langweiligen Bällen mit Turfgesprächen auszuweichen und einen Ausflug nach „Westland" zu machen.

„Westland" nimmt den westlichen Teil der Südinsel ein, im Süden da begrenzt, wo die Alpen ihre glitzernden Gletscher zum Meere hinunterschieben und mächtige Fjorde tief ins Land schneiden, im Norden an die die Kuppel der Insel einnehmende Provinz Nelson anstossend. Von Canterbury trennt sie der Ausläuferzug der „Southern Alps".

Von Osten und Westen her führt die Eisenbahn bis an seinen Fuss heran; von da ab geschieht die Reise mittels Postkutschen, die nach amerikanischem Muster über 7—8 Deck- und 6 Innensitze verfügen.

Ein glücklicher Zufall wollte es, dass ich eine Reisegesellschaft fand, wie man sie sich angenehmer, liebenswürdiger, gescheidter und lustiger nicht denken kann. Vier Damen, ein Herr und meine Wenigkeit bildeten bald eine so vergnügte Cumpanei, dass selbst das grimmigste Wetter und widerhaarigste Umstände nicht imstande waren, unsere Geister zu morden. Vor allem die jüngste Dame, unser „Baby“, verbreitete mit ihren witzigen Einfällen und Bemerkungen eine solch ansteckende Fröhlichkeit über alle, dass ich sie gern meinen Lesern vorgestellt hätte. Leider hat sie mir nur gestattet, sie die „reizende, kleine Person“ zu nennen und mit dieser Inschrift sei ihr, obwohl ein allgemeiner Protest gegen den Titel eingebracht war, hier ein Denkmal gesetzt.

Von Christchurch brachte uns der Morgenzug langsam durch grüne Wiesen mit zahlreichen Schafherden, und blühende Saatfelder, die gelbe Ginsterbüsche in grosse Vierecke abteilten, nach Springfield, wo wir um 11 Uhr mit Befriedigung konstatierten, dass die Eisenbahn mit 60 km in mehr als drei Stunden sich nicht überarbeitet hatte. Die Kutschen standen schon bereit, aber man gönnte uns noch Zeit, in Springfield in Gesellschaft vieler Fliegen zu lunchen. Dann wurden die 20 Passagiere auf zwei Coaches verteilt.

Dunstig heiss brütete der Mittag, als der Fünferzug unserer Kutsche sich in Trab setzte. Die Strasse folgt dem Stromgebiete des Waimakariri, geht über Porter's Pass, überschreitet am Arthurspass die Wassercheide, steigt mit dem Otirafluss abwärts und läuft endlich mit dem Teremakaustrome, der auch die Otira aufnimmt. Der Weg war den Maori lange bekannt. Hier gingen sie, wenn sie von der Westküste den für sie so unschätzbaren Grünstein holten. Seltsam genug, dass die Weissen desselben Weges zogen, um drüben nach ihrem Grünstein, dem Gold zu suchen.

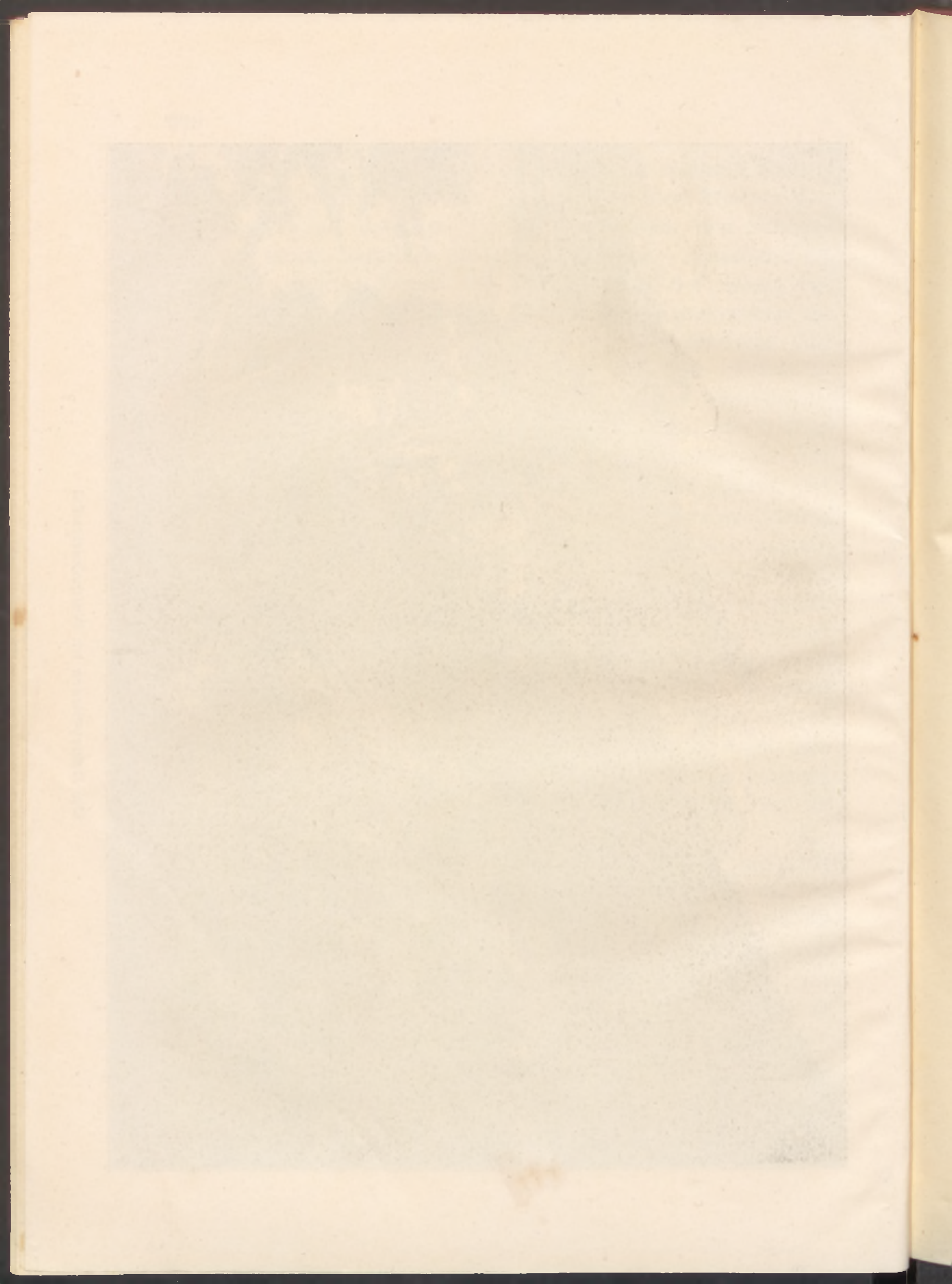
Die Strasse ist gut gehalten. Brücken gibt es nicht. Durch

Flüsse, Bäche, Ströme muss die Coach an seichten Stellen hindurch fahren. Mehr als einmal geht den Pferden das Wasser bis an den Bauch. Bei Hochwasser und Schneestürmen stockt natürlich der ganze Verkehr. Auffallend ist auch die geringe Breite des Weges. Auf der wenig belebten Strasse gehören Begegnungen von Fuhrwerken zu den Ausnahmen. Die auf beiden Seiten am Dienstag und Freitag abfahrenden Postkutschen treffen sich abends in Bealey. Ein Ausweichen ist ein schwieriges Experiment. Ein Wagen fährt hart an eine Seite, meist mit einem Rad im Graben und hält an, indess der andere scharf am Abhange um ihn herum geht. Im Übrigen ist die Strasse mit Kühnheit angelegt; hier durch den Fluss, dort am steilen Hang entlang, da direkt in den Felsen geschnitten, an anderer Stelle in scharfen Kurven um Felsvorsprünge geleitet, bis sie sich endlich in steilen Serpentinen zu Tal senkt. Die Anlage stellt die höchsten Ansprüche an die Fahrer. Und die Leute sind über alles Lob erhaben. Ein geringes Abweichen vom Wege, ein zu frühes Herumschwenken der drei Vorpferde bei den Kurven, und die Coach saust unrettbar in die Tiefe. Aber mit Ruhe und Sicherheit lenkt der Fahrer seine fünf prächtigen Rosse, spricht ihnen beruhigend zu, muntert sie auf; es ist ein grosses Vergnügen, ihn zu beobachten.

Der Wagen rasselt ein mächtig breites, über und über mit Geröll bedecktes Felsental hinauf, in dem ein schmaler Wasserarm sich fast ganz verliert. Der Blick geht auf die Höhen rings, die kahl, hier und da einen kargen Strauch zeigend, in der Nachmittagsglut stehen; gelb-grünes Gras überzieht sie wie eine verschossene Decke. Hinter uns in der Staubwolke rollt die zweite Coach, die Passagiere wackeln bedenklich hin und her. Das Bild ist schrecklich monoton. Dazu der Staub und die Hitze. Ein wahres Glück, dass die gute Federung des Wagens einen bei jedem



Die Bealey-Straße im Waimakariri-Tal



Rinnsal, bei jedem grösseren Stein vom Sitze auffliegen lässt; bei einer Fahrt durch einen Fluss fühlt man sich einem Gummiball verzweifelt ähnlich. Aber das schützt wenigstens vor dem Einschlafen. In die Einförmigkeit der Landschaft bringen selbst die auf grösseren Steinen angeschmierten Inschriften der Heilsarmee kaum eine Abwechselung. Diese Inscriptionen sind auch mehr offen als höflich. „Jesus saves even you" las mir die „reizende, kleine Person" von einer Wand vor. „Sogar Sie! Das ist viel versprochen!" Solchen Injurien setzt einem der fromme Eifer aus, als sei man der Welt abgefeimtester Lump!

Gegen drei Uhr näherte sich der Wagen Porters Pass, den die Passagiere zu Fuss ansteigen. Um 700 m erhebt sich die Strasse, bis sie auf den Passgipfel mit ca. 1100 m über dem Meeresspiegel ihre höchste Stelle erreicht hat. Für Leute mit Sinn für Marksteine bemerke ich, dass hier Neuseelands höchste Telegraphenstange steht; unsere Mitreisenden besahen sich staunend das Wunder, man photographierte es, schrieb seinen und der Familien Namen darauf, während wir Banausen da standen und vergeblich unsere Einbildungskraft pressten. Von hier senkt sich die Strasse wieder, steigt von neuem an, schlingt sich um Felsen, verliert sich in Flüssen. Die Landschaft bleibt die gleiche; weite Geröllfelder, schmale Wasserärmchen, schmutzig-grüne Höhen. Um 3 Uhr 45 Minuten (ich gebe die Zeit für die Forscher ganz genau an) wurde hier oben von uns eine hochwichtige, musikalische Entdeckung gemacht. Wir waren gerade im Begriff, die „Meistersinger" auf hoher Coach zu spielen; wobei allerdings die „reizende, kleine Person" in nicht ganz korrekter Weise Hans Sachs, Pogner, Kothner und ihre Freunde singen lassen wollte: Wir sind die Sänger von Finsterwalde! (NB. „Die Kultur, die alle Welt beleckt") Die Rolle des Hans Sachs war von mir gütigst übernommen. Wir kamen zum zweiten Akt. Sachs an der Tür seiner

Werkstatt. Nun kommt die grosse Entdeckung. Es ist Vorabend des Johannistags — und Wagner lässt den Flieder blühen. Dieser botanische Irrtum, denn des Flieders Blütezeit ist längst vorüber, geht sogar über die poetische Licenz. Natürlich muss das entsprechend umgedichtet werden. Wir machten uns denn auch sogleich an die Arbeit. Mitteilen will ich keinen dieser furchtbaren Verse. „Ich bin zwar grausam, aber doch barmherzig." Nur bemerken will ich, dass der Reim „Hose" auf Rose aus Gründen englischer Schicklichkeit abgelehnt wurde. — So vertrieben wir uns mit wenig Witz und viel Behagen die Zeit.

Wir passierten „Castle Hill Rock", einen Haufen mächtiger Felsblöcke, in denen die Phantasie einiger Reiseführer verlassene Gigantenstädte, von Zyklopen gebaut, gesehen hat. Unsere Einbildungskraft versagte völlig; mag sein, dass sie zu ausgedörrt von der Hitze war.

Der Abend sank nieder, als wir in das Waimakarirital einbogen. Grössere Wassermassen schoben sich da, und höher hoben sich die Berge. Blauschwarze Schatten legten sich um die Höhen, der Sonne letzte Strahlen entzündeten in den Wassern ein prächtiges Farbenspiel. Rings tiefes Schweigen, das nur der Hufschlag der Pferde und das Wagengerassel unterbrach. Das Bild war von ernster, ergreifender Schönheit.

In der Ferne, es war gegen 8 Uhr, leuchteten die Lichter von Bealey, einem Flecken von 4—5 Häusern, auf. Dort begegneten wir einer Nachtcoach, die eine Menge Sportliebhaber zum „Cup" bringen sollte. Einen Tag und eine Nacht ununterbrochen auf der Coach, eingezwängt auf einen schmalen Sitz, einige Stunden vor dem Rennbeginn in Christchurch, gerade noch Zeit zur Toilette und zur Fahrt nach der Rennbahn: es geht doch nichts über die Fähigkeit zur Begeisterung und Aufopferung für hohe Ziele.

In Bealey blieben wir für die Nacht; und bald streckte ein jeglicher sich auf's Lager; solche Coachfahrt macht müde. Über die im Westen hängenden, schweren Wetterwolken beruhigte uns das offizielle Führerbuch, das bemerkt: in Westland ist Dauerregen so gut wie unbekannt, es regnet zwar häufig, aber nur in kurzen, wenn auch starken Güssen.

So konnten wir ruhig schlafen gehen. — Aber, aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Einen Augenblick war es totenstill im Hause. Dann aber hob ein Schnarchen an, dass des Hauses Holzwände zitterten. — So muss ein Erdbeben wirken. Mit der wohlverdienten Ruhe war's nichts. Der Trompeter von Jericho blies die ganze Nacht. Trösten konnten uns am anderen Morgen nur die misstrauischen, verärgerten Blicke, mit denen jeder den anderen musterte. Doch es gelang nicht, den Attentäter ausfindig zu machen; die „reizende, kleine Person“ wollte es nicht gewesen sein.

Am Morgen — es war der 6. November — war alles grau in grau. Regenschwer hingen die Wolken zwischen den Bergen. Nebel hüllte die Landschaft ein. Wir aber vertrauten der Obrigkeit und amtlichen Weisheit, dass es schlimmsten Falles nicht viel werden könne, und kletterten auf unsere luftigen Sitze. Aber o weh, o weh — mein preussischer Glaube an amtliche Unfehlbarkeit bekam ein gehöriges Loch an jenem Tage. — Nun, mir gab ein Gott zu sagen, was ich litt:

Der Himmel trägt sein graues Kleid,
Nebel liegt auf Tal und Wald. —
Wird die Sonne scheinen heut'?
Oder wird es regnen bald?
Offiziell heisst's klar und schlicht:
Dauerregen gibt es nicht!

Schon verspür' ich kalte Tropfen
Im Gesicht von Zeit zu Zeit —
Pluvius wird bald sie stopfen,
Er fürchtet doch die Obrigkeit.
    Denn offiziell heisst's klar und schlicht
    Dauerregen gibt es nicht!

Immer dichter wird der Schauer, *)
Befeuchtet wird mein Hirngemach.
Meine Nachbarin ist schlauer,
Sie spannt auf ihr Regendach. —
    Doch offiziell heisst's klar und schlicht:
    Dauerregen gibt es nicht!

Von des Schirmes Drahtesspitzen
Rinnt der Strom mir in den Hals,
Blieb er hoch am Kragen sitzen,
Ging es ja noch allenfalls —
    Und offiziell heisst's klar und schlicht:
    Dauerregen gibt es nicht!

Kühl und mit bedächt'ger Eile
Sucht der Strom sich seinen Lauf
Über meine Wirbelsäule
Und hört erst tief unten auf —
    Und offiziell heisst's klar und schlicht:
    Dauerregen gibt es nicht!

Wer ist denn der Sündenbock,
Dem Jupiter dies Wetter schuf? —
Jetzt geht's auch durch meinen Rock;
Denn ist ja water-proof.
    Doch offiziell heisst's klar und schlicht:
    Dauerregen gibt es nicht!

Auf der Bank steht's jetzt in Pfützen,
Geduldig drinn' man hocken muss. —
Himmelhoch die Wasser spritzen,
Geht die Coach jetzt durch den Fluss —
    Und offiziell heisst's klar und schlicht:
    Dauerregen gibt es nicht!

---

*) Ich bitte nicht wie „die reizende, kleine Person" zu lesen:
Immer schauriger wird der Dichter. —

Nass von oben, nass von unten,
Von vorn' und hinten — ei verflucht,
Ist denn keine noch erfunden
Rettung vor der Wassersucht?
Und offiziell heisst's klar und schlicht:
Dauerregen gibt es nicht!

Das Herz füllt allerlei Empfindung —
Sieh', es naht die Eisenbahn.
Doch 'ne prächtige Erfindung!
Und höhnisch grinst der Untertan —
Denn offiziell heisst's klar und schlicht:
Dauerregen gibt es nicht!

Nichts hatten wir von der berühmten Talschlucht der Otira, des „Otira Gorge“, gesehen. Wir waren die scharfen Serpentinen hinuntergerasselt, nachdem wir auf der Höhe des Arthurpasses den Grenzpfahl zwischen Canterbury und Westland passiert hatten. Dicke Wolken hüllten alles ein. Nichts war zu erblicken als ziehende Nebel und klatschender Regen. In geradezu bejammernswertem Zustand erreichten wir nach 3½ stündiger Fahrt Otira und die Eisenbahn. Von hier geht die Coach weiter nach Kumara und stösst auf die Eisenbahn, die die beiden Hauptplätze Westlands Greymouth und Hokitika verbindet. Uns konnte es aber niemand verargen, wenn wir auf die Freuden der seligen Postkutschenzeit mit Wonne verzichteten, uns dafür am warmen Ofen trockneten und unser Inneres mit einer heissen Tasse Tee, von des Otirawirtes gewaltig stolzem Töchterlein (die reizende Kleine taufte sie sofort: „Duchess“) kredenzt, in Gang setzten. — Und draussen „pitsche-patsch Spagatelregen, Schokolad' auf allen Wegen“. — Die Bahn brachte uns von Otira nach Greymouth, und von da nach Hokitika, wo wir gegen 6 Uhr eintrafen. Der Schienenstrang folgt zunächst dem Teremakao-, später dem Grey-Strome, geht dann der Küste entlang nach dem südlichen Hokitika. Die Bahnstrecke

ist wunderschön; geht Stunden und Stunden lang durch köstlichen Busch; die Bäume klopfen mit ihren Zweigen fast an die Fenster, die Farne stehen zum Greifen nahe. Erst wenn es der Küste nahe geht, ändert sich das Bild. Kleine holzgebaute, nüchterne Plätze auf abgeholzten Hügeln,



Kauri-Bäume

Baggermaschinen im Flusse zeigen an, dass wir in einem der drei Goldlager Neuseelands sind. Die Stationen tragen meist Maorinamen, obwohl uns kein einziger Brauner zu Gesichte kam. In Westland finden sich nur wenige Reste von ihnen.

Gegen Abend landeten wir also in Hokitika und fanden im dortigen Hôtel eine mehr freundliche als komfortreiche Unterkunft. „Und der Regen regnete jeglichen Tag". Die Stimmung sank auf den Nullpunkt. Tiefbetrübt und sorgenschwer sassen wir in unserm Sittingroom, und einer sah den anderen an. Der Regen trommelte an die Scheiben, wild rauschte die See, um die Holzwände pfiff der Wind. Eine geschlagene Armee, Napoleon nach dem Brande von Moskau. Vor uns zwei Feiertage. Der Sonntag und König Eduards Geburtstag am Montag. Der englische Sonntag ist in grösseren Städten für Fremde schon schlimm genug — und nun gar in Hokitika, das zwar im Führer „a pleasant little township" genannt wird, in Wahrheit aber ein abscheuliches Nest ist. Was tun? — Wir kauften zusammen, was wir an geniessbarer Lektüre (viel war's nicht) auftreiben konnten; liebenswürdiger Weise stellte man uns auch die städtische Bibliothek zur Verfügung. So sahen wir dann einigermassen gerüstet dem Unglück entgegen. Und draussen heulte der Sturm durch die Gassen — und wir waren doch sozusagen auf der Vergnügungsreise. Ach, Busch, der göttliche, gab uns Trost:

> Enthaltsamkeit ist ein Vergnügen
> An Dingen, welche wir nicht kriegen.

Davon konnte auch unsere nächste Umgebung ein Liedchen singen. Zur Zeit der ersten Goldentdeckung hier, 40 Jahre zurück, zählte Hokitika 40,000 Einwohner. Und als dann das an der Oberfläche liegende Alluvialgold ausgewaschen war, verliess die undankbare Menschheit rasch diesen Ort. So passte auch das Milieu zu uns. — „Drei Tage mindestens dauert der Regen" sagten die auch hier vorhandenen ältesten Leute. — Na, das konnte ja nett werden. — Aber „Schlaf ist Obdach" sagt der arme Heinrich. So sagten auch wir und früh ging jeder zu Bett.

Und am andern Morgen — wer beschreibt das Entzücken — „Siehe, der Lenz lacht in den Saal!“ d. h. mein Saal mass nur 2 m im Geviert. Das war ein Umschlag, wie man ihn nur in Westland erlebt. Blauer Himmel, strahlende Sonne, die Wege trocken, nur die Bäche und der Fluss „Hokitika“ angeschwollen. Rasch trafen wir unsere Vorbereitungen, die längst in den Schornstein geschriebenen Pläne nun doch auszuführen. Um 11 hielt der Wagen vorm Hôtel, einen mächtigen Lunchkorb hinauf, und los ging’s zum See Kanieri. Der Weg führte zunächst über ein Goldfeld. Wie dicke schwarze Adern ziehen mächtige, eiserne Wasserröhren von den Bergen herunter. Ihre Arbeit ist die Zerstörung. Ganze Hügel sind abgewaschen, Steinblöcke liegen in Haufen; auf schmalem Teiche schwimmt da eine Baggermaschine. Aber heute ruhte die Arbeit.

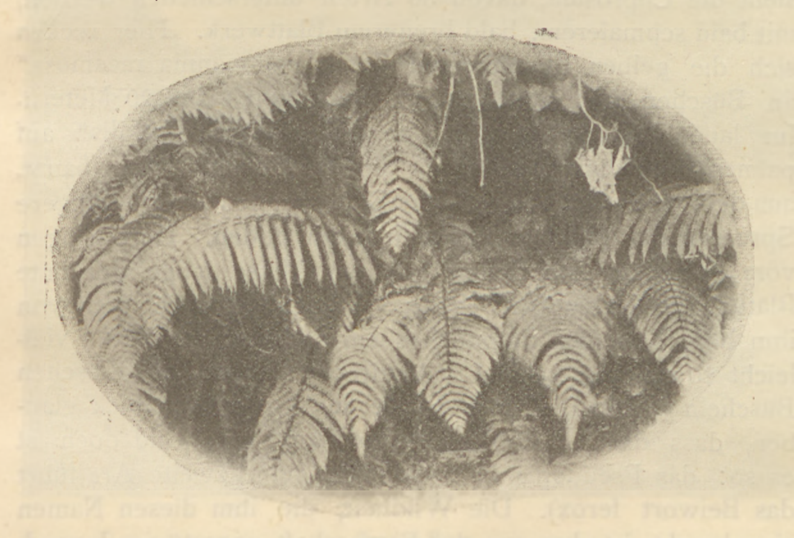
Dann nahm uns der Busch, unser lieber neuseeländer Busch auf. Und eine Stunde lang ging’s durch saftiges Grün. Um Mittag erreichten wir den See, der seine dunkelblauen Wasser 12 km lang zwischen dicht bewaldete Höhen schiebt, deren höchste den seltsamen, jedenfalls nicht zu bezweifelnden Namen Mt. Upright führt. Ein Motorboot brachte uns in fast einstündiger Fahrt zu einem lieblichen, flachsbestandenen Ankerplatz, von wo der Weg zu den Dorothy-Falls geht.

Bald war alles in emsiger Tätigkeit, das Luncheon herzurichten. Einer machte Feuer, kochte das Teewasser, andere deckten auf Waldesboden den Tisch. „Sie schneiden Brot, Sie Messerheld, damit Sie nicht aus der Übung kommen“ meinte die „reizende, kleine Person“, die selbst im dolce far niente sich unter einen Baum gelagert hatte und uns an die Arbeit kommandierte.

Nach dem Lunch machten wir uns auf den Weg zum Wasserfall durch den Busch. Aber durch welch’ einen Busch! Wer doch ein Bild geben könnte von diesem köst-

lichen Wald, in dem es nach dem Regen von gestern „in tausend Perlen blitzt und blinkt". Dass man kein Poet, kein Maler ist, um das wiedergeben zu können!

Ein schmaler Pfad windet sich hindurch, durch Büsche und Farne, unter Baumriesen, von denen lange Schlingpflanzen schaukeln. — Ein prächtiger Triumphbogen spannt sich über den Weg, ein gebrochener Stamm ist im Sturze in die Gabelung seines Gegenüber gefallen; und alles ist grün und grün überhängt. So geht's bis zum Fall, der von bebuschter, steiler Wand herabstürzt.



Farne

Ich habe früher schon von dem Busche der Nordinsel geschwärmt. Hier an der Westküste kann ich davon nicht genug tun. Dieser unberührte, frische Wald gehört zu den entzückendsten Dingen, die unsere schöne Erde trägt. Streichen wir noch ein wenig durch ihn. Hier herrscht kein mystisches Urwaldsdunkel (das gibt's ja überhaupt nur in schlechten Reiseromanen), sondern ein gedämpftes Licht,

sattgrüne Schatten, goldene Reflexe der Sonne auf Stamm und Blatt. Die Üppigkeit der Vegetation setzt in immer neues Staunen. Da ist auch kein leeres Fleckchen, kein Eckchen, in dem es nicht wüchse. Überall blüht und grünt es. In dichtem Teppich decken Moose und Farne den Boden. Von den kriechenden Farnen ist namentlich die „Gleichenia Cunninghamii“ ein wunderhübsches Ding. Klein niedlich und zart wie ein Puppenschirm. Der Volksmund hat sie deshalb „Umbrella-fern“ genannt. In dichten Büschen steht die Coprosma, davon 30 Arten unterschieden werden, mit bald schmalerem, bald breiterem Blattwerk. Hier recken sich die gelben Blütenkerzen der „Weinmannia racemosa“ an Büschen und Stämmen in Höhe von 6 bis 20 Metern. Im lauen Winde raschelt die „Cordolyne australis“ auf palmenschlankem Stamm mit ihrem grünen Buschelhaupt, aus dem eine mächtige, goldene Blütenkrone aufragt. Jüngere Sprossen der gleichen Art stehen am Boden. Dort hängen vom gertengleichen Schaft fast ein Meter lange gezahnte Blätter, gezackten Schwertern vergleichbar; nicht weit von ihm höher als dies Stämmchen ein anderes: die Blätter vielleicht 20 cm lang, schmal und aufrecht stehend, zu hübschen Büscheln vereint. Keiner würde auf den ersten Blick glauben, dass das ein und dieselbe Pflanze ist. Und doch ist es so: das Pseudopanax crassifolium (eine zweite Art führt das Beiwort ferox). Die Wildheit, die ihm diesen Namen eingebracht, ist aber nur eine Eigenschaft ungestümer Jugend, wenn es — ein kleiner Gernegross — mit seinen langen Schwertern fast renommiert; in der Reife benimmt es sich dann gesitteter. Rote Blumenglocken hängen hier zu hunderten von der Fuchsia excorticata, prachtvoll gegen das Grüne stehend. Tausendfach spiegelt sich das Licht dort auf den sattgrünen, kleinen Blättchen des Fagus (Buche), dessen 16 Arten den Busch füllen, bis zu 30 m emporstrebend. (Merkwürdiger Weise nennt man diesen Baum

hier Birke, eine eingeborene Birke gibt es indess hier nicht.) — Das hellste Entzücken verbreiten doch die Baumfarne, die Dicksonia; in allen Grössen findet man sie. Von Kindes- bis in Mannesgrösse und höher spannen sie ihre weiten, grünen Spitzenschirme aus, so zart gewirkt, so frisch in allen Lichtern schillernd, dass man mit Ernst Haeckel Goethes:

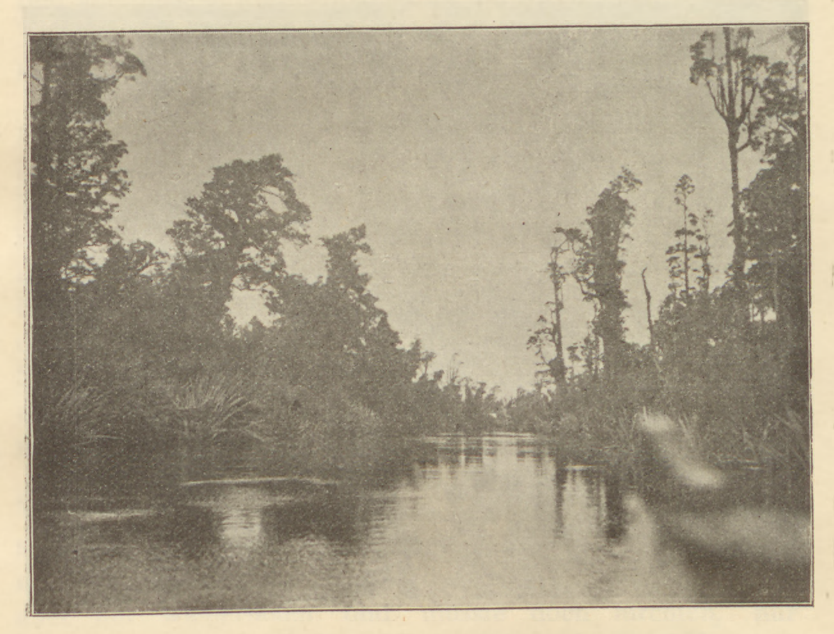


Anau-See
Bäume im Vordergrund: links Pseudopanax forex, rechts Manuka

„Gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit“ zitieren möchte. Die jungen Blätter sind noch aufgerollt in Krummstabform, die älteren neigen sich ein und zwei Meter lang herunter. Nur an Grösse steht der Dicksonia die Todea superba hymenophaloides nach, an Pracht der Blattentfaltung ist sie aber die Überlegene. Aus diesem in allen Schattierungen

flimmernden Meere des grünen Blattwerks ragen die bis 30 und 40 m hohen, säulenrunden und glatten Stämme der neuseeländer Coniferen, die dem Busch nach oben hin ein so herrliches Dach geben. Neben den Baumfarnen sind sie sein schönster Besitz — aber auch leider sein Verderben durch die grosse Verwendung, die ihre Stämme als Nutzhölzer finden. — Gerade steigen ihre Stämme an und enden in einer breiten Krone. Laub steht nur an den letzten Enden der Äste, so dass der Baum einen fast stilisierten und ungemein dekorativen Eindruck macht. Hier wehen lange Zweige, nadelnbesetzt vom Rimu der Maori (Dacrydium cupressinum). Der junge Baum mit dem zarten, langwehenden Haar bietet ein sehr graziöses, liebliches Bild. Ihre Schwester, die Podocarpus spicata (Matai, Black Pine) trägt statt Nadeln in Bündeln stehende, kleine, schmale Blättchen; der jugendliche Baum mit seinen blattarmen dünnen Zweigen wird von seinen Eltern arg verleugnet, die ihm nichts von ihrem stolzen Aussehen mitgegeben haben. Schmaler als die Blättchen des Matai, breiter als die des Rimu sind die flachen Nadeln des Kahikatea, der White Pine der Farmer, des Podocarpus dacryoioides. Dazu treten die Yellow-Pine, Dacrydium intermedium, der Podocarpus Totara, Silverpine und andere, und bilden einen Bund von Anmut, Schönheit und Kraft, wie man ihn selten so vereint sieht. Die Natur hat sie auch zu einem wirklichen Bunde verschlungen. Von Baum zu Baum greifen Lianen, Orchideen; schwingt sich ein mit feinsten Dornen dicht besetztes Gewächs, das den Wanderer fest am Rocke hält, und vom Volkswitz den Namen „Lawyer“ (Rechtsanwalt) erhielt; armdick schaukeln sich die Luftwurzeln des „Supple Jack“ (Rhipogonum scandens). Dichte Moose, Lichen drängen sich auf den Stämmen, lebenden und toten; in prächtigen Guirlanden hängt der Kidney Fern (Trichomanes reniforme), dem sein tiefgrünes, nierenähnliches Blatt, das gepresst schön trans-

parent ist, den Namen gegeben. — Nur wenige, wirklich nur wenige Pflanzen habe ich aus der Fülle gegriffen, denn „wer zählt die Völker, nennt die Namen.“ Die beerentragenden Sträucher der Tawa (Nesodaphne), Kohe-Kohe (Dysoxylum spectabile), der Titoki (Alectryon excelsum) — die Olearien — die hundert Arten der Veronica. — Nur eine sei noch erwähnt, die „Rata“, die gerade jetzt zu



Partie aus dem Mahinapua-Creek bei Hokitika

blühen anhebt und auf der Höhe ihrer Entfaltung ganze Täler in blutrote Farben taucht. Mehrere Arten sind vertreten; die Metrosideros robusta, die lucida, die als Bäume eine Höhe von 20 Meter erreichen, und eine Entartete ihres Geschlechtes, die Metrosideros florida, die als Kletterpflanze an ihren Waldesgenossen emporklimmt, und sie in totbringender Umarmung umschlingt. —

Das alles steht im Neuseeländer Busch, wild, regellos gewachsen, in heiliger Unberührtheit, in entzückender Frische. Ein anmutiges, herrliches Bild, das jeder lieben muss, der es einmal gesehen. — Das ist nicht der ernste, deutsche Hochwald; das ist nicht der stille, schwermütige Tannenforst, durch den Boecklins Dichterauge die Nymphe auf dem



Partie aus dem Mahinapua-Creek bei Hokitika

Einhorn reiten sah — das ist der Wald, durch den Siegfried mit Mime zur Neidhöhle zieht. Hier lag der junge Held und träumte von Mutter und Menschensöhnen, hier sang ihm so hold das Waldvögelein. Und wirklich, wenn so die Sonne in tausend goldenen Fleckchen und glänzenden Lichtern über das Grün spielt, wenn die geheimnisvolle

Stille der schluchzende Ruf des Tui unterbricht, wenn der Buschkanarienvogel seine lange, unendlich süsse Weise singt, dann ist es echtes Waldweben, echter Waldeszauber; dann tauchen dem Ohre des Wanderers die bestrickenden Töne des zweiten Siegfried-Aktes auf.

Noch lange streiften wir durch den Busch, fuhren unter den dichten Wäldern am Ufer entlang, sagten noch den allerliebsten Forellenbabies in der Fischbrutanstalt guten Tag und kehrten dann heim bei sinkender Sonne, die auf dem Meere ein prächtiges Feuerspiel entzündete.

Am nächsten Tage — König Eduards Geburtstag — folgten wir einer liebenswürdigen Einladung zu einem Picknick am Lake Mahinapua. Der Weg dahin geht mittels Barkasse über den Mahinapua-Creek, den Ausfluss des Sees in den Hokitikafluss. Dichter, wilder Busch steht zur Seite des wenige Meter breiten Wasserarmes. Vor ihm tauchen lange Flachsreihen aus dem Creek. Alles spiegelt sich in den tiefschwarzen Wassern mit vollendeter Klarheit und Schärfe, so dass man Photographien davon z. B. getrost auf den Kopf stellen kann, ohne sagen zu können, welches nun die reale Seite ist.

Prächtige Bilder schliessen sich auf den zahlreichen Windungen und schieben sich rückwärts wieder zusammen. Die Versuchung liegt nahe, noch einmal von dem köstlichen Busche zu schwärmen. Ich könnte mich aber nur wiederholen und müsste doch fürchten, nur schwach und matt all die schimmernde, lichtgrüne Herrlichkeit wiedergegeben zu haben. Auch möchte es gelesen wohl langweilen — und den Eindruck möchte ich bei Leibe nicht aufkommen lassen. Das gerade ist das Schöne. Wochen und Wochen lang kann man durch diesen Forst streifen und fahren, und man wird seiner nicht müde. — Wenn man die Lieblichkeiten der Erde aufzählt, wird man den neuseeländer Busch nicht vergessen dürfen.

Das aber legt Neuseeland, seiner Regierung und seiner Bevölkerung, die hohe Pflicht auf, zu bewahren, was vom Busch zu bewahren geht. Am schönsten wäre es ja, man liesse ihn, wie er heute ist. Aber leider hört auch hier die Vollkommenheit der Welt mit dem Erscheinen des Menschen auf. Er braucht Haus und Hof; und nicht nur Grund und Boden liefert ihm der Wald, der Einwanderer bedient sich auch vorteilhaft und gern des billigen Holzes zum Hausbau; das müssen ihm nun die Koniferen geben, namentlich Rimu und Kahikatea. Vernünftiger Weise wird keiner Einspruch dagegen erhoben, wenn Busch ausgerodet wird und einer frischen Weide und Farm Platz macht. Gegen das notwendige Holzfällen wird man auch nichts sagen können, solange es sachverständig gehandhabt wird. Aber das ist bei weitem nicht immer der Fall. Es sei erlaubt, hier den offiziellen Bericht des Tourist-Departement, das unter der ausgezeichneten Leitung von Herrn Donne eine so dankenswerte Tätigkeit entfaltet, zu zitieren. „Unsere Wälder wurden und werden noch in einer geradezu unbarmherzigen Weise, ohne jeden Gedanken an die Zukunft zerstört. In vielen Fällen wurde Buschland für sehr wenig Geld verkauft und wertvolles Bauholz vergeudet in einer Weise, die direkt ein Verbrechen an der Nation ist. Holz wurde niedergebrannt auf ganz wertlosem Lande, das ganz und gar nicht für Ansiedelungszwecke geeignet ist. Dadurch wurde der Boden des einzig guten Gewächses beraubt, das er hervorbringen kann. Sehr oft hatte weder der gefällte Busch noch der Grund und Boden irgend welchen Handelswert, während der erhaltene Busch der Landschaft wenigstens ihr so ungemein anziehendes Bild bewahrt hätte.“ Der Regierung erwächst daraus die Aufgabe, solche Strecken hervorragender, landschaftlicher Schönheiten anzukaufen und zu erhalten. Dessen ist sie sich auch wohl bewusst; unser Creek und ein Teil des Busches und Flachses am Ufer ist

so „gesetzlich geschützt". Eine jährliche Ausgabe von 100,000 Mk. ist im Etat für solche Zwecke vorgesehen. Aber noch eine andere Verpflichtung gibt es, die die Regierung merkwürdiger Weise vernachlässigt: das ist die Anpflanzung abgeholzter Stellen. Ein gütiger Himmel bewahre den neuseeländer Busch vor der Reih' und Gliedanpflanzung einer „rationellen" Forstwirtschaft. Aber pflanzen wird man müssen, sonst kann es doch einmal recht schlimm kommen mit Hochwassern und Holzmangel. Die Regierung sollte sich Stephen Girard's Wort zu eigen machen: If I knew I were to die to morrow, nevertheless, I would plant a tree to day — Und wüsste ich, dass ich morgen sterben müsste, dennoch würde ich heute einen Baum pflanzen.

Solche Gedanken regen die zahlreichen Holzsägewerke an, die am Creek arbeiten. Auf Holzschienen laufen kleine Wagen von vier und sechs Pferden gezogen und fahren die gefällten Riesen heran, die die Dampfsäge in lange Bohlen und Planken zerlegt.

Der Busch rund um den schönen Bergsee zeigt an mehr als einer Stelle die Spuren von Menschenarbeit. Löcher sind von Goldgräbern aus der Erde gewaschen; Wald ist abgeholzt; auf kleinem künstlichen Teiche liegt eine Baggermaschine, die hier nach Gold suchen soll, seit einiger Zeit aber feiert, weil der Gesellschaft der nervus rerum ausgegangen ist — Gott sei Dank möchte man sagen, wenn man die Zerstörung sieht, die sie in kapitalkräftiger Zeit angerichtet.

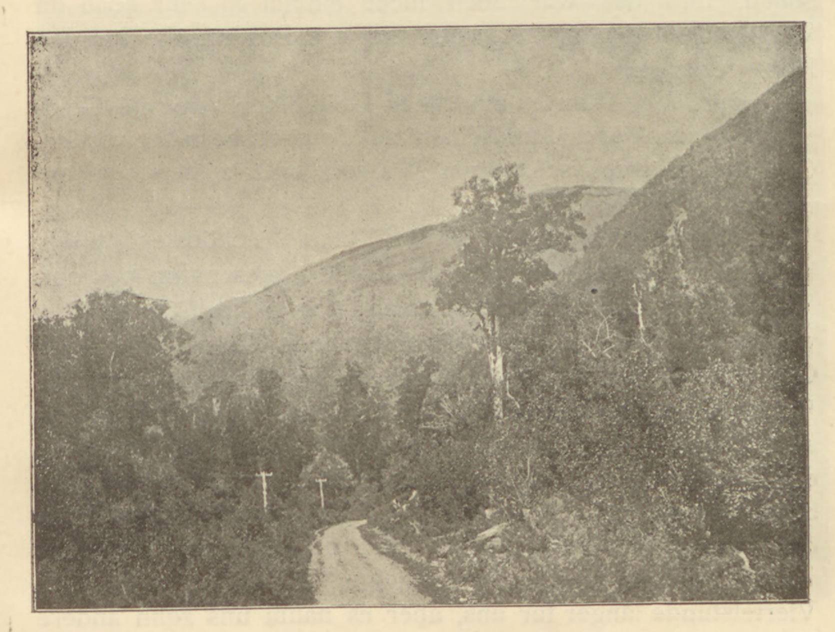
Lustig ging's bei dem Picknick her, das auf freier Höhe, im schönsten Busch eingenommen wurde. Ich will den Leser verschonen mit all dem fidelen Unsinn, der getrieben, schweigen will ich auch von der köstlichen Speisekarte — nur eines möchte ich erwähnen, das mehr als grosse Worte für die Anhänglichkeit des Kolonialen an sein Mutterland, an sein Königshaus spricht. In schlichten, ehrlichen

Worten gedachte ein Redner des Königs und seines Tages. Man denke sich einmal eine deutsche Gesellschaft, eine Landpartie, wo jemand ein Hoch auf den Kaiser ausbringen wollte. Byzantinismus und Streberei wären nur gelinde Worte des Vorwurfs, die ihn treffen würden, für ein Ereignis, das hier jedem so selbstverständlich ist wie der Vortrag des „God save the King“ am Schlusse einer Aufführung, eines Konzertes.

Als wir am Nachmittage zurückkamen, genossen wir vom Quai den prachtvollen Anblick der nun wolkenfreien Alpenkette, die an 100 km weiter südlich liegt. Das breite Dach des Mt. Cook, durch ein tiefes Tal, durch das Mt. Hektor gerade noch vorlugt, von ihm getrennt, zur rechten Mt. Tasman, nach der See abfallend Mt. Lendenfeldt. — Seltsam genug, dass es so schwer war von Hokitikas Einwohnern die rechten Namen zu erfahren. Keiner konnte uns genau sagen, welches nun eigentlich der Berg sei, der den Namen von Neuseelands eigentlichem Entdecker trägt, niemand wusste, welcher es war, der für Englands grössten Seefahrer ein monumentum aere perennius bildet. Wir nahmen den uns als höchsten erscheinenden für den Mt. Cook; das wurde aber bestritten, sogar von dem Schutzmann, der doch so etwas wie eine Autorität sein soll. Am Abend erst belehrte uns ein Alpinist, dass wir recht gehabt. Denkt man an unsere Hochlandsbewohner, die für jeden Berg meist noch eigene Namen haben, so ist diese Gleichgiltigkeit doppelt auffallend.

Alle Anzeichen sprachen dafür, dass das Wetter gut bleiben wollte; so beschlossen wir denn, am nächsten Tage nach Otira zurückzugehen, um die oft gepriesene Schönheit der Otira Gorge zu geniessen. Wir beabsichtigten, die Coach zu benutzen, die Dienstags von Kumara hinauffährt. So setzten wir uns am nächsten Morgen wohlgemut auf die Eisenbahn, die uns um $^1/_2$9 in Kumara landete. Das eigent-

liche — sagen wir — Nest liegt eine halbe Stunde Buschfahrt vom Bahnhof. Da sollten wir nun die Erfahrung machen, dass man in Neuseeland sich aller Plötzlichkeiten enthalten muss. Die Coach war da, aber alle Aussensitze waren längst vergeben. So hätte uns nicht einmal ein Telegramm etwas genutzt, das zu senden unmöglich war, weil das Telegraphenamt erst um 9 Uhr morgens seine Pforten auftut. In den



Strasse nach Kumara

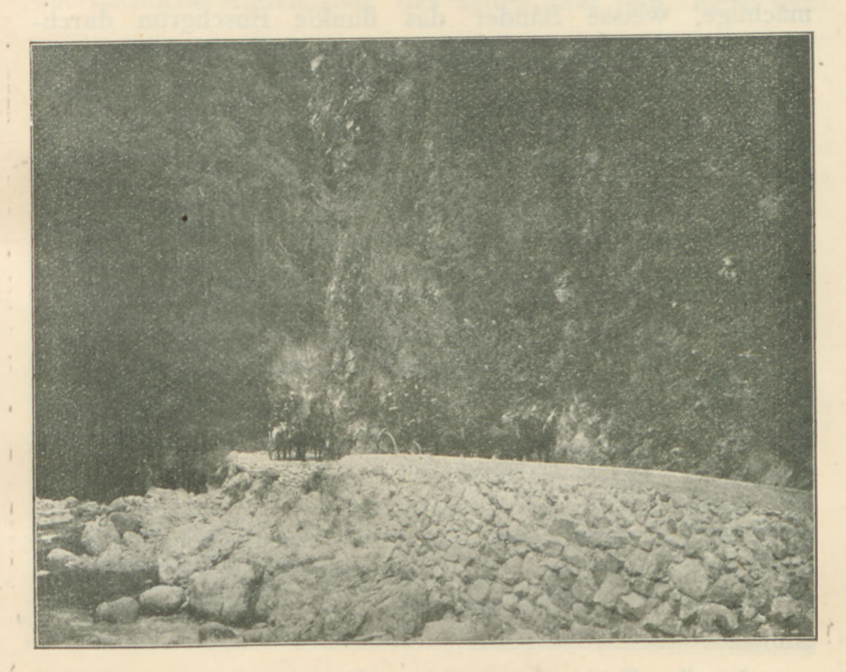
Wagen hineinzukriechen, konnten wir uns nicht entschliessen. Wie leicht wäre nun solchen Zufällen abgeholfen. Die Regierung brauchte nur die Coach Company, mit der sie Verträge abschliesst, anzuhalten, eine zweite Coach an den Endstationen, wie Kumara, bereit zu halten. Plötzliche Planänderungen gehören doch mit zu den schönsten Reizen

solcher Fahrten. Wie kann man sich auf Wochen Tag für Tag festlegen — Monate vorher, wenn man so sehr auf das Wetter angewiesen ist. Es blieb uns nichts anderes übrig, als einen eigenen Wagen aufzutreiben. In einer Stunde — für Neuseeland eine unglaublich kurze Zeit — stand dann auch ein Zweispänner fertig zur Abfahrt. Der Preis für die sechsstündige Fahrt war 120 Mk. für 5 Personen, und das war noch nicht einmal so sehr hoch im Vergleich zu den 20 Mk., den die kgl. Postkutsche für den Kopf verlangt.

Der Weg führte uns über Goldfelder, wo die Goldgräber Busch und Landschaft zu Totengräbern geworden. Ganze Netze von schwarzen Wasserrohren ziehen hügelauf und ab.

Dann änderte sich das Bild und schönster Busch, herrlich und frisch wie der des Kanieri Sees nahm uns auf. Wir suchten nun zunächst um Mittag in Jackson zu sein, wo die Strasse auf die Eisenbahn von Greymouth nach Otira stösst, um den Zug zu erreichen, der uns dann um $^1/_2$2 in Otira landen sollte. Man nimmt es in dieser verkehrsärmeren Gegend mit der sonst grossen Pünktlichkeit der Bahn nicht so genau; darauf bauend hatten wir dem Stationsvorsteher in Jackson ein Telegramm geschickt mit der ergebenen Bitte, auf uns zu warten. Das gelang nun vorbei. Wohl hielt der gefällige Lokomotivführer eine Viertelstunde länger für uns, aber es nahm uns zehn andere Minuten, um die Station zu erreichen. Wir kamen uns mit unserer Bitte ein wenig unverschämt vor; die „reizende kleine Person“ meinte zwar, sie haben schon mal länger auf einen Zug gewartet, aber unsere Reue legte sich erst nach Wochen, als wir erfuhren, dass ein Dampfer drei Stunden auf eine Sängerin gewartet hatte, die in der Stadt erst noch ein Konzert geben wollte. — Schliesslich waren wir nicht einmal so traurig, den Rest der Reise im Wagen

machen zu müssen. Es fuhr sich so wunderschön durch den Busch in der warmen Sonne. Gegen vier erreichten wir nach köstlicher Fahrt unser Hôtel in Otira, von unserer „Duchess“ mit aller Würde und Herablassung am Portale empfangen. Eine Viertelstunde später waren wir auf dem Wege zur Gorge, deren Höhe in zwei Stunden vom Hôtel



Am Ufer des Otiraflusses

zu erreichen ist. Eine halbe Stunde lang folgt man dem breiten, geröllreichen Bette des Otiraflusses, den man auf einer an sechs Drahtseilen aufgehängten, herzhaft wackeligen Brücke überschreitet. Das Tal schliesst sich dann eng zu einem mächtigen Kessel zusammen. Steil stehen rings die über und über bebuschten Höhen überragt von den schnee-

bedeckten Häuptern der Alpenriesen. In sanfter Steigung windet die Strasse sich an der Otira rechtem Ufer in die Höhe, überkreuzt sie zweimal auf mächtigen Holzbrücken und klettert endlich an der Rückwand, von der die Otira herunterrauscht, in kühnen Serpentinen zur Passhöhe (900 m) hinauf. Wasserfälle stürzen zu beiden Seiten herunter als mächtige, weisse Bänder das dunkle Buschgrün durchsäumend; Quellen und Bäche rieseln über den Weg, die der Wanderer überspringt oder auf Baumstämmen überschreitet. — Tief unten rauscht die Otira. Mächtige Felsblöcke, dicht von roten Moosen überzogen, zerreissen sie in tausend kleine Bäche. So gehts hinan. Der Busch wird ärmlicher und verliert sich nach oben ganz, wo der Eishauch der nahen Gletscher alle Vegetation vernichtet.

Selten hat wohl eine ausgelassenere Gesellschaft die Strasse erklettert; und die Bergriesen werden wohl ihr Haupt geschüttelt haben, als hoch auf mächtigen Felstrümmern stehend „die reizende, kleine Person“, einen frisch gepflückten Strauss von Mountain Lilies in der Hand ein jauchzendes Hojotoho in die Lüfte schmetterte.

Dann senkte sich ein prachtvoller Abend herunter. Tief im Tal hüllte alles sich in schwarze Schatten, und drüben auf den Schneefeldern des der Gorge vorgelagerten Mt. Alexander entzündete sich ein wunderschönes Alpenglühen.

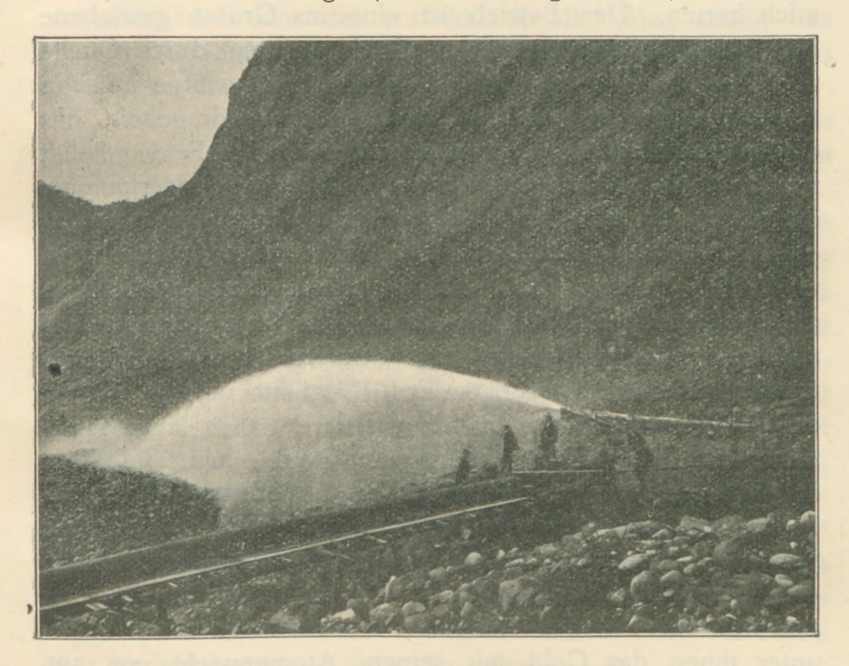
In aller Frühe des anderen Morgens stiegen wir noch einmal hinauf, den ganzen Duft der Berge im strahlenden Lichte der jungen Sonne zu geniessen.

Um 10 Uhr kletterten wir auf unsere Coach, die uns durch unsern lieben Freund, den Busch, nach Kumara zurückbrachte. Nahe Dilman’s Town, einem kleinen Barackendorfe, verliess ich die Coach, um eines der Goldfelder zu besuchen.

Goldgewinnung.

Zwei Arten der Goldförderung werden unterschieden. Im Bergwerk wird Quarzgestein vulkanischen Ursprungs gebrochen, in das das Gold fest eingeschlossen ist.

Die Sluicing mine, die Spritzenwerke schürfen nur das oberflächliche Alluvialgold, das selten ganz rein, meist mit



Spritzenarbeit im Goldbergwerk

Silber vermischt, zwischen dem Gestein liegt. Daneben wird mit der Hand oder Baggermaschine aus Flüssen und Bächen das Gold gewaschen, das Quellen und Regen gelöst und mitgeschleppt haben. Die Kumaramine gehört zu den „Spritzenwerken".

Ein solches Goldfeld ist eine wüste Trümmerstätte; wie Zyklopenmauern liegen da mächtige Felsblöcke, schwere,

dicke Steine gehäuft, über die der Besucher mit Mühe hinwegturnt. Schwanke Bretter schlagen Brücken über tiefe Graben. Die auri sacra fames hat schönste Landschaft in Steinwüsten verwandelt.

Ein alter Arbeiter, den das Goldfieber einst herausgetrieben, der seine Hoffnungen aber scheitern sah, führte mich herum. Der Betrieb ist eine ins Grosse getriebene Nachahmung der natürlichen Goldwaschung durch Quelle und Regen. Weit her, oft 10 und 15 km weit wird von hohen Punkten aus in Holzrinnen das Wasser geholt, das dann in mächtigen eisernen Röhren auf das Feld geleitet wird; an ihren Enden steht eine lenkbare Wasserkanone, die in dickem, äusserst kräftigen Strahle das Element gegen die Felswand spielen lässt. Die Erdmassen werden so, in ihnen der ersehnte Stoff, ausgewaschen. Polternd stürzen die Steinblöcke herunter, die aus dem Weg geräumt und zu den erwähnten Mauern aufgetürmt werden. Die Wassermassen mit der goldhaltigen Erde fängt am tiefsten Punkte ein Becken auf, das sie in eine mehrere 100 m lange Holzrinne leitet. Dieser sich langsam neigende, meist im Fluss endende Kanal misst an 60 cm am Boden und ist 90 cm hoch. In Abständen von 10 zu 10 cm. teilen 20 cm. hohe Schotten ihn in niedere, kleine Kammern ab, über die also das Wasser frei strömen kann. In diesen Kammern staut sich nun ein Teil des Wassers; die schweren Bestandteile, unter ihnen das Gold mit seinem Atomgewicht von 196 senken sich zu Boden. Ist nun eine Waschung nach mehreren Stunden beendet, so werden die Schotten aufgezogen, und ein schwacher Wasserstrom durchgeleitet. Am Ende der Rinne fangen Arbeiter mit Becken das Wasser auf, schütteln den Satz durch und bewahren das wertvolle Metall, das sich als kleine, dünne Blättchen präsentiert, in Behältern auf. Das Ergebnis einer Woche wird an die Goldoffice der verschiedenen Banken überführt, die es zu

Formen einschmilzt und nach Australien, London verschifft. Unser Werk fördert so in einer Woche bei einer täglichen Arbeitszeit von 8 Stunden 60 Unzen; andere bringen es auf 100, andere nur auf 30. Die Unze Gold hat einen Wert von etwa 80 Mk. Die Goldoffice der National-Bank in Greymouth, dem Mittelpunkt der Goldbetriebe, hat einen monatlichen Goldhandel von 600,000 Mk. Man zeigte uns ein Stück Gold in der Grösse eines Ziegelsteines, das einen Wert von 42,000 Mk. hatte.

Sehr selten wird das Gold in formlosen Klumpen, in „Nuggets" gefunden; ein rechter Hans im Glück las den schwersten im Werte von 210,000 Mk. auf.

Die Zeiten aber, da 3 oder 4 Waghälse sich zusammen taten, eine claim aufnahmen und auf eigene Rechnung wirtschafteten, sind hier vorüber. An Stelle der Romantik mit Brantwein, Mord und Totschlag ist das Kapital und die Aktiengesellschaft getreten, und in ihren Diensten ist manch wracke Hoffnung gelandet. Es ist aber nicht einmal gar so tragisch; mein Führer verdient bei achtstündiger Arbeit 9 Mk. am Tage, und da man in der Woche $5^1/_2$ Tag schafft, macht das Mk. 49,50 für die Woche.

Liesse sich nun die Einrichtung einer „Sluicing mine" noch von einzelnen bestreiten, so ist das Kapital unbedingt von nöten bei den Quarzbergwerken, deren eines wir wenige Tage später in Reefton besichtigen konnten, über das schon hier berichtet sei.

In einem breiten Tale des Inangahua-Flusses liegen drei solcher Werke. Das letzte am Ausgang des Tales war unser Ziel.

An einer Berglehne, die seine Rückwand bildet, steigt ein grosses Wellblechgebäude an. Ein gewaltiges Getöse dringt heraus und ein deutlicher Blausäuregeruch. Mächtige Bottiche stehen im Hofe, weiss schäumende Wasser rinnen über den Weg. Man glaubt eine chemische Fabrik zu be-

treten. Wir kletterten die hohen Stiegen hinauf und erreichten das oberste Stockwerk, das den Gipfel des Hügels einnimmt. Hier endet eine Luftdrahtseilbahn; kleine Karren rollen ununterbrochen heran und bringen das kostbare Gestein das in einem wenige km entfernten Bergwerk in Stollen und Schächten geschlagen wird. Ansehen kann man ihm seinen Wert kaum, da es wie klein geschlagener Pflasterstein aussieht. Hier im Werke geht's nun an die Bearbeitung, die fast durchaus in automatisch funktionierenden Maschinen sich vollzieht, zu deren Bedienung nur wenige Leute nötig sind. Nimmt man hinzu, dass die treibende Kraft das Wasser liefert, das allerdings in über 30 km langen Rinnen herübergeholt wird, so sieht man, dass hier an den in Neuseeland alles verteuernden Arbeitslöhnen so viel wie möglich gespart wird. Aus den erwähnten Karren stürzt das Gestein in Trichter, die es in kleinen Portionen in die Stampfwerke einfallen lassen. In jeder Maschine arbeiten fünf Stempel, im ganzen hämmern und krachen 65 Rammen ununterbrochen Tag und Nacht auf und nieder und mahlen den Stein zu Pulver und Staub. Einfliessendes Wasser mengt ihn zu weichem, dünnen Brei, der dann langsam über 2 m breite und 4 m lange amalgamierte (mit Quecksilber bekleidete) Kupferplatten rinnt. Das reine Gold wird hier sofort chemisch an das Quecksilber gebunden. Die Platten werden wöchentlich abgekratzt, die goldhaltigen Quecksilbermassen getrocknet; weitere chemische Behandlung isoliert dann das wertvolle Metall. Aber nur das freie Gold wird so gebunden; das andere an Arsenik, Schwefel und andere Stoffe gekettete geht weiter mit dem Schlamm. Es frei zu machen, ist ein komplizierter Apparat nötig. Auf Rüttelmaschinen wird der Schlamm in schweren (goldhaltigen) und leichten klassifiziert. Mächtige Schaufelräder heben die abgelaufenen Reste wieder empor und lassen sie über Bretter und Kästen laufen, bis alles einigermassen sortiert ist. Dann

werden die Schlammarten an der Luft getrocknet, später bei mässiger Hitze drei Tage geröstet. Dabei werden Schwefel und Arsenik frei, die hier als weiter nicht verwertete Nebenprodukte abfallen. Der Rest wird einem Chlor- und Cyanidprozesse unterworfen, bis schliesslich in mit Zinkspänen gefüllten Kästen das Gold durch Elektrolyse frei wird und als dunkle Masse zu Boden sinkt. Unsere Mine hat einen monatlichen Ertrag von 200,000 Mk. Die grösste Mine Neuseelands, die „Waihi“, schürft allmonatlich Gold für 1,200,000 Mk. 5 Mk. Wert an Gold kostet herzustellen etwa 2,25 Mk., so dass ein ganz netter Reingewinn bleibt.

Der Quarzbetrieb verdirbt wenigstens die Landschaft nicht; wohl ist man oft versucht den Goldhunger zu verwünschen, wenn man die Zerstörungen der „Spritzenwerke“ sieht. Aber, wie singt Beethovens praktischer Kerkermeister Rokko? „Hat man nicht auch Gold daneben, kann der Mensch denn glücklich sein?“ Was wären wohl Australien, Kalifornien, Neuseeland ohne die Goldfunde, die tausende hinausgelockt? Öde, unbewohnte Länder, Sträflingskolonien usw. Jedenfalls nicht die blühenden Gegenden, die sie heute sind. Und wäre der gewaltige Aufschwung auf allen Gebieten menschlicher Arbeit in der letzten Hälfte des entschlafenen Jahrhunderts überhaupt denkbar und möglich gewesen, ohne die grossartigen Goldfunde in den drei Ländern?“ Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles! Ach wir Armen!“

Am Abend unserer Rückkehr von der Otiragorge landete die Bahn uns in Greymouth, wie der Name besagt, an der Mündung des Greyflusses gelegen. Es ist eine kleine Ortschaft mit einem besseren und darum belebteren Hafen als Hokitika. Die Liebenswürdigkeit des Kollegen Morrice verschaffte mir die Möglichkeit, das kleine, saubere Hospital zu sehen, das — wie hier häufig — mit dem Altmännerheim verbunden ist. Die alten, abgearbeiteten Gestalten, denen

harte Zeit ihre Geschichte in die verwitterten Gesichter gegraben, behaglich in der Sonne sitzen zu sehen, war ein ergreifendes Bild. Irländer, Schotten, Engländer, die sich sonst zanken wie die Preussen und Bayern, leben hier in friedlicher Gemeinschaft mit Chinesen, Nordländern, und anderen „Europäern". Zu 30 Mk. Pension berechtigt sie das Gesetz, und für 24 Mk. im Monate liefert ihnen das staatliche Heim saubere Wohnung, Kleidung und kräftige Kost. Ja, dass ich ihn nicht vergesse: unsern Landsmann Karl Braun, einen alten Königsberger Knaben, dem noch heute die Spitzbubenaugen im Gesichte blitzen. Die 60 Jahre Ausland haben seinen Keenigsbarjer Dialekt nicht abgeschliffen. Verheiratet ist er nie gewesen, doch hofft er, dass ihm dereinst viel vergeben werde, da er viel geliebt, Ganz so bildlich hat er mir's zwar nicht erzählt, als er von seinen Buschabenteuern in Australien und Neuseeland berichtete. „Und jriessen Se mir Praessen" rief er mir noch nach. Und dieses ehrenvollen Auftrags will ich mich hier entledigt haben. Ein Original wie er war der nun inzwischen zur grossen Armee abgerufene Kollege Morrice selbst. „O, die verfluchten Deutschen", waren seine ersten Worte, als ich ihm vorgestellt wurde. „Sie und die Buren! Na, wenn ich Premier wäre, nicht einen liesse ich über die Grenze!" „Na, Doktor, wenn man durch Grobheit Premier werden könnte, wären Sie es wohl geworden. Aber vielleicht gehört doch noch was anderes dazu, das bei Ihnen nicht so hervorragend vertreten ist" antwortete ich ihm. Nach diesen gegenseitigen Unhöflichkeiten schlossen wir Frieden und Freundschaft. Und er entpuppte sich als einer der liebenswürdigsten und gescheidtesten Männer, der viel gereist, Deutschland durchaus kannte und des Lobes über unsere medizinischen Institute voll war.

Der Nachmittagszug brachte uns in dreistündiger Fahrt ein Stück landeinwärts nach Reefton, dem Mittelpunkte der

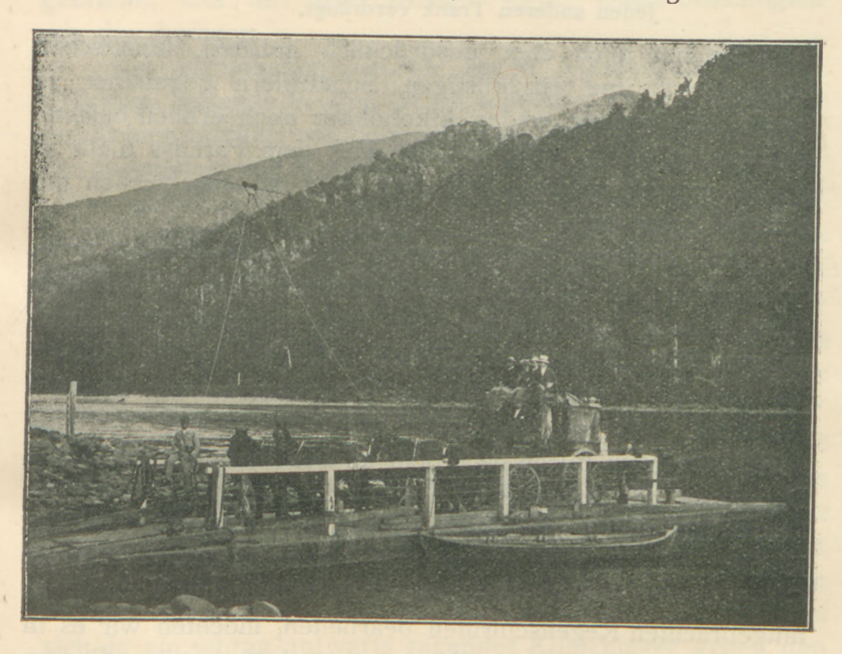
bereits oben erwähnten Goldquarzwerke. Die Bahn folgt eine Zeit lang dem Greyfluss und biegt dann nach Norden ab. Dichter Busch deckt das Land, so weit das Auge reicht. Nur wenig im Verhältnis ist ausgerodet und hat fruchtbaren Weiden Platz gemacht. Wirklich warten hier noch unendliche Strecken auf die fleissige Hand, die sie der Kultur dienstbar macht. Dass es an Wasser nicht fehlt, beweisen die vielen Ströme (Nebenflüsse des Grey), deren breite Betten die Bahn auf mächtigen Holzbrücken überschreitet; beweist auch der Regen, der wieder einmal in Bindfaden herunterkommt. Gegen 7 Uhr abends brachte uns eine Coach von dem Bahnhof in das eigentliche Reefton. Von anderen Nestern unterscheidet sich Reefton zum ersten dadurch, dass es an der Inangahua liegt, die wieder ein Nebenfluss des Buller ist, welch letzterer endlich sich bei Westport in die Tasmansee ergiesst; zum anderen hat es elektrisches Licht, was aber der Fremde, da es nur jämmerlich blinzelt, erst bemerkt, nachdem ihn der seines Wertes sich wohl bewusste Reeftoner wiederholt und dringend darauf aufmerksam gemacht hat. Zum dritten endlich besitzt es beinahe mehr Hotels und Bars als Häuser. Es ist ein geradezu aufregender Lärm, wenn der verschiedenen Konkurrenzen Gongs zu den Mahlzeiten rufen. Das ist aber auch die einzige Sensation, die man hier hat. Nicht einmal eine Heilsarmee ist hier, die doch sonst in jedem Flecken Neuseelands ihre Gassenhauer tutet und gröhlt. Reefton ist wirklich ein ungemein beruhigender Platz, in dem man das Gleichgewicht seiner Seele wiederfinden — aber auch wieder verlieren kann, wenn man wie wir drei volle Tage durch den Regen festgehalten wird. Drei lange Tage verbrachten wir mit Lektüre, Musik, Malen und sonstigem Unfug — und der Regen regnete jeglichen Tag! Dann hielten wir's aber nicht mehr aus und obwohl am Montag den 16. November die Witterung durchaus nicht einwandfrei war, machten

wir uns auf dem Weg mittels Coach nach Westport. Jeden Tag fährt die Postkutsche zu diesem Hauptkohlendistrikt Neuseelands; eine Eisenbahn ist im Bau. Bis zum Mittag ging's durch den Busch dem Lauf des Inangahua folgend, der schliesslich auf einer Fähre überschritten wird. Alle paar hundert Meter trifft man auf Farmen, wo prächtige Wiesen auf ehemaligem Waldgrunde sich breiten; und wieder drängt sich der Gedanke auf, wieviel guter Boden hier nur auf den rechten Mann wartet. Am Wege liegen kleine Schulgebäude, wo die Farmerskinder regelmässigen Unterricht erhalten. Vor jeder Farm wirft der Kutscher unserer Coach die Post auf den Boden; meist ist's nur das Reeftoner Käseblättchen, das die Nachrichten von vorgestern als letzte Kabelneuigkeiten bringt. Farmer, die abseits wohnen, reiten der Coach entgegen, ihre Post zu holen oder zu bringen; oder legen sie in kleinen, an Bäumen gebundenen Briefkasten nieder, die der Fahrer entleert oder füllt.

Gegen Mittag erreichten wir Inangahua Junction, wo die Strassen nach Westport und Nelson sich treffen. Nach kurzem Imbiss fuhren wir nach Westport zu in die Bullergorge, das Bullertal, ein. An Felsenhängen und steilen Abgründen entlang geht die Strasse; am Hawks Craig ist sie ganz in den Stein eingeschnitten, an anderen Stellen führt sie durch Felsentore und Tunnels. Und dazu diese Frühlingslandschaft! Dicht prangt überall der Busch, im Dunkelgrün leuchten die Purpurblüten der Rata, Farne neigen sich von den Abhängen zum Greifen nah auf die Coach herunter, machen die Felsentore zu köstlichen Triumphbogen. Zur rechten unten schiebt der Buller seine smaragdgrünen Wasser. Mächtige Bergkulissen schliessen nach vorn zu das Bild, öffnen sich und treten rückwärts wieder zusammen. An 40 km lang ist so die Strasse. Gegen 5 setzten wir auf einer Fähre über den Buller; von da ab verläuft der Weg eben noch drei Stunden lang nach West-

port. Die Fahrt war prachtvoll gewesen; selbst der halbstündige Schauer, der uns zur Abwechselung wieder bis auf die Haut durchnässte, tat alledem keinen Abbruch. Übrigens machte die Sonne das reichlich wieder gut.

Westport mit seinen 2000 Einwohnern besteht eigentlich aus — nur einer langen Strasse; seine Bedeutung hat es als



Fähre über den Bullerfluss.

Ausfuhrplatz der Westport Kohle. Sonst hat es die gleichen, nervenberuhigenden Eigenschaften all dieser kleinen Plätze Neuseelands.

Am anderen Morgen goss es wieder wie mit Kannen. Wir wunderten uns schon garnicht mehr und nahmen die Sache philosophisch. In der „reizenden, kleinen Person“ regte sich das Kausalitätsprinzip, sie liess sich von ihrer

Muse in ihrer deutschen Gehirnwindung beissen und fasste bei brennendem Kaminfeuer ihres Nachdenkens Resultat in die denkwürdigen Worte:

> Schliesslich ist's ja doch kein Wunder,
> Wenn der Herrgott Wasser schenkt,
> Wenn der dumme License-Plunder
> Jeden anderen Trank verdrängt.

Sie hat mich aber ausdrücklich gebeten, fanatischen Dogmatikern und engbrüstigen Schnüfflern gegenüber zu bemerken, dass sie weder Alkoholiker noch erblich belastet ist, und in ihrer sel'gen Ruhe auf dem Parnass nicht so gestört werden möchte, wie man es so gottsjämmerlich mit Scheffel getan hat.

Am anderen Morgen regnete es ausnahmsweise nicht. So machten wir uns auf, dem Kohlenbergwerk in Denniston einen Besuch abzustatten. Eine halbe Stunde lang ging's mit der Bahn landeinwärts, dann bestiegen wir die Rösser, die uns die Freundlichkeit der Company an den Bahnhof geschickt. 7 1/2 km lang zieht sich ein schmaler Waldpfad durch köstlichen Busch nach dem an 600 m höher gelegenen Denniston, das sich wie ein italienisches Bergnest ausnimmt. Da hinauf ging's in einem Aufzug von unbeschreiblicher Komik. Die Rösser waren von einem unerschütterlichen Gleichmut der Seele. Mochten wir sie mit den mit Vorbedacht mitgebrachten Regenschirmen bearbeiten, mochten wir es in Liebe mit einem guten Worte versuchen: unsere Granes waren nicht aus der Ruhe zu bringen. Am Ende setzte auch dann der Regen ein; die Aussicht hüllte sich in Nebel und Wolken und zum dritten Male in vierzehn Tagen blieb kein trockener Faden an uns. Als wir schier verzweifelten ob der Länge des Weges, der bei der bewunderungswürdigen Beharrlichkeit unserer Rosinanten gar kein Ende nehmen wollte, hielten die wackeren Tiere auf einmal an und waren trotz Schirm, Absatz und Donnerwetter nicht von der Stelle

zu bringen. Aus dem Nebel tauchten die Umrisse des Dorfes auf, gerade vor uns ein Stall. Man hatte die Freundlichkeit, unsere equi caballi vorbeizuführen, und in langsam abgemessenem Schritte zog die Prozession ungestört der Zeche zu. Die Direktion hatte uns ein mächtiges Feuer angebrannt, das uns bald trocken legte. Dann besichtigten wir die Anlagen.

Die eigentlichen Zechen liegen 5 km weit entfernt. 7 Tonnen fassende Wagen fahren auf einer Luftdrahtseilbahn die Kohlen hierher, wo dann, meist automatisch, die Wägung, Durchsiebung und Verladung in Eisenbahnwagen geschieht. Diese gefüllten Bahnwaggons werden auf steilstem Geleise in die Ebene hinuntergelassen. Nach dem Lunch, das uns gleichfalls die Liebenswürdigkeit der Direktion hatte bereiten lassen (es gibt hier oben kein Restaurant), stapsten wir über das kahle Felsenplateau zu den Zechen. Man überschreitet auf einer Eisenbrücke ein wildes Tal und steht dann vor dem Eingang. Diese Zeche ist eine „Umwertung der Werte.“ Man holt die Kohle hier aus der Spitze des Berges. 40 und 60 m unter der Erdoberfläche liegen die Kohlenflötze bis 10 m dick. Gewaltige Schiebungen und Pressungen müssen diese vorzeitlichen Farrenwälder fast bis ans Licht unseres Tages gebracht haben. Im Innern findet man noch die Zeichen solcher Einwirkung. Mit einem haarscharfen Schnitt setzt sich da ein schräg aufwärts ragendes Kohlenlager gegen den Felsen ab; ein seitlicher, schräger Druck hat es hinauf geschoben. Der Betrieb geschieht in Stollen, die leicht abwärts geneigt in den Berg getrieben sind. Der grösste Teil der Arbeit, wie Hackung und Förderung der Kohle, wird mit Maschinen geleistet, die mittels komprimierter Luft (zur Vermeidung von Dampf) gespeist werden. Wir traten durch das Felsentor ins Werk ein. Der Boden ist aufgeweicht vom Wasser, das an anderen Stellen in unterirdischen Fällen rauscht. Wir können bequem aufrecht gehen. Unsere offenen

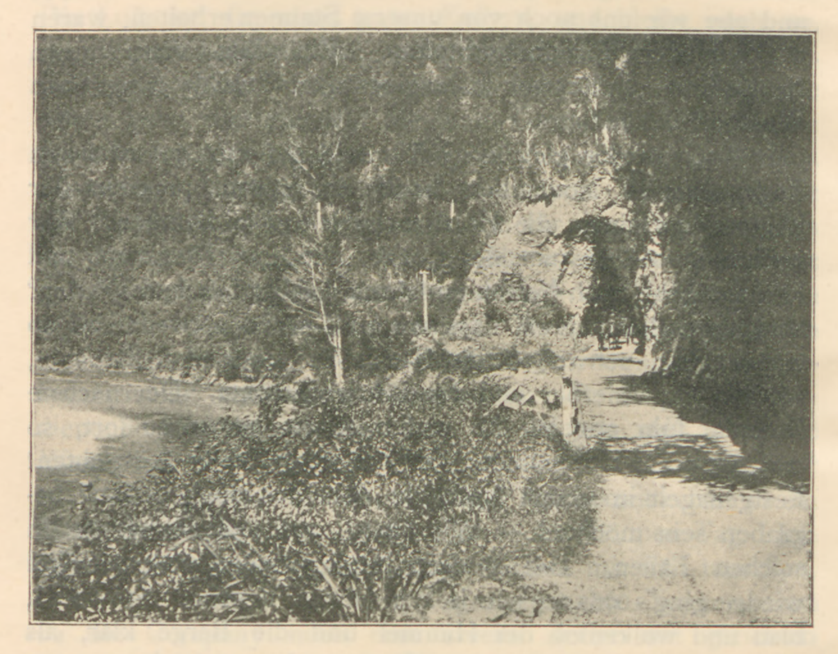
Öllampen wecken auf den schwarzen Wänden goldigschimmernden Glanz. Glühwürmchen leuchten in den Ecken. Aus der Tiefe heraus dringt das Rufen der Arbeiter, das Rasseln der Ketten, an denen die Pferde die Wagen zur Hackstelle ziehen. Wie Irrlichter schweben die Lampen der Leute, die sie an ihrer Mütze befestigt haben, im Dunkeln. Die Luft ist die eines guten Kellers, und bleibt auch so, wenn man tausend und mehr Meter in die Tiefe pilgert. Schlagende Wetter sind hier nicht bekannt. Die Bergleute sehen ganz und garnicht Meuniers Gestalten gleich, denen die schwere Arbeit tragische Züge in die Gesichter gegraben. Besser wie denen geht's ihnen wohl auch. Die Boys, die die Pferde bedienen, erhalten 5 Mk. für den Tag, und das ist der geringste Lohn, der gezahlt wird. Der Verdienst der Hacker richtet sich nach der Menge der Kohle, die sie gefördert. Das wird so kontrolliert. Zwei Arbeiter bedienen einen der erwähnten Wagen und hängen, wenn er zur Verladungsstelle reist, ihre Nummer an. Dort ruft der bedienende Boy die Nummer aus, der Wagen rollt über die Wage, und zwei Beamte notieren das Gewicht. Ein „Nullen" wird nicht geübt. Bei 8½ stündiger Arbeitszeit erhält so ein Mann durchschnittlich 10—15 und 17,50 Mk. pro Tag. Ich fürchte, manch deutscher Kollege möchte mit ihm tauschen. Gefördert werden an einem Tage gegen 500 Tonnen, und da die Company noch eine zweite Zeche mit gleichem Ertrage besitzt, werden täglich 1000 Tonnen geliefert. Die Kohle ist sehr beliebt, wird namentlich von der britischen Admiralität gern benutzt.

Das Wetter klärte auf. So hatten wir nicht nötig, von der liebenswürdigen Aufforderung des Manager, über Nacht zu bleiben, Gebrauch zu machen. Wir bestiegen unsere Rösser wieder und schlichen auf steilen Serpentinen zu Tal. Der Nebel riss und gab uns einen prächtigen Blick frei über die Ebene, wo der Waimangaroa seine glitzernden Wasser

in vielen Windungen dem Buller zutrug, bis an die Küste, wo in der Sonne in langen, langen Linien die Wogen weissschäumend zusammenschlugen. Durch lieblichsten Busch, auf schmalen Stegen zahlreiche Wasserstürze überreitend, kamen wir in die Ebene. Und auf einmal wurden unsere Viecher lebendig; Stallgeruch setzte sie in sausenden Galopp, und ehe wir uns noch von unserm Staunen erholten, waren wir an der Eisenbahn-Station. Ein Zug von einigen 30 Kohlen- und zwei Passagierwagen brachte uns nach Westport zurück.

Noch in der gleichen Nacht und gar erst am nächsten Tage, dem 19. November, heulte ein Sturm, prasselte der Regen, dass einem die Holzhäuser leid tun konnten. Wir gedachten am 20. mit der Coach, die nur Dienstags und Freitags geht, nach Nelson zu fahren. Aber bei dem Wetter? Und abgesehen davon, dass wir nass wurden, wenn das so weiter ging, schwollen die Bäche zu reissenden Strömen, wurden unpassierbar und der Betrieb stockte. Der nächste Dampfer fuhr erst am 21. und raste der Sturm so fort, so war auch das zweifelhaft. Das waren ja nette Aussichten! Festgenagelt in einem Nest, in dem ich nicht einmal begraben sein möchte! — Wir taten, was man immer tut in solchen Fällen. Tief seufzen und schlafen gehen. Und wieder ging's uns so wie in der letzten Woche. Strahlend, blau und wolkenlos der Himmel und die Berge klar, als wir am anderen Morgen um Zentners Last erleichtert, vorn auf der Coach sassen und durch den frischen Busch, die herrlichen Tore durch die Bullergorge nach Inangahua Junction zurückfuhren. Hier biegt der Weg nach Nelson nördlich ab. Den ganzen Tag über folgt die prachtvolle Waldstrasse den Windungen des Buller, zieht mit ihm durch enge Schluchten, schlängelt mit ihm sich durch breite Ebenen, wo fleissige Farmershände den Busch in saftige Wiesen verwandelten. Am Nachmittage passierten wir ein

idyllisch im Talkessel gelegenes Dorf, Lyall, das die Strasse in allerschärfsten Kurven umzieht. Der Rest des Weges führt durch dichten Busch. Hier und da sah man die Zelte der Wegearbeiter; unten am Flusse glänzten die Wellblechhütten von Goldsuchern, die entweder den Buller ausbaggerten oder in Sluicingmines arbeiteten. Spät am Abend



Felsentor am Bullerfluss

erreichten wir Longford, eine Ansammlung weniger Häuser. In dem Gasthause, dessen dünne Wände wirklich Ohren hatten, reinigte die „kleine reizende Person“ sich übrigens endgiltig von dem Verdachte, in Bealey den ruhestörenden Lärm verursacht zu haben. Der Frieden dieser Nacht blieb gewahrt.

Am nächsten Tage folgten wir weiter dem Lauf des

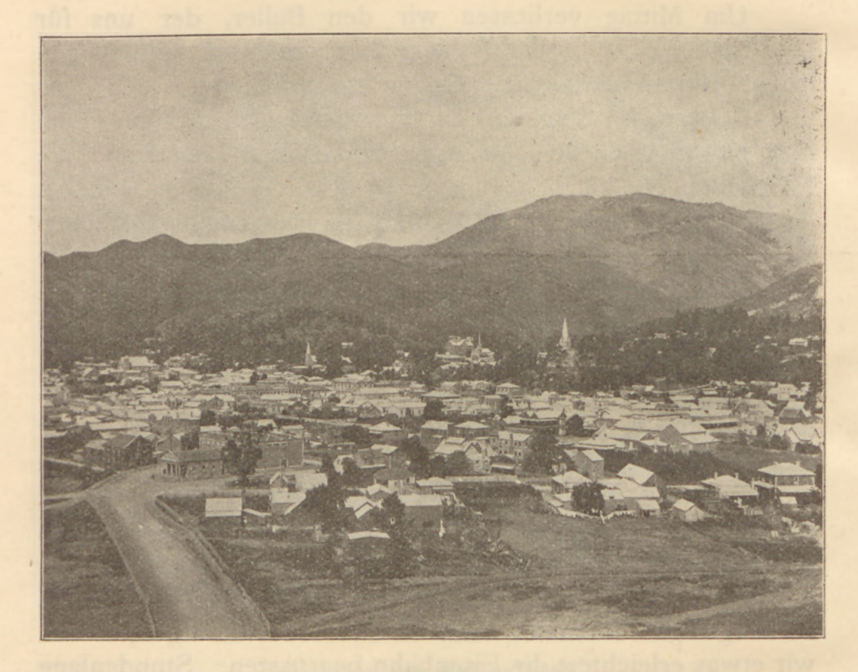
Buller, der über die stattliche Länge von 200 km verfügt. Die Landschaft war wieder entzückend, namentlich da, wo die Ausflüsse der südlichen Rotorua und Rotoiti in den Buller münden und breit der Mt. Owen mit seinen 1800 m, eine mächtige Schneekappe auf dem Haupte, sich ins Bild schiebt.

Um Mittag verliessen wir den Buller, der uns für 1½ Tage ein so lieber Reisegefährte gewesen und bogen in das Hope-Flusstal ein. Gegen 1 erreichten wir den Fuss von Hopespass, den wir zu Fuss erstiegen. Seine Höhe liegt 690 m über dem Meeresspiegel. Hier bietet nun die Landschaft ein klägliches Bild. Meilen und Meilen weit hat da das Buschfeuer gewütet, und da von dem köstlichen Walde nichts gelassen, als angekohlte, nackte Stümpfe, die wie dicke Stacheln auf den braunen Bergesrücken stehen. Hier müsste gepflanzt werden, so bald und so viel wie möglich. Einen letzten Gruss warfen wir noch den Alpen im Süden zu, fielen dann in schneller Fahrt zur Ebene ab und bogen in das Motupiko Tal ein. Hier wird guter Hopfen an Stangen gezogen, aber bald wird man den ja wohl auch als Teufelskraut auf die schwarze Liste setzen. In Motupiko erreichten wir die Eisenbahn, die uns nach drei Stunden um 7 Uhr abends nach Nelson brachte.

An 300 km hatten wir in diesen Tagen auf der Coach zurückgelegt. Niemand kann es uns drum verargen, wenn wir etwas erleichtert die Eisenbahn begrüssten. Stundenlang still zu sitzen, nur beim Pferdewechsel, der halben Stunde der Mahlzeiten sich die Beine ein wenig zu vertreten, andauernd gerüttelt und geschüttelt zu werden: das sind die Freuden der seligen Postkutschenzeit, die keiner von uns sich zurückwünschte. Das müsste ein Vergnügen sein, den Weg auf dem Rade oder im „Schnauferl" zu machen. Aber so lange es keine ordentlichen Brücken über Bäche und Flüsse gibt, geht das nicht. Es ist nicht jedermanns

Geschmack, alle halbe Stunde abzusitzen, sich auszuziehen und Kleider und Stahlross durchs Wasser zu tragen. Aber vielleicht wird's mal besser, dann ist's aber die schönste Fahrt die man sich denken kann.

Nelson liegt wunderhübsch in einer Mulde an der historischen Bay, in der über zwei Jahrhunderte zurück der



Nelson

erste blutige Zusammenstoss zwischen Maori und Weissen erfolgte. Seine Umgebung ist ein riesiger Obstgarten. In dem prächtig warmen Klima, das es zu einem Tuskulum alter Leute gemacht, gedeihen Früchte und Gemüse in Hülle und Fülle. Hier assen wir die ersten Erdbeeren und Kirschen in einer Zeit, wo daheim der Ofen längst in seine Rechte getreten ist.

Nelson geniesst, das ja nicht zu vergessen, den Ruf des musikalischen Mekka, den ihm seine Hochschule für Musik eingebracht. Was das heisst, konnten wir ermessen, als in unserm sonst so netten Boardinghouse auf einmal ein Orchestrion, Grammophon, zwei Klaviere, eine Fiedel und verschiedene Kehlköpfe sich fürchterlich entluden. Da wandte sich der Gast mit Grausen . . . und benutzte den Dampfer, der ihn durch den Frenchpass über Picton nach Wellington bringen sollte.

Hohe, kahle Felsen trotzen zu beiden Seiten des „Pass", hier das Festland dort die d'Urville Insel. Die Fahrstrasse ist eng und gefährlich, doch glücklich windet der Dampfer sich hindurch. Da drängt alles Volk nach dem Bug und hält scharfen Auslug. „Um $^1/_2$2 hat der Kapitän gesagt." — „Dann hat er noch 5 Minuten Zeit." — „Da, da ist er!" — „Da liegt er!" — „Wo? Wo?" „Gerade voraus!" „Da, die weisse Masse!" — „Das ist er!" Auf dem Wasser liegt da ein mächtiger, weisser Fleck, gerade vorm Schiff. Als wir näher kommen, schwimmt es auf uns zu, ein grosser, schneeweisser, delphinartiger Fisch, umspielt den Bug, begleitet das Schiff auf- und niedertauchend 5—6 km weit. An einem bestimmten Punkte richtet er sich auf und verschwindet. Es ist eine Delphinart, Delphinapterus leucas, den der Volksmund „Pelorus Jack" genannt, weil er am Pelorussund jedesmal Adieu sagt. Seit beinahe 20 Jahren begleitet dieser Knabe jedes Schiff, das den Frenchpass durchfährt, taucht an ganz bestimmter Stelle auf, so dass die Schiffsoffiziere fast genau die Zeit angeben können, und taucht an ganz bestimmter Stelle wieder unter. Einzig wie dies, dürfte wohl auch die Tatsache sein, dass er durch Act of Parliament gesetzlich geschützt ist.

Am Nachmittag fuhren wir durch den zwei Stunden langen Queen Charlotte Sound, an dessen letztem Ende das kleine Picton liegt. Der Sund enttäuschte uns sehr, da der

Busch seiner Hügel völlig niedergebrannt ist. Um Mitternacht erreichten wir Wellington, von wo ich am nächsten Tage nach herzlichem Abschiede von der so lustigen und lieben Gesellschaft nach dem Süden zurückkehrte.

Die Fjorde. (Sounds).

Weihnachten war vorüber. Ein seltsames Weihnachten war das gewesen. Auf einen glühend heissen Sommertag war ein kühler Abend gefolgt. Aber kein Baum brannte. Einige Häuser waren mit frischem Grün geschmückt. Wie am Vorabend jedes Sonn- oder Festtags schob sich unter den überdachten Trottoirs die Menge, schwatzend, lachend. Die Jungens liessen Feuerwerk knallen, tuteten auf Papiertrompeten, gröhlten, kreischten.

Wo war aber jenes rührende Hasten und Jagen; jene Emsigkeit, mit der jeder Packetebeladene den Seinigen zueilt; jene Lust mit Geschenken andere zu beglücken, um an diesem Abend nur frohe Gesichter zu sehen? Man trat wohl in die Läden, um einige Kleinigkeiten für die Kinder zu kaufen, die dann „Father Christmas", der britische Nikolas, über Nacht in den ausgehängten Strumpf steckt. Die Älteren wünschten sich „the compliments of the season". Aber allem mangelte der Schimmer und Glanz, die traute Innigkeit, die für den Deutschen nun einmal mit seinem Weihnachten verbunden sind. Das Fest kann uns nun mal keiner nachmachen. Hier hatte es ganz den Charakter unserer Pfingsten. In Überfülle hingen an den Bäumen süsse Kirschen. Wer sich's leisten konnte, war in Sommerferien, bei den Wettrennen in Auckland, Dunedin oder im Camp an den Flüssen zum Fischfang. Aber man hat die Feste zu nehmen, wie sie fallen. Nansen erzählt, er habe zur Feier von Weihnachten sein Hemd gewechselt. Ein wenig besser hatte ich's nun doch. Gerade am heiligen

Abend war die Post aus der Heimat gekommen. So war ich an dem Abend in Deutschland.

Wenige Tage später eine andere Sommernacht — und wieder war ein Jahr zu Ende.

Der Tag kam, an dem die jährliche Excursion der Union Steam-Ship & Co., zu den Fjorden Neuseelands beginnen sollte. Der 16. Januar war zur Ausreise der „Waikare" von Dunedin festgesetzt. Es half also nichts, man musste sich wieder einmal der verwünschten Unbequemlichkeit, die sich New Zealand Railway nennt, ausliefern. In der ganzen Welt, glaube ich, gibt's keinen Fleck, auf dem man schlechter sitzt als in diesen Pferdebahnartigen Wagen der N. Z. R. (was man übrigens mit „Nicht zu rasch" angemessen verdeutschen kann.)

Mit einer Geschwindigkeit von 37 km in der Stunde rattelte der „Express" durch die Ebene von Canterbury nach Süden. Flach, ganz flach war das Land. Fern, fern im Westen lagen die Ausläufer der Alpen; man sah sie kaum in der Mittaghitze. Weite Getreidefelder dehnten sich zur Seite. Es war die Zeit der Ernte. Die Mähmaschine arbeitete, und fertig zu Büscheln gebunden fiel das geschnittene Korn aus ihr heraus. In einer Ecke qualmte und stampfte das Lokomobile, das die Dreschmaschine in Trieb setzte. Auf ausgedehnten Weiden nahmen hunderte und tausende von Schafen vor dem Zuge Reissaus. Wahrhaftig, es gibt doch noch lebende Wesen, denen die N. Z. R. imponiert — wenn's auch nur Schafe sind. Die armen Viecher boten einen kläglichen Anblick in ihrer Nacktheit, denn die Schur hatte sie ihres wollenen Kleides beraubt. — Riesige Flussbetten, oft bis 1 km breit, durchschneiden das Land. Eigentlich sind es nur Betten mit massiger Kiesansammlung, in denen das Wasser sich fast verliert. Die Hauptströme sind hier der Ashburton-, Rangitata- und Waitakifluss, über die die Bahn auf langen Holzbrücken hinweggeht. Bei

Timaru, dem seine 6 Badekarren den Ruf eines Seebades verschafft haben, erreichte der Zug das Meer und verliess die Canterburyebene, Grassbedeckte Hügel heben sich an. In Studholme begegneten sich die „Nord- und Südexpresse“ dieser eingeleisigen Bahn. Die Passagiere wechselten ihre Zeitungen, so dass der von Christchurch kommende die „Otago Daily Times“ las, hingegen der Dunedinreisende Anregung aus der „Lyttelton Times“ oder „Press“ schöpfte. Oamaru wurde passiert. Das Bild war das gleiche, draussen und drinnen. Jede Stunde kam ein Guard und sah die Billete nach; man ist anscheinend furchtbar misstrauisch. Jede Viertelstunde rannte ein Junge durch, der Bücher, Zeitungen, Zeitschriften anboten. Ihm folgte der Obsthändler, der für eine Handvoll Kirschen 50 Pfennig verlangte, während draussen das ganze Pfund 10 kostete. Originell wenigstens war ein alter Knabe, der mit seiner Fiedel sich an die Tür pflanzte und zu Stein erweichenden Tönen Kouplets sang mit einer Stimme, die noch fetter war als sein ziemlich umfangreicher Korpus. „Evening tea is ready!“ Im staubigen Refreshment-Car nahm man eine schlechte Tasse Tee und etwas Warmes, Undefinierbares zu sich. Jetzt fuhr der Zug über die vielgebuchtete und hügelreiche Halbinsel, auf deren südlicher Seite Dunedin liegt. In häufigen Tunnels ging es durch die Berge. Jedesmal beeilte sich alles die Fenster zu schliessen. Es half nichts. Die abscheuliche Schwefelluft drang durch die Aschenbecher, die in den Wagenboden gebohrt sind. Der Aussenhafen Dunedin: Pert Chalmers war erreicht. An dem Meeresarme, der von der erwähnten kleinen Halbinsel eine Tochterhalbinsel parallel zum Festlande abschneidet, ging es entlang. An seinem südlichen Ende, endlich, endlich um 8 Uhr 15 Minuten Dunedin.

Der Reise Freuden waren aber noch nicht erschöpft. Es kam der Kampf ums Gepäck. Seine Beförderungsart ist so primitiv und schlecht, dass man sich sogar mit dem

deutschen Zettelbrauche und Glaskasten aussöhnt. Beim Antritt der Reise klebt der Guard, oder man tut's auch selbst, den Bestimmungsort auf den Koffer, der dann in den Gepäckwagen kommt. Mit der Gewährung von Freigepäck ist man sehr liberal. An der Endstation baut der Guard die Gepäckstückc hinter einer schmalen Schranke auf. Jeder hat nun seine Koffer zu suchen und zu verlangen. Nun male man sich einmal die Masse des Gepäcks von hundert Reisenden aus, Herren und Damen mit ihren tausend Paketen und Schachteln. Jeder sucht, schreit, pufft und knufft seinen Nachbarn. Das Beste aber ist, dass gar keine Kontrolle da ist, das nicht jemand fremde Koffer verlangt. Ehrlichkeit ist gewiss eine schöne Sache, aber man sollte doch kein System auf ihr bauen.

Im Schmucke bunter Wimpel und Flaggen lag die „Waikare" am Quai. Es herrschte das gewohnte Bild der Abfahrtvorbereitung. Passagiere rannten hin und her, riefen nach den Stewards, stiessen mit Gepäck und Schirmen ihrer Nachbarn Schienbeine und Augen wund, entschuldigten sich und rempelten gleich wieder neue an. Nur Tränen gab's diesmal nicht. Alles war heiter und fröhlich wie die liebe Sonne. Und noch etwas fiel angenehm auf. Eine ganze Reihe schöner Frauen in eleganten Toiletten sah man an Bord. Eine nicht allzu häufige Erscheinung in Neuseeland. Aber langes Reisen macht skeptisch. Gewöhnlich ist's doch so, dass die hübschesten Gesichter an Land gehen, wenn das Nebelhorn zum dritten Mal tutet. Die Musik -Fiedel, Brummbass und Kornett spielte „von Meister Zappelmann gehetzt" und unter Flaggen dippen, Hurrarufen, Sirenengeheul und Böllerschüssen ging's langsam nordwärts den Meeresarm hinaus, vorbei an grassbedeckten Hügeln, auf denen vereinzelt im Schatten angepflanzter Cypressen hübsche Villen liegen. Hinter Port Calmers zeigte ein leises Stampfen des Schiffs und die Flucht allzuängst-

licher Damen, dass die hohe See erreicht war. Der Kurs war südlich auf Stewart Island zu.

Ich hatte allerhand Respekt vor einem Touristenschiff gehabt, aber es bot sich keine andere Gelegenheit die Fjorde vom Meer aus zu besuchen; es sei denn, dass man sich entschliesst, die zweimonatige Inspektions-Reise der kleinen Regierungsdampter im Frühjahr mitzumachen.

Gewöhnlich ist eine Exkursion im überfüllten Schiff mit einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft kein reiner Genuss. Aber dass ich's nur gleich sage. Selten wohl haben sich angenehmere, heitere, lebenslustigere Leute zusammengefunden als diesmal auf der Waikare. Von allen Ländern kamen sie. England sandte seine hübschesten, elegantesten Damen, Australien, Amerika, Neuseeland blieben nicht zurück. Selbst Japan war vertreten. Gott sei Dank, ich hatte Unrecht gehabt. Die Schönheit war an Bord geblieben. — Gelehrte von Sydney und Amerika, Maler, Kaufleute, Ärzte, Farmer, Offiziere, Globetrotter genossen voller Lebensfreude wonnige Ferien. Eine bunte, aber angenehme Gesellschaft. Ich war der einzige Deutsche, konnte aber — das Faktum ist bei Engländern der Erwähnung wert — sechs zählen, die fliessend meine Muttersprache redeten, und weitere zehn, die sie gut verstanden. Nur Liebenswürdigkeit und freundliches Entgegenkommen fand der Vertreter der schwarz-weiss-roten Flagge; und hatte sogar die Freude am 27. Januar mit seinen Tischgesellen aus allen Enden der Welt des Kaisers Wohl zu trinken. — Ohne „Ekel" ging's ja nun nicht. Da war der, der das alles schon mal gesehen hatte und einem immer einen Strich durch die Freude machte mit seiner Bemerkung: warten sie nur, bis Sie das und jenes sehen, das ist viel besser, wie dies hier. Dort war einer, der den ganzen Tag seine Bierbankweisheit verzapfte und wie der Teufel auf die Seele auf ein Opfer lauerte. Wir Ärmsten; nur zum Essen schloss er den Mund, nicht

mal in der Nacht, wo er so dröhnend schnarchte, wie er am Tage gesprochen. Er hatte tausend Zungen, aber er hatte der Liebe nicht. Da waren einige junge und ältliche Fräulein, die offenbar nicht wussten, dass das Kapitol längst gerettet war. Dort war ein Bruder des Brockenbesteigers, der zu Heine beim Sonnenaufgang sagte: Wie ist die Welt im allgemeinen doch so schön! Je nun, des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen verliehen. Den Leutcheu musste man schon aus dem Wege gehen.

Ein Komité wurde rasch gebildet, das mit Geschick für Unterhaltung und Abwechslung an den Abenden sorgte. Konzerte wurden abgehalten. Die drei Klaviere und das Pianola konnten einem wohl gelinden Schrecken einjagen, aber in Deutschland geschulte Künstlerhände zauberten Liszt, Chopin, Schumann und Beethoven aus ihnen heraus und das versöhnte. Wirklich — Wunder über Wunder — es gab gute Musik auf englischem Boden. Entzückende Frauenstimmen sangen Schubert und Franz und die schönen schottischen Volkslieder. Andere Nächte wurden durchwalzt. Der Höhepunkt der Bälle war der Maskenball, der eine Fülle origineller Kostüme brachte, die alle an Bord zusammengesetzt und arrangiert sein mussten; vom japanischen Fräulein, von Charley's Tante und dem dicken Küchenchef bis zu den entzückenden zwei Rokoko-Damen, die sich den Schönheitspreis holten. Verraten will ich nur noch, dass auch der „blinde Passagier" an Bord war und manchen Pfeil abschoss, manchen ehrenvoll verwundete, keinen aber tötlich traf. Auf solchem Schiff kommt ja immer mehr Liebe auf das Quadratmeter als sonst wo. — Eine Ruderregatta wurde abgehalten, für die namentlich die Damen mit unermüdlichem Feuereifer trainierten. — Sogar geistige Arbeit verlangte unser Komité. Eine poetische Konkurrenz wurde veranstaltet. Im heiligen Köln nennt man ja wohl solche Dilettantenscherze: Blumenspiele. — Verlangt wurden drei

vierzeilige Strophen; von jedem 2. und 4. Vers war das Endwort gegeben. 26 Bewerbungen liefen ein. Die drei „besten“ ernst und schwärmerisch gehalten — wurden preisgekrönt. Als getreuer Chronist habe ich ja wohl die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, alle meine Schandtaten zu beichten. So sei denn mein „Poem“ — es blieb ohne Preis, muss also gut sein — hierhergesetzt. (Die gegebenen Worte sind unterstrichen.)

Song of a disappointed maid.

By William Shakespeare.

Mother took me for a trip
In the Sounds-Excursion-Ship.
At once was my heart a wreck,
When I saw „him“ on the deck.

Tall and full of charm was he.
The eyes blue as the deep sea.
Straight and lovely as a leek
Was in his face the nasal peak.

Of course, I thought, along he bounds
To marry me, while in the Sounds.
A lovely couple — he and I!
But off he went and said; Good-bye!

Und nun genug von der Gesellschaft und ihrem Treiben.

Am Sonntag, den 17. Januar kreuzten wir vor Stewarts-Island, der grossen, südlich gelegenen, viel gezackten Insel; und besuchten Halfmoonbay und Patterson Inlet. Die weite Bucht umzieht ein Kranz von Bergen 300 m und höher und über und über mit dichtestem, schönsten Busch bedeckt. Bewohnt ist die Insel nur von wenigen Fischern, die hier ergiebigen Austernfang treiben. So bekommt die Insel für den Geniesser guten Klang, der in der Tat wohl verdient ist. Denn die Steward Island Auster gibt ihrer englischen Schwester nichts nach an Geschmack, Grösse und Aus-

sehen. Nur ist sie hier nicht so das höchste Ideal, die letzte Sehnsucht soupierender Paare (falls es so was überhaupt gibt in diesem furchtbar soliden Lande), dazu ist sie zu billig. 40 Pfennig das ganze Dutzend! Wo soll da der Nimbus, der poetische Duft herkommen?

Noch in der Nacht hob die Waikare Anker und dampfte den Fjorden zu. Dreizehn an Zahl liegen sie an Neuseelands SW. Ecke. Cook entdeckte sie bei seiner ersten Umsegelung. Bei seiner zweiten Fahrt, im März 1773 erholte er sich in Dusky-Sound von den Strapazen einer vergeblichen Suche nach dem fabelhaften Kontinent. Merkwürdiger Weise traf er da eine Maorifamilie.

Besucht wurden heuer Preservation-Inlet, Dusky-, Doubtful-, George-, und Milford-Sound. Der Charakter der südlichen Fjorde ist in der Grundlinie der gleiche. Ich müsste fürchten, einen Eindruck wachzurufen, den diese herrliche, vierzehntägige Fahrt auch nicht einen Augenblick gemacht hat: den der Langweile, wollte ich jedes Fjords Bild einzeln geben. Das wechselvolle Spiel des Lichts und der Wolken, die Variation der Bergbildung und Szenerie, all das, was einen Sound so verschieden vom andern macht, kann die Feder nicht wiedergeben. Um nicht zu ermüden durch Wiederholungen, sei zweier Fjorde Landschaft gegeben. Ihr Bild mag zeigen, welch unerschöpflich Stück an Herrlichkeit und Schönheit die Natur hier aufgebaut.

Donnerstag am 21. näherten wir uns bei hell leuchtender Sonne wieder dem Lande, von dem wir uns zwei Stunden vorher, den Dusky-Sound mit seinem schönen Wet Jacket Arm durch den Breaksea-Sound verlassend, getrennt hatten. Steile Höhen liegen voraus, eine gewaltige Mauer bildend, deren Tor „zweifelhaft“ bleibt. Langsam schieben sich die Berge auseinander, ein Durchgang tut sich auf. Die See mit ihrer Dünung bleibt hinter uns. Und auf ruhigem, vom Winde nur leicht gekräuselten Wasser dampft die Waikare

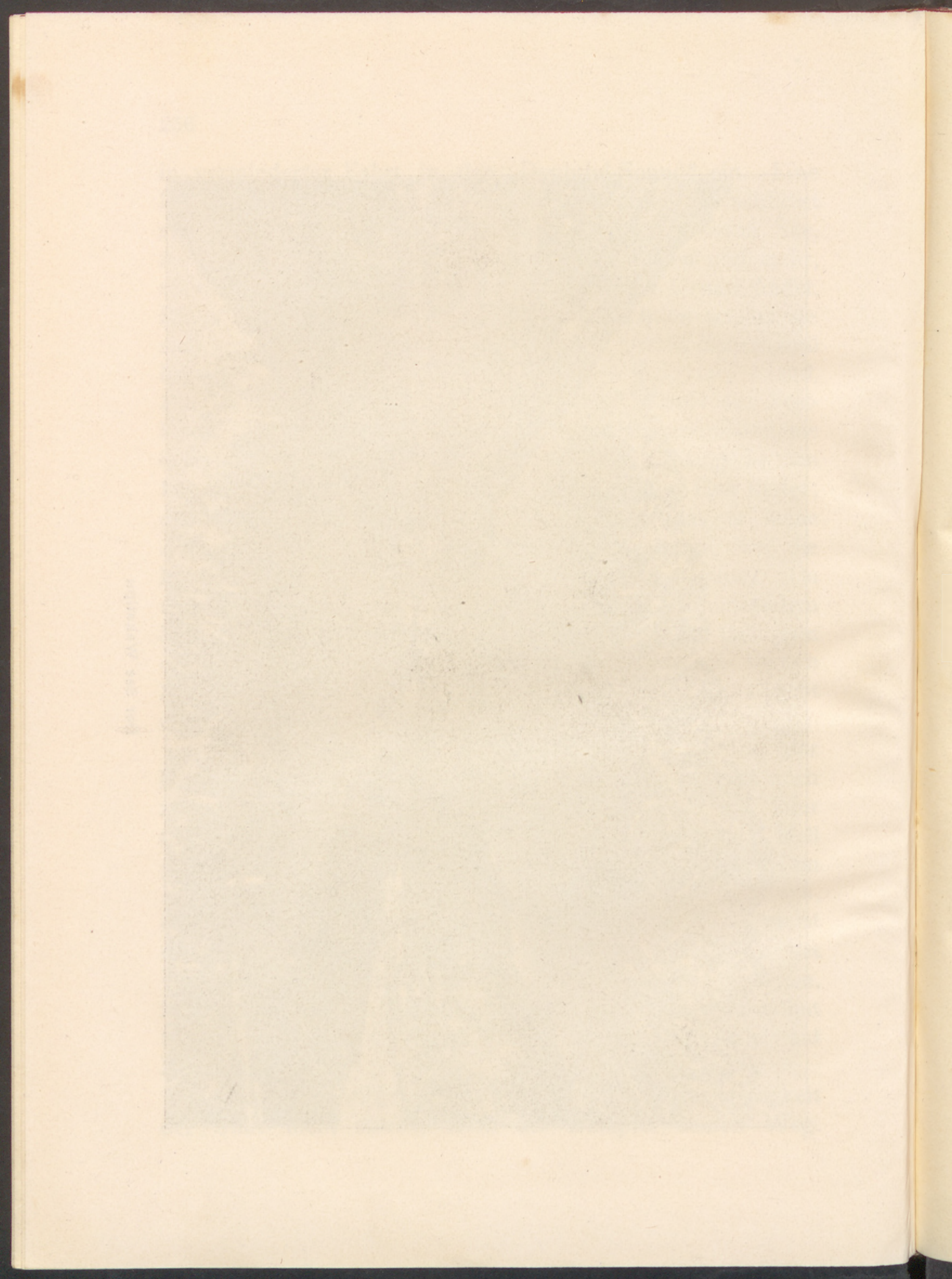
in verminderter Fahrt in den „Doubtful-Sound“ ein. Eine leichte Wendung macht das Schiff, und hinter uns schliesst sich die Pforte zu. Wir fahren auf einem grossen See, 3—400 m breit, und von Meerestiefe, 100 Faden und mehr, so dass der Anker nur an wenigen Plätzen Grund findet. Rings ragen bebuschte Höhen; in sanften Linien senken sie sich vor uns zum Wasser, stürzen zu beiden Seiten steil herunter. Zur linken die Schroffen des Sekretary Island, 1000 m und mehr, zur rechten die jähen Wände des Festlands. Hinter ihnen türmen sich die unbenannten und nie betretenen Bergriesen. Ein köstlicher Busch hängt an den Felsen. Man weiss kaum, wo er Nahrung und Halt findet; dicht steht er an des Wassers Grenze, in das er seine Zweige badet, wächst hinauf zur Schneegrenze, wo die kühnen Zacken in nacktem Hellgrau sichtbar sind. Da mischt sich das Dunkelgrün des Fagus mit schimmerndem Hellgrün der Farnspitzengewebe und dem weichen Gelbgrün des Rimu, und in herrlichem Kontraste brennt in breiten Flecken blutrote Rata aus ihnen heraus: Das Herz geht einem auf ob solcher Schönheit.

Und alles ist still, ganz still. Es schwebt darüber der Hauch des ersten Schöpfungstages, als sei der Mensch noch nicht geboren. Die Spuren des Lebens sind gering. Hier flieht ein schwarzes Schwanenpaar vor dem Schiffe. Hell glänzen die weissen Flügelspitzen in der Sonne. Aus dem Walde heraus kreischt selten der langgeschwänzte Kuckuck. Hoch über dem Maste kreist einsam eine Möve. Alles ist so unberührt, so köstlich frisch und jungfräulich. So hat vor mehr als hundert Jahren Cook die Sounds gesehen. Nichts hat seitdem sich geändert. Kein Mensch wohnt hier, keines Hauses Rauch, kein Strassenbau deutet auf Menschennähe.

Langsam und geräuschlos, als wolle er die Heiligkeit der Stille nicht stören, zieht der Dampfer seinen Weg.



Der See Wakatipu



Waldkoulissen schieben sich auseinander und finden sich wieder rückwärts. Der Sound wird enger und schmaler, Riesenmauern dräuen zu beiden Seiten — und wieder breitet er sich zum Bergsee. Das Bild ist stark und gross und doch von unbeschreiblicher Lieblichkeit. Grandios die Felsbildung der unbedeckten Berghöhen. Massive Blöcke, Kolosse wie von Riesenhand getürmt und geformt, gewaltige Kegel, überhängende Spitzen, stumpfe Höhen, deren Gipfel abgehackt scheint, schreiben ihre majestätischen Linien gegen den Himmel. In tieferen Lagen hat sich der herrlichste Busch gebreitet, als hätte Natur die Schroffheit lindern, den Trotz mildern wollen, wie einer Mutter zarte Hand die Falten von des Kindes Gesicht streicht.

Die schmale Banza-Insel ist passiert. Der Dampfer hält südöstlich und fährt in den südlichen der beiden sich hier abzweigenden Arme, in den Smith-Sound, ein. Immer das gleiche, herrliche Bild. Felshöhlen und Tore ziehen vorüber. Eine tiefe Talschlucht trennt zwei Bergriesen. Ein Schuss kracht und mit gewaltigem Donner rollt tausendfaches Echo durch den Fjord. In den letzten Ausläufer, Halls Arm, fahren wir ein. Zur rechten ragt ein Fels, schroff und heroisch. Ein Riese, der sich nicht hat beugen wollen und trotzig zur Seite stand, als alles mit des Busches Anmut sich schmückte. Vom letzten Ende des Fjords schimmern Schneefelder von den Höhen herüber. Wasserfälle stürzen langen, weissen Bändern gleich über die Wände. Hier ist der Sound knappe 200 Meter breit und nur mit Schwierigkeit gelingt es gegen den Wind zu drehen.

Die gleiche Strasse geht es dann zurück. Die Tore, die sich vordem schlossen, tun sich wieder auf. Langsam zieht der Dampfer durch die ragende Herrlichkeit und biegt endlich in einen anderen Ausläufer ein, den Crooked Arm. Der hat nun seinen Namen verdient. Hier weiss man garnicht, wo das Ende ist. Jetzt glaubt man da zu sein,

und ein neuer Weg öffnet sich im scharfen Winkel. Um ½6 erst fällt der Anker in der letzten Ausbiegung.

Am Abend sassen wir bei heiteren und ernsten Gesprächen in kleiner Gesellschaft auf dem Vordeck. Rings breitete sich langsam die Nacht. Am klaren Himmel hingen die schimmernden Lichter, über uns funkelte das Viergestirn des südlichen Kreuzes mit seinen beiden Leitsternen aus dem Centaur, uns so nah, und doch so weltenfern. Scharf und schwarz zeichneten sich die Linien der Höhen gegen den Himmel. Ein silberner Saum flimmerte um ihre Gipfel. Das Gespräch war längst verstummt. Tiefes, tiefes Schweigen rings. Im Busch schrie eine Weka auf. Dann war's wieder still. Nur die kleinen Wellen schlugen glucksend an den Bug. Feierlich, erhaben, heilig war's.

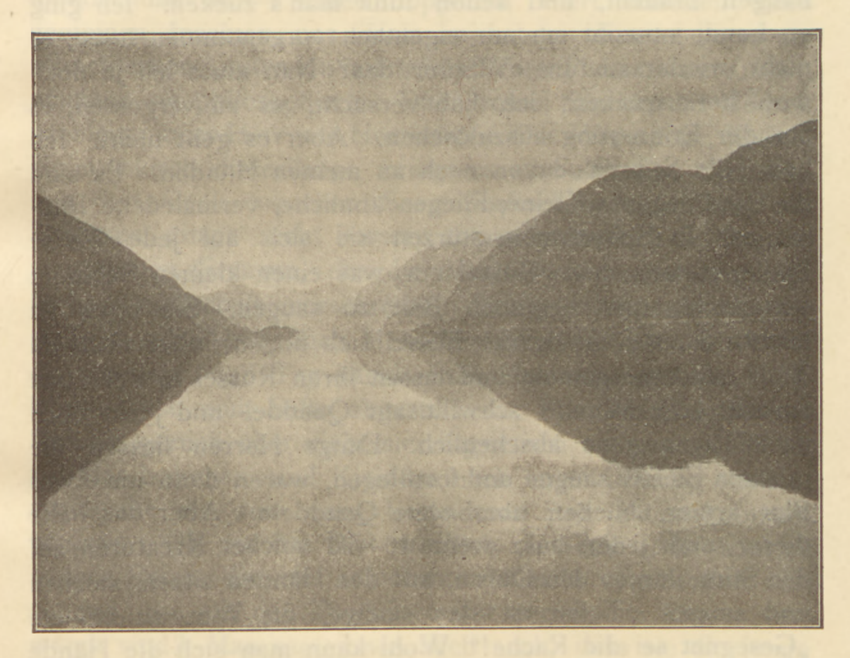
Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch. —

Um zehn am anderen Morgen lichtete man Anker. Lustiger Sonnenschein lag wieder über dem Fjord, und wieder rollte das so entzückend schöne Panaroma sich vor uns auf. Kühne Felsen zogen vorbei, und leise rauschte im Winde der Busch. An der Westspitze der Secretary Insel vorbei bog der Dampfer in des Fjords anderen Ausläufer ein, in den Gaer-Arm. Wenn man den Doubtful-Sound mit einem von W. nach O. liegenden H. vergleicht, so sind Smith-Sound mit Halls- und Gaer-Arm die östlichen Schenkel, Doubtful Sound (im engeren Sinne) und Thompson Sound die westlichen, die zwischen sich die Secretary-Insel fassen.

Über 20 km lang schneidet der Gaer-Arm tief nach Osten ins Land, oft rechtwinkelig geknickt. Und wieder

diese herrliche Landschaft, diese wuchtigen Felsen und dieser liebliche Busch. Und über allem diese grosse, heilige Stille. In der letzten Ausbiegung, der Shoal-Cove, lag das Wasser spiegelglatt. Zum Greifen deutlich und klar reflektierten Busch und Berg ihr Bild. Hier warfen wir Anker.

Nach dem Lunch begab sich alles in die Boote. Kleine



Gaer-Arm (Doubtful-Sound)

Gesellschaften hatten sich zusammengetan und bereits ihre Plätze belegt. Die Dampfpinasse zog alle hinaus; und nun suchte jede Partie sich ihr Fleckchen, wo sie — Lebensbedingung für den Engländer! — afternoon tea kochen und bis zum Abend bleiben konnte. Es war schwer bei dem senkrechten Abfall der Felsen ein wenig Strand zu finden,

der bei der einkommenden Flut von Wasser frei blieb. Ein kleiner Bach hatte an einer Stelle genügend Sand angehäuft und hier gab's das so wichtige Teewasser und sicheren Aufenthalt. Ein Teil unserer Gesellschaft blieb im Boote, um zu fischen. Die Fjorde sind so ungemein fischreich (Blue und Red Cods) dass man seine Leine nur ins Wasser hängen braucht, und schon fühlt man's zucken. Ich ging an Land, obwohl ich mir eigentlich vorgenommen hatte, es nicht wieder zu tun. Warum das? Nun muss ich ja doch wohl herausrücken; ich hab versucht, es zu vergessen, es aus der Erinnerung auszulöschen. Aber es geht nicht. Ich habe die Spuren davon noch an meinen Händen. Es sind die Sandfliegen. Kleine, Fliegen ähnliche, vermaledeite Blutsauger. In Schwärmen stürzen sie sich auf jede blosse Stelle, stossen ihren Rüssel ein, was einen kleinen Schmerz verursacht, und beginnen Blut zu saugen. Sie töten ist leicht, da sie in eigener Fessel sich fingen; aber noch im Tode sind sie gemein und lassen ihren Rüssel in der Haut zurück. Die Wunde schwillt zur Quaddel und juckt noch nach Tagen ganz abscheulich. Einige Herren liessen die infamen Biester saugen und fortfliegen, waren dann um etwas Blut ärmer, blieben aber ohne Quaddeln. Aber das halte dieser und jener aus, wenn 10—20 solcher Kreaturen auf der Stirn, hinter den Ohren, auf den Händen sitzen, stechen und saugen. Töten ist das einzige, die Wut zu kühlen. „Gesegnet sei die Rache!" Wohl kann man sich die Hände mit Handschuhen schützen, aber sie müssen lang sein, denn die Vieher kriechen in die Ärmel; auch die Beine sind nicht sicher, und mancher schöne Spitzenstrumpf blieb unbenutzt im Koffer. Anfangs suchten wir Gesicht und Hals mit dichten Sandfliegenschleiern zu bedecken! die vom Hut herabhängen und am Hals dicht zusammengezogen werden. Aber das erträgt man auf die Dauer nicht; es wird entsetzlich heiss, und die Welt sieht man wie durch Nebel. Carbolsalbe

ist nützlich, aber man möchte doch nicht immer nach Apotheke riechen. Eucalyptus und Lavendelöl helfen nur solange die ätherischen Essenzen nicht verflogen sind; und das dauert nur wenige Minuten. Wenn man zum Aquarell zeichnen z. B. still sitzen will, raucht man am besten und zieht lange Handschuhe an. — Einen doppelten Wert schienen diese gemeinen Insekten uns doch zu haben. Einmal boten sie schüchternen Leuten ein unerschöpfliches Thema, zum andern machten sie philosophisch. Das Grosse, Starke, der Mensch ist nicht immer Herr und Herrscher. Das Widerliche, Kleine, Heimtückisch-Hinterlistige bringt es zu Fall. Das Viehzeug hier hat Cook manchen Seemannsfluch entlockt, und uns kleineren ging's nicht besser, selbstverständlich in den angemessenen Grenzen, die die darin etwas zimperliche englische Gesellschaft vorschreibt. Recht interessant scheint doch dieser Durst nach Menschenblut bei diesen Insekten, die seit Jahr und Tag kaum einen Menschen gesehen. Sie leben sonst vom Safte abgestorbener Pflanzen und Bäume. Der Blutgeruch aber zieht sie magnetisch an, man sieht sie auf Handschuhen und Kleidern nach einer Öffnung suchen, durch die sie dem ganz besonderen Saft näher kommen könnten. Ob sie das Blut wirklich riechen? Oder sind es andere Reize, die sie anlocken, vielleicht von Stoffen ausgehend, die mit den Produkten der verfallenen Bäume verwandt sind? Man sagt ihnen auch nach, dass sie die junge Brut der Vögel angreifen und zu töten vermögen. Es ist nur gut, dass sie den Gehenden in Ruhe lassen, da die Bewegung sie fortscheucht.

So wollten wir — einige Damen und Herren — am genannten Nachmittage Entdeckerfahrten machen. Wir drangen in den Busch vor, aber nur wenige Schritte. Dann wurde das Dschungel so dicht, dass ohne Axt und Säge an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Wir beschlossen deshalb den Bach aufwärts zu gehen. Von Stein zu Stein,

über gestürzte Baumriesen hinweg, durch Farntore hindurch kletterten wir hinauf; ein bischen mühsame Arbeit, die aber der Busch mit seiner immer herrlicheren Schönheit überreich belohnte. Ein komischer Pinguin glotzte uns an; was mochten das wohl für Gesellen sein, dachte er sich, schüttelte das Haupt, watschelte von dannen, lebhaft mit seinen zu Flossen gewordenen Flügeln gestikulierend. Unsere Entdeckerlust sollte ihren Preis finden, als wir zwei kleine, reizende Wasserfälle fanden, die in feierlicher Handlung nach unseren Damen „Ethel- und Gladis-fall" getauft wurden. Stolz wie Columbus, Cook und Tasman zusammen kletterten wir zu Tale. Unten rasch noch eine von unseren Matrosen famos gekochte Tasse Tee, und — sauve, qui peut — ins Boot. Die letzte halbe Stunde, bevor die Pinasse kam, fischten wir (ich das erste Mal in meinem Leben) und landeten als erstes einen gefrässigen Hai. Der Matrose schnitt dem wüsten Gesellen Schnauze und Schwanz ab und warf ihn in sein Element zurück, wo er unfähig zu rudern, langsam verblutend zu Boden sank. „Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

Lustig war's auf der Heimfahrt, wo der Fremdling von liebenswürdiger Seite in die Geheimnisse der Texte und Melodien englischer Kanon und Chorgesänge eingeweiht wurde und das Lied lernte von John Brown und seiner Seele, von den Tieren, die zwei und zwei in die Arche wanderten und die Tragikomödie der drei blinden Mäuse, deren Schwänze das grosse Messer der Farmersfrau abgeschnitten hatte.

Zeit der Handlung: Dienstag am 26. Januar morgens $^1/_2 7$. Ort der Handlung: die Back, das Vorderdeck der Waikare. Ein bischen verschlafen, verstohlen gähnend, und im geheimen fluchend steht alles Volk dichtgedrängt. Gerne hätte man noch länger unter der Decke gelegen nach dem Maskenball und Souper, bei dem es so schöne Bissen und

Getränke, aber so schlechte Reden gab. Aber unbarmherzig hatte der für das Wohl der Passagiere tätige erste Offizier an der Nebelhornleine gerissen und mit dem furchtbaren Geheul jeden aus süssen Träumen gescheucht. Man nahte dem letzten Fjorde, dem Milford-Sound.

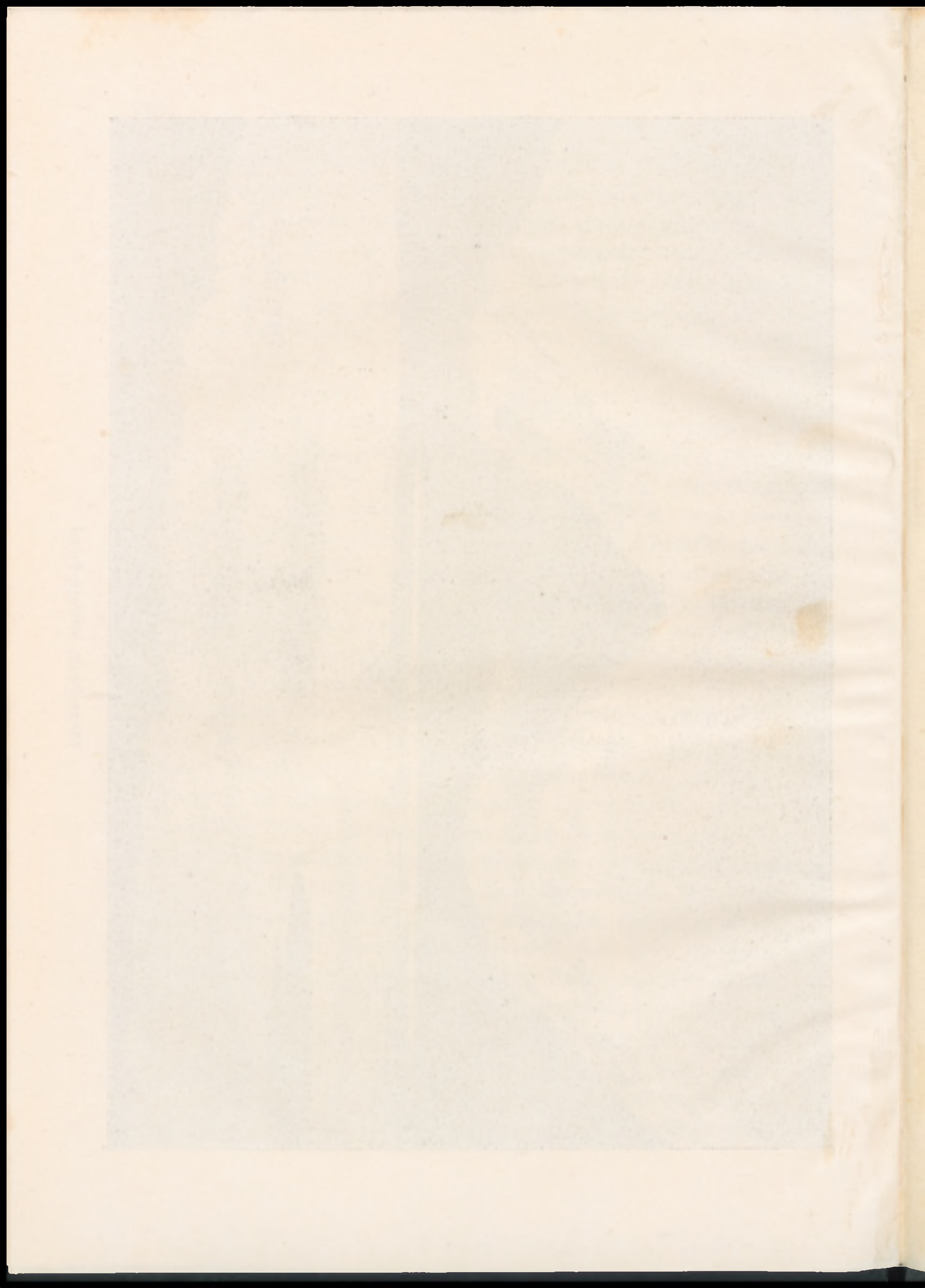
Die Welt selbst war noch verschlafen. Tief lagerten an den Felshängen die Wolken — hier in langen, wagrechten Streifen, die Gipfel frei lassend, dort zu Fetzen und Massen geballt, jede Aussicht nehmend. Gerade auf die dräuende Wand zu hielt das Schiff. Eine kleine Bucht, die Anita-Bay wird im Süden passiert. Aber noch sieht man nicht, wo der Weg eigentlich ist. Starr und nackt und himmelhoch steigen die Felsen gerade voraus aus dem Wasser. Der Dampfer ist jetzt dicht unter ihnen, da öffnet sich nach Osten ein Durchgang, vielleicht 300 m breit und 1000 lang. Noch hängt der Nebel tief und im Halbdunkel recken sich die Felsen zu beiden Seiten schroff und gewaltig empor. Weit hinten, wo die Passage sich zu schliessen scheint, schimmert auf dunklem Grunde ein silbernes Band, der Stirlingfall, der 150 m herunterstürzt. Die Fahrt zwischen diesen steilen, senkrechten Wänden auf der schmalen Wasserstrasse in dem ungewissen Licht beengt die Brust. Zur rechten haben Wolkenmassen sich dick getürmt. Die Sonne bricht durch, und nun kommt Leben in den Ballen. Ein Auf- und Abziehen, ein Drängen, Wühlen und Kämpfen und langsam wird eine gewaltige Felspyramide frei: der Mitre-peak, die Mitraspitze, 1770 m hoch in scharfer Spitze endend. Zur linken nach Norden liegt der „Lion“, der Löwe, sein erhobenes Haupt dem Meere zugewandt. Zwischen sie hindurch gleitet das Schiff und liegt in der Endbucht des 9 km langen Fjords. Ein hohes Felsentheater schliesst nach dem Lande zu das Panorama ab; die 1000 m hohen Sheerdown Hills, deren steile Wand das Cleddau- und Arthurflusstal scheidet; nach Westen zu die höheren Terror-

Peaks, starre, nackte Felsen. Auf kleinem Vorlande liegt das Haus Sutherlands, der hier seit 30 Jahren lebt, Entdeckerfahrten macht, Touristen aufnimmt und ein gutmütiger, alter Brummbär ist. Im Norden reckt die Barrenkette sich 1500 m hinauf. Ihr vorgelagert stürzt über eine scharfe Kante, hinter der sich ein kleiner, gletschergespeister See verbirgt, 160 m der Bowenfall, in 4—5 Arme zerrissen. In seinen Wassernebeln bricht sich in leuchtendem Regenbogen die Sonne. Ihm gegenüber macht der Dampfer an einer Boje fest.

Und nach Westen, dem Meere zu liegt vor uns das grandiose Bild, das unauslöschlich sich in die Erinnerung gräbt. Niemand, der das gesehen, wird es je wieder vergessen. Klar und scharf, in hellgrauen Tönen reckt sich die Mitraspitze zum Himmel, fällt in steilen Absätzen nach Norden ab, senkt sich langsamer nach links zu, ein grosses Felsenamphitheater, das Sindbad Gulley umgrenzend. Vor ihr, sie bis zur halben Höhe verdeckend eine unbenannte grünbebuschte Kuppe, die nach N die Linien des Peak begleitet, nach der anderen Seite in einen niederen, dunklen Saum ausläuft, der das erwähnte Amphitheater nach dem Wasser zu als Gallerie abschliesst. Die graue Felsenspitze, hart und scharf, an sie gelehnt die grüne Kuppe sanft und schweifend: es ist wie Alter und Jugend. Durch einen schmalen Wassersaum davon getrennt, den gegen den Ozean die abfallende Felsenkoulisse des Mt. Kimberley abschliesst, liegt der Lion, das Mähnenhaupt stolz zurückgeworfen. Ihn überragend und zur nördlichen Seite steht der mächtige Block des Mt. Pembroke, über 2000 m hoch. Auf ihm ein grünglitzernder Gletscher, der mit langer Zacke talwärts reicht. Gedrungen, gross und mächtig sind diese Linien. Und als der Abend heraufzieht, wächst das Bild zu gewaltiger Majestät. Ernst und feierlich liegen die Massen da, ihre Säume scharf gegen den rotgelben Himmel abgesetzt. Darüber die tiefe Stille: das ist gross, ganz gross. Das sind die Tore zu einer



Mitre-Peak, Milford-Sund



anderen Welt, zu einer Welt des Friedens, in der alle Leidenschaften schweigen. Die weihevollen Walhallakkorde aus dem Nibelungenring scheinen darüber zu schweben. Das ist ein Bild, das jeden in tiefster Seele packt. Nur Böcklins „Toteninsel" weckt gleichen Nachhall. — Alle Worte verstummen vor solcher Schönheit. Dann kam der Mond herauf und warf über das Amphitheater eine schimmernde Milchstrasse aufs Wasser. Sein Licht spielte auf dem Gletscher, liess den Bowenfall geisterhaft aufleuchten.

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit. . . .

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschliesst,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem geniesst,

Was von Menschen nicht gewusst,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht. . . .

Die beiden Tage, die die Waikare im Milford Sound lag, benutzten wir zu hübschen Ausflügen in das Cleddau- und Arthurtal. Am 28. Januar sollte die Waikare die Sounds verlassen, um direkt via Bluff nach Dunedin zurückzukehren. Die Fjordfahrt war zu Ende. Vierzehn herrliche Tage waren es gewesen, nicht zuletzt darum, dass es wirkliche Sonnen-

tage gewesen, und der Regen, der sonst, wie schon Cook bemerkt, Stammgast hier ist, uns verschonte.

Hier mag einen Augenblick eine Frage gestreift werden, die an Bord oft aufgeworfen wurde; sie betrifft einen Vergleich zwischen den hiesigen und norwegischen Fjords. Ich sehe zwar den Zweck solcher Vergleiche nicht recht ein, da man sich — wie bei Schiller und Goethe — darüber freuen soll, dass man zwei solcher Kerle hat; aber es sei kurz darauf eingegangen. Neuseelands Fjorden mangeln die Schären, jene zahllosen Felseninseln, die den Eingang der nordischen Fjorde versperren und dem Schiff oft nur knapp Raum lassen. Ihnen fehlen die grossen Gletscher, die bis zum Wasserrande herunterreichen. Aber sie haben diesen herrlichen Busch, sie haben diese feierliche Stille, die jeden so wundersam berührt. Fern von aller Menschenansiedlung, fern von Post, Telegraph und Zeitung, fern von Hôtels mit maskierten Kellnerinnen, ist man im Allerheiligsten der Natur. Unberührt, frisch ist alles. Von Norwegen habe ich nicht solche Bilder mitgenommen wie hier von der Lieblichkeit der südlichen Fjorde, von der Majestät des Milford Sound. Es mag sein, dass das miserable Wetter, das wir in Norwegen hatten, einen Teil der Schuld trägt. Indess wir waren zu dritt an Bord, die dort „oben" gewesen, wir alle waren einig, dass wir die neuseeländer Sounds vorzogen. Es ist ein Glück, dass der jungfräuliche Charakter, diese herzerfrischende Natürlichkeit ihnen gewahrt werden wird dadurch, dass das Tourist-Department sie zur Nationalreserve gemacht hat.

Wir beschlossen nun, den Dampfer in Milford Sound zu verlassen, um über Land zurück zu wandern, einen Weg, der am Milford Sound beginnt, auf Mc. Kinnenspass die Höhen überschreitet und an den grossen Seen endet.

Acht hatten sich zu dieser Tour zusammengefunden. So nahmen wir denn Abschied von all den Freunden, die

diese vierzehn sonnigen Tage miterlebt hatten. Three cheers, der Trompeter blies uns ein Abschiedslied, unsere ach! so reizenden Damen winkten mit den Tüchern: „Liebe und Trompetenblasen nützen zu viel schönen Dingen“ — aber, aber; plaisir d'amour ne dure qu'un moment, chagrin d'amour dure toute la vie“, singt der Franzose, und der muss es ja wissen. Doch „dulde, mein Herz, o dulde!“ — Wahrhaftig, man brauchte die Poeten aller Welten und Zeiten, um's arme Herz leichter zu machen. — Ein letzter Blick noch auf die bildschönen Mädchenköpfe dort oben, denen man vielleicht nie wieder begegnen sollte — und dann: Volldampf voraus! Unsere Barkasse brachte uns ein gut Stück den Arthurfluss hinauf. Am „Sandfly-Point“, der seinem Namen alle Ehre macht, betraten wir des Flusses linkes Ufer. Wieder hatte ich das so grosse Glück, mit Gefährten zu pilgern, wie man sie sich angenehmer und genussfreudiger nicht wünschen kann. Kapitän R. aus London, seine entzückende kluge, kleine Frau, Kollege K. von Melbourne und meine Wenigkeit schlossen einen festen Bund, der, hoffe ich, alle Unbilden der Zeit bestehen wird, so gut wie die Stürme diesmal. Mit uns zogen noch ein jung verheiratetes Paar, das damit ja schon genügend charakterisiert ist, der liebenswürdige Mr. G. aus England und Mr. M. der die Welt bereits zweimal umradelt und dem sich dabei als der Weisheit Letztes der Vegetarismus erschlossen hatte; diesen köstlichen Fund pries er nun bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit an. Totmüde irgendwo eingetroffen, rief er wie der Hirsch nach Wasser, nach Zwiebeln und Salat. Anfangs hatte er sich's nun in den Kopf gesetzt, uns zu bekehren und mit diätetisch-medizinischen Ratschlägen zu traktieren, bis ich ihm zart aber deutlich zu verstehen gab, dass:

Zwei Ärzte ohne Not
Machen die sechs Menschen tot,

und dass ein Einmischen von seiner Seite als unfreundlicher Akt und unlauterer Wettbewerb in unsern medizinischen Herzen peinlich empfunden werden würde. Sonst war er aber gesund und gutmütig. Meiner Genossen Ausrüstung war recht mangelhaft, d. h. ihre Verpackung. Man hatte die Habseligkeiten in Packete gepackt, mit Wachstuch umwickelt und an höchst unbequemen Riemen um die Taille oder Schulter befestigt. Man nennt das „swag." Ich hatte meine alten Tiroler Freunde: Rucksack und Lodenkragen mit mir. Merkwürdig genug sind diese unübertrefflichen Begleiter jedes Alpenfahrers hier ganz unbekannt.

Am Sandfly-Point nahm uns ein Führer in Empfang. Ein solcher Begleiter ist nicht unbedingt nötig, aber brauchbar, namentlich, wenn sich Damen in der Gesellschaft befinden, deren Gepäck er dann trägt, vor allem aber dienlich, dem Touristen Name und Art der Berge, Planzen, Flüsse und Wasserfälle zu nennen. Es gibt leider keine einigermassen gute Karte, nach der man sich selbst orientieren könnte.

Der ganze Weg von Milford-Sound zum See Te Anau ist von dem unermüdlichen Tourist-Departement angelegt, das den vollen Dank aller Reisenden hier verdient. Etwa alle 10 km sind Hütten errichtet, die unter Leitung eines Führers stehen. Diese Guides sind Angestellte der Regierung, die sie mit der für Neuseeland nicht ungewöhnlichen Summe von 9 Mk. pro Tag besoldet, wobei Essen und Schlafen natürlich frei sind. Das Department verlangt für die Führung zwischen 15—20 Mk., je nach der Kopfzahl der Gesellschaft, die mit einem Führer geht. In den Hütten wird für jede Mahlzeit und Übernachtung 2 Mk. in Anrechnung gebracht. Ausserordentlich zufrieden waren wir mit unserm guide Taylor, einem aufmerksamen und wohl erzogenen jungen Mann, der sich hier während des Sommers die Kosten für sein Studium des Maschinenbaus verdient, dem er im Winter dann obliegt. Seine erstaunlich gründliche Bildung brachte

er von zu Hause mit, wo sein Vater als Prediger einer zahlreichen Gemeinde vorsteht. Wir hatten lange und ernsthafte Diskussionen mit ihm über die Naturwissenschaften und den Atheismus, über Ernst Haeckel, dessen populäre Werke er alle kannte, -- und als wir ihm am Ende für seine grosse Anhänglichkeit und Pflege ein Geschenk an-



Arthurflusstal (im Hintergrunde Sheerdown Hills)

boten, schlug er Geld aus und wünschte sich erst auf wiederholtes Drängen Browning's Werke in Auswahl. Natürlich kannte er die Geographie, Zoologie und Botanik des Weges genau. Nicht immer ist das Führer-Material so gut; uns unsern Whisky auszutrinken, war kein Heldenstück — aber dieser Schurke hatte bereits seine Kündigung. Unser Fluch folgte ihm, denn sein Streich liess uns in den

Hütten auf dem Trocknen, da der Alkohol hier verpönt ist. Aber nun auf den Weg!

Um 11 Uhr am 28. Januar brachen wir vom Sandfly-Point auf und gingen das linke Ufer des Arthurflusses aufwärts, anfänglich über sumpfige Wiesen, dann durch herrlichen Busch zum Ada-See. 6 km lang erstreckt diese liebliche Wasserfläche sich zwischen hohen, bewaldeten Bergen in nordsüdlicher Richtung, in der Linie unseres Weges, die vom Fjorde zum Te Anau fast gerade nach Süden weist. Im Westen ragen die steilen Ausläufer der Sheerdown-Hills, im Osten die Schrecken-Spitzen (Terror-Peaks), das mächtige Felsentheater von Teufels Armstuhl und Fussbank, und der schneebedeckte Gipfel des Tutoko. Zahlreiche Baumstümpfe ragen aus dem Wasser heraus, die ein Hinüberrudern zu einer verzwickten Sache machen. Diese geben wohl einen Anhalt zur Entstehungsgeschichte des Sees. Ein Bergrutsch mag den Arthurfluss gestaut haben, dessen steigende Wasser dann seiner Ufer Busch ertränkten. Unsere Damen liessen sich hinüberfahren, indess wir es vorzogen auf dem wunderschönen Buschpfade weiter zu pilgern. Die kleine Mühe ward überreich belohnt. Diesen köstlichen Wald, zu dessen Preise man nie genug wird sagen können, die prächtigen Wasserfälle aus „Giant's gate", dem bebuschten Riesentor, und am Bell-Rock, dem Glockenfelsen, hätten wir sonst versäumt.

Bis dahin war es kühl und bewölkt gewesen, aber — ach! — jetzt fielen die ersten Tropfen. Und leider blieb's nicht bei den ersten. Anfangs ging's ja noch unter des Busches herrlichem Blätterdach. Aber immer dichter kam's herunter in unaufhörlichem Gewitterregen. Captain R's schöner Stehkragen ward hin, des Weltenradlers vielgereiste Nankinghose zog grämliche Grimmassen. Langsam sogen die Kleider sich voll des für diese üppige Vegetation ja unerlässlichen Nasses. Wenn wir so auch seine Berechtigung

einsahen, gefallen wollte es uns garnicht. In einem kleinen Zelte am Wege nahmen wir einen Bissen vom mitgebrachten Lunch und weiter ging's durch den strömenden Regen auf dem ebenen, köstlichen Buschpfade. Der Arthurfluss kreuzte den Weg. In einer kleinen Drahtluftbahn, wie man sie bei uns an Zechen verwendet, zogen wir unsere Damen über den ziemlich breiten Strom, den wir selbst in einem Nachen



Übergang über den Arthurfluss

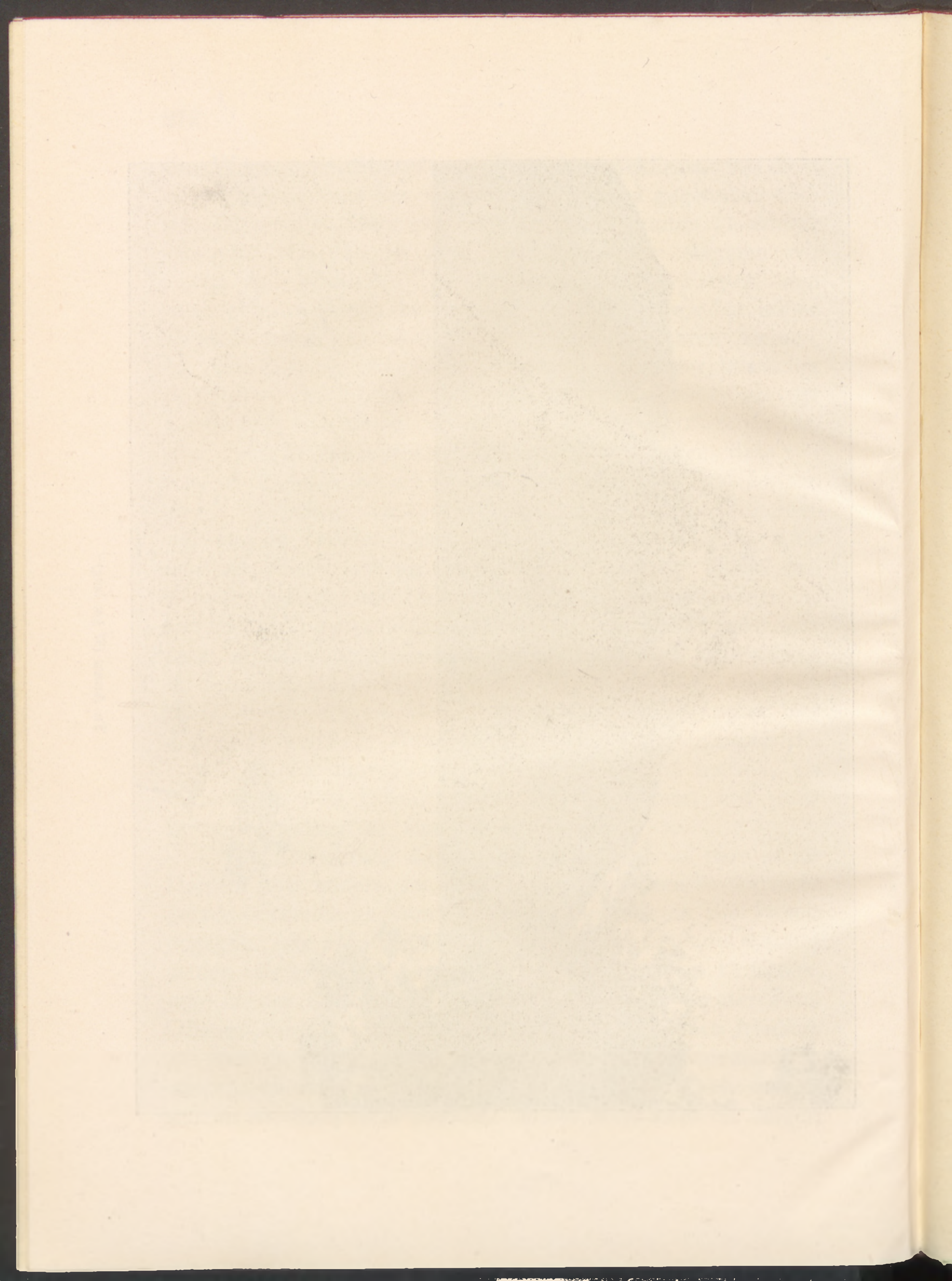
überfuhren. Über hunderte von Bächen und Flüsschen führte dann der Pfad auf schmalen Planken, herrlichster Busch stand auch auf dieser rechten Seite des Arthurriver. Aber immer noch goss es. Der abscheuliche Regen tat nun wirklich sein bestes, uns zu versöhnen; unzählbare Wasserfälle zauberte er aus den Felswänden heraus; so sahen wir an einem vielleicht 500 m langen Stücke der Elliotkette, die

(im W.) an die Sheerdownhills sich anschliesst, 20 dicht nebeneinander aus der Höhe stürzen, ihnen gegenüber über den brausenden Gebirgsfluss hinweg schäumten 11 andere hunderte von Metern in die Tiefe. Weiter stapsten wir durch das Waldtal. Der Pfad mit seinen Farnen, den niedrigen am Boden in ununterbrochener Fülle, den hohen Wedeln über uns, den Fagusbüschen mit ihren kleinen, blanken, dunkelgrünen Blättchen war entzückender, köstlicher denn je — trotz allem Regen. Aber alle Freude an der Landschaft Schönheit, an des Dschungels Herrlichkeit half uns über die bedauerliche Tatsache nicht hinweg, dass wir nass waren, nass wie die Katzen. Vollgesogenen Schwämmen gleich erreichten wir gegen $^1/_2 5$ die Beech-Huts (Buchenhütten), die ersten Unterkunftshütten am Wege. Kein trockner Faden war an uns, nur die Rucksäcke hatten sich bewährt, so dass die Damen und ich Glückspilz wenigstens trockene Unterwäsche hatten. Ein Obergewand hatte sich jeder selbst zu fabrizieren aus den braunroten Wolldecken in den Hütten. Das gab einen drolligen Aufzug, einer als Mark Anton, der als oller Grieche, jener als Trappist, hier eine wohl genährte Mumie. Wie festgebannt mussten die Unglücklichen ohne Unterzeug auf ihrer Bank hocken, als die Damen zum Essen in unsere Hütte kamen; mit jeder Bewegung hätten sie sich Blössen gegeben.

Die Einrichtung dieser Wellblechhütten — eine ist für Damen, die andere für uns bessere Menschen — ist nicht gerade überreich an Komfort, unsere Alpenhütten sind Hotels dagegen. An zwei Wänden des viereckigen, niederen Raumes stehen die sehr euphemistisch Betten genannten Pritschen, wie in der Kaserne übereinander gebaut, 12 an der Zahl. Offiziell fasst die Hütte 24, dann hätten zwei sich friedlich auf den Brettern, die eine schlaflose Nacht bedeuten, zu wälzen; ob das gerade die Glücksumme in der Welt erhöht, scheint mir doch recht fraglich. In der Mitte steht ein langer,



Te Anau (57 km lang)



roh gezimmerter Tisch, mit zwei Bänken, ein mächtiger offener Feuerplatz an der dritten Wand, an der vierten ein Vorratschrank mit grossem Lager von frischem Brot, Butter, Fleisch-, Gemüse- und Fruchtkonserven. Gekocht und gespeist wird im „Herrenzimmer".

Bei unserm „Diner" war alles trotz dem grimmigen Wetter höchst vergnügt. Erst spät suchte jeder seine Lagerstatt auf, und nicht ohne scheusäliges Grinsen sahen wir den tränenschweren Blick, mit dem unsere Neuvermählten von einander schieden.

Es goss am Abend, der Regen trommelte auf das Blechdach die ganze Nacht, und auch am andern Tage war des grausamen Spiels kein Ende. Aber unser Humor liess sich nicht ertränken. Bis zum späten Nachmittage sassen wir am lodernden Feuer und trockneten; manche gute Socke, manch treffliches Kleidungsstück brannte an, weil sein Besitzer zu viel Unsinn trieb, statt aufzupassen. Am Abend war jeder wieder heil und trocken und konnte in full dress zum Diner erscheinen. Und noch immer hatte Pluvius kein Einsehen. Wie ihm zum Trotze war die Gesellschaft ausgelassener denn je; ein Café Chantant wurde eingerichtet. Da gab's Bauchredner, Tierstimmenimitatoren, Koupletsänger, Rezitatoren, schliesslich eine Maoritruppe, fürchterlich tättowiert, von ihrem Impresario über alle Massen angepriesen. Deren furchtbare Haka muss denn auch Jupiter eingeschüchtert haben; denn der Regen begann nachzulassen, als ein jeglicher sich auf seine Bretter streckte. Und den Seinen gibt's der Herr im Schlafe. Lustig aus strahlendem Blau lachte am andern Morgen Frau Sonne oder hierzulande Herr Sonne, da der Engländer mit den meisten Völkern das glänzende, licht- und furchtbringende Gestirn dem stärkeren Geschlechte zurechnet, indess die sentimentale, anaemische Lampe der Nacht ein Frauenzimmer ist. Jedenfalls schien also freudige Sonne. Auf den Höhen war

frischer Schnee gefallen, in tausend goldenen Flecken brach das Licht sich auf den hellgrünen Büschen, den dunkelglänzenden Fagusblättchen, schimmerte es durch die Spitzenschirme der Baumfarne. Die entzückend frische Luft war erfüllt vom Brausen der Gebirgsbäche. Jetzt erst konnten wir unserer Hütten schöne Lage sehen. Ringsum breitete sich auf einer mehrere hundert Meter breiten und langen Ebene prächtigster Busch. Gewaltige Felsen umziehen das Ganze; im N. die Massen des Mt. Edgar, nach W. die Bergblöcke des Mt. Hart und Daniels, im O. der breite Rücken des Mt. Elliot und die Matterhorn gleiche, mächtige Zacke des Mt. Balloon, an ihn anschliessend, uns im Rücken die senkrechte Wand von McKinnens Pass. Yförmig schneiden drei Täler hier ein; in dem von O. kommenden Arme braust der Roaring Creek, vom Jervoisgletscher des Mt. Elliot gespeist; vom Westen her schäumt der Abfluss des Sutherlandsfalles über bemooste Felstrümmer, beide vereint verlassen als Arthurriver im dritten Tale die Ebene.

Schon vorgestern, wenige hundert Meter, bevor wir die Hütten erreichten, hatten wir vom Wege aus einen Blick auf den von Sutherland 1880 entdeckten und nach ihm benannten Wasserfall werfen können, der aus der gewaltigen Höhe von 570 m herunterstürzt und damit wohl der Erde höchster Fall sein dürfte. Man denke: beinahe die doppelte Höhe des Eifelturmes. (Der Neuseeländer ist nicht wenig stolz darauf, auf der Nordinsel im Waimangu der Erde höchsten Wasseranstieg und hier im Sutherland den tiefsten Sturz zu haben.) Zu ihm sollte der Weg nun gehen.

Ein 1$^1/_2$ km langer Waldpfad bringt dort hin. Aber durch welchen Zauberwald! Dicht stehen die Buchen. In langen, hellen Fetzen weht grün-gelbes Moos von den Ästen hernieder; Gnomen scheinen sich da zu schaukeln, im struppigen Barte spielt der Wind. Phantastisch ist das Gewirre der Bäume und Äste. Ein dichter Teppich von

Farnen und Moosen deckt den Boden. Von Lichen bunt bemalt liegen Felsentrümmer zerstreut. Und eine heilige Stille überall. Von ganz ferne braust es leise. Hier wohnt das Märchen. Das ist verwunschener Wald . . .

Über Felsblöcke geht der Pfad und weichen Grund, auf und ab. Zweimal öffnet sich zur Seite ein Blick durch den grünen Rahmen auf Mt. Balloon, die kühne Schroffe. Das Rauschen und Brausen wird deutlicher. An einer Wegecke kommt der Fall zu Gesicht. Vom Sattel zwischen den Hart und Danielsbergen, aus dem von hier unsichtbaren, gletschergespeisten Quill-See schäumt er ein mächtiges, weisses, schlankes Band über die bald 600 m hohe Felskante. Nicht in einer geraden Kaskade; zweimal schlägt er auf Felsenvorsprünge und bildet drei Absätze, 225 m der erste, 244 der zweite, den dritten — 101 m hoch — verdeckte der Wald. Weiter drangen wir vor, standen bald dicht vor ihm, allzunahe, den Giganten mit einem Blick fassen zu können. Vor uns brauste die dritte Kaskade hernieder, in Nebel stieg das Wasser wieder auf, mit prächtigem Regenbogen lag die Sonne darüber. Der Anblick dieser tosenden Massen, von deren Aufschlag die Erde zittert, ist ein ganz herrlicher. Nicht überwältigend wie der Niagara, lieblich leicht und schlank geht es hernieder. Einige Teile scheinen sich loszureissen, um gesondert zu fallen, andere holen sie wieder ein; ein fortwährendes Haschen und Jagen: So weht es wie ein Gewoge duftiger, weisser Spitzen auf uns Zwerge —

„Freudehell
Wie ein Sternenblick!
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder.
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel."

Ein wundervolles Schauspiel, dem die Natur in den hohen das Tal rings abschliessenden Bergen ein Riesentheater gebaut hat. Nur schwer konnten wir uns trennen; mussten dann aber, da wir noch eine lange Tagfahrt vor uns hatten und das gute Wetter ausnutzen wollten.

Von Beech-Huts führt der Pfad am rechten Ufer des Roaring Creek hinauf. Doppelt frisch steht nach dem Regen zu beiden Seiten das dichte Dschungel der Coprosma und Farne, überragt von Fagus, Panax und andern Laubbäumen. Ueber uns hängt der Mt. Elliot, sein Eiseshaupt, der Jervoisgletscher flimmert in der Sonne. Zur rechten droht die Felspyramide des Mt. Balloon. Der Pfad ist ein guter, und leicht steigt sich's hinan. Die Bäume bleiben hinter uns. Grosse Felder des weissblühenden Ribbon-Wood, (Plagianthus betulinus) so genannt, weil das Holz sich leicht in Bändern abziehen lässt, treten an ihre Stelle und füllen zur Seite tiefe Talmulden aus, grossen Schneefeldern gleich. Auch sie lassen wir zurück, als wir uns der Höhe nähern. Speergras und scheckige Moose decken den Boden, zwischen ihnen Enzian und die Mountain Lily (Ranunculus Lyalli) mit ihren tellerartigen Blättern. In einem mächtigen Kessel schliesst das Tal ab, Mt. Elliot und Balloon stossen an der Rückwand zusammen. Hier zur linken hat der Roaring Creek in einem grossen, festen Schneehügel sich schimmernde Hallen gegraben, durch die er, eben dem darüberhängenden Jervoisgletscher entsprungen, seinen Lauf nimmt. Am Schneepalaste überkreuzen wir ihn und steigen erst an der Rückwand, dann um den Balloon herum in Serpentinen hinauf zur Passhöhe (etwa 800 m), nach ihrem Entdecker, dem unglücklichen Mac Kinnon genannt. Von diesem vielleicht $^1/_2$ km langen, aber nur wenige Meter breiten Sattel ist der Blick ganz herrlich. Tief unten nach Norden, dem Meere zu, das Arthurflusstal, in Silberflecken schimmert das Wasser im grünen Busch, ragende Felsen begleiten es. Im Winkel

westlich daran anstossend ein noch unerforschter, namenloser Einschnitt. Im Osten drüben die hohe Kuppel des Elliotberges mit dem blaugrün glitzernden Gletscher, vor ihm der kühne Balloon, dessen Rücklehne in gezackter Linie abfällt; an ihn sich anbauend türmt nach Süden zu die mächtige Mackenzie-Kette sich auf. Ihnen gegenüber im Westen der gewaltige Buckel des Mt. Hart und die schroffen Kegel der Castlekette an 2000 m hoch. Zwischen ihnen ein buscherfülltes Tal, durch das der Clintonfluss einer schimmernden Schlange gleich sich windet. Kühn, trotzig und schroff recken die Bergzacken sich auf, eine doppelte Reihe unbezwungener Giganten. Das Ganze atmet heroische Schönheit — und gibt dem berühmten Neroedal in nichts nach. Es ist schade, dass hier oben keine Hütte steht, es gäbe ein anderes Stalheim.

Auf steilen Serpentinen geht es rasch hinab ins Clintontal. Bald überschatten uns wieder des Busches dichte Zweige und am rechten Ufer des Clinton erreichen wir gegen 3 Uhr Mintaro Hut, wo der Fluss zu einem kleinen See sich weitet. Durch einen Imbiss hier frisch gestärkt zogen wir dann weiter bald durch schönsten Busch, bald über sumpfige, flachsbestandene Wiesen, wo der Blick auf die Bergriesen zur Seite sich öffnet. Meist sind diese alten Herren noch ohne Namen, wie auch die zahllosen Wasserfälle, die in Silberbändern herunterschiessen. Unsere Damen suchten sich auf Vorschlag unseres trefflichen Taylor je eine prächtige Kaskade aus und tauften sie in feierlicher Handlung Philida- und Winifriedfall. Uns bot der Führer einige gut erhaltene (wie neu!) Berge aus dem grossen, „wohl assortierten“ Lager an zur geneigten Ansicht und Auswahl. Jeder suchte sich so seinen Peak. Es ist leicht hier ein Denkmal aere perennius zu erhalten. Aber ob die Neuseeländer Jungens jetzt wirklich in der Schule den Mt. Herz mit dem Max-Gletscher (ich erhielt den weisshäuptigen Herrn meines wirklich und

wahrhaftig mehr kahlen als schuldigen Scheitels wegen) ob sie also das jetzt lernen müssen, will mir doch recht fraglich erscheinen. — —

Gegen Abend bewölkte der sonnenheitere Himmel sich. Und unsere so schön getrockneten Kleider tranken noch einmal das köstliche Nass. Um $^1/_2$8 erreichten wir Midcamp, wo das Tourist-Department drei Hütten errichtet hat. Hier gab's gar Sprungfedermatratzen; es waren zwar nur weitmaschige Dratzaungeflechte, aber kein Kaiser konnte besser schlafen, als wir nach unsern 20 km, die nach einer vierzehntägigen Seefahrt wie die Kriegsjahre doppelt rechen. Zwar pfiff der Wind durch die Bretterlücken, so dass selbst dem Vegetarier die Ventilation zu viel ward. Aber das störte doch keinen.

Noch zwei Stunden wanderten wir am nächsten Morgen, einem wahren Sonntag durch den herrlichen Wald. Schöner kann man sich keine Promenade denken im fürstlichen Park als diesen prächtigen Laubengang unter dem Fagus, denen wenige Coniferen, namentlich der Podocarpus Totara mit seinen fast blattähnlichen Nadeln sich gesellen; Farnbäume fehlen auf dieser Seite merkwürdiger Weise ganz. Den ebenen Boden decken die winzigen, rotgoldenen Buchenblättchen, auf denen die Sonne spielt; zur linken glitzern die crystallklaren, grünen Wasser des Clinton, in dem grosse Forellen sich treiben lassen. Durch das Blätterwerk geht der Blick auf die steile MacKenziekette. Der Buschkanarienvogel singt seine so süsse Weise. – Es ist ein wahrer Sonntag der Natur. Auf dem Aste sass der kleine, niedliche Faintail, Fächerschwänzchen und äugte nach uns, kam näher, setzte sich auf unsern ausgestreckten Arm, beguckte uns von allen Seiten und flog von dannen. Solch komische Gestalten, die nicht mal Flügel oder Federn besassen, hatte es noch nie gesehen. Die schwarzgelbe Weka, dieser Spitzbube, lief über den Weg und nahm keine Notiz von uns.

Das Tierleben im allgemeinen ist indess recht gering im Busch. Die wenigen aber — durch keines Jägers Schuss geschreckt, von keines Buben Hand bedroht — sind von lieber Zutraulichkeit.

Vor einer hohen Bergkette biegt der Clinton rechtwinklig nach O ab, fliesst um die hohe, schneebedeckte Endspitze der MacKenzie-Kette, den Mt. MacKenzie, herum, um nach kurzem wieder südlich gerichteten Laufe in dem See Te Anau zu münden. Ihm folgte der Buschpfad. Kurz vor der Flussmündung an seinem andern Ufer lag unser Ziel: das Gladehouse. „Kuui! Kuui!“ Mit dem in Australien üblichen Lockrufe (ursprünglich trieb der Hirt sein Vieh so an) holten wir den Fährmann über; und liessen es uns in Garvey's trefflicher Pfege wohl sein, uns diebisch mit Rohrstuhl, Serviette und Bett freuend. Unsere Hochzeitreisenden waren selig; sie bekamen ein Zimmer für sich.

Das jetzt dem Tourist-Department gehörende Glade-house liegt wunderhübsch nahe dem Nordende des Sees auf kleinem Flachlande rings von bebuschten Höhen eingeschlossen. Hinter dem Flusse ragt im W freistehend als Grenze zweier Täler das weisse Haupt des Mt MacKenzie. Hinter ihm, als Abschluss eines unbenannten nördlichen Tales der Schneefelderreiche Mt Michelsen. Im O wächst der Block des Skelmorlie 1780 m heraus. Aber die Sandfliegen haben ihr Hauptquartier hier und zerstören des Lebens ungemischte Freude. Gern hätten wir noch den Skelmorlie am nächsten Morgen bestiegen. Aber verschlafen steckte er sein Haupt in Nebel, den die „ältesten Leute“ für den ganzen Tag prophezeiten. Natürlich verzog er sich, als es für uns zur Besteigung zu spät war. Denn um 2 Uhr verliess der kleine Dampfer „Tarawera“, der wöchentlich zweimal vom Südende herüber kommt, das „Head of the Lake“, Seeshaupt.

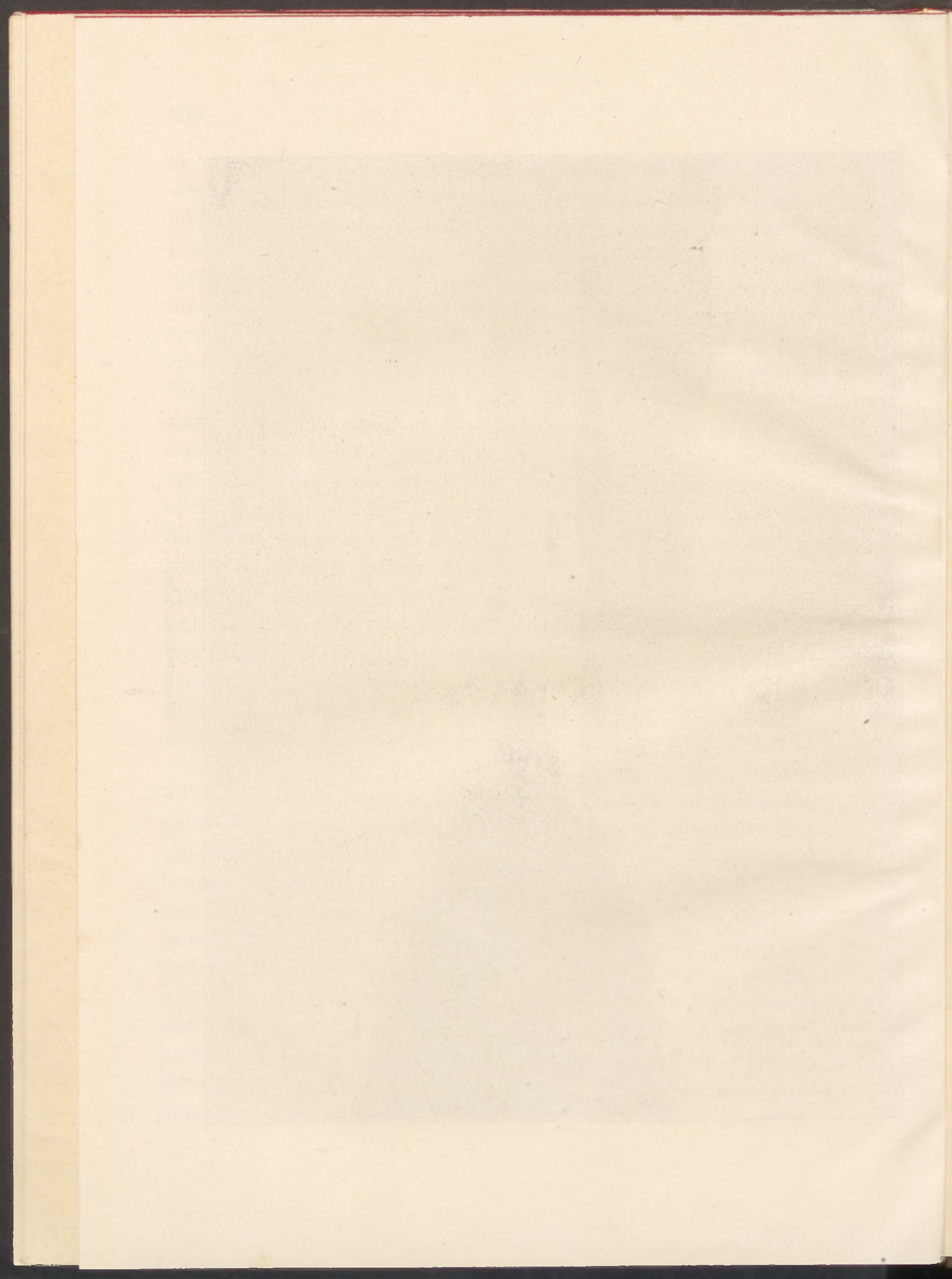
Te Anau ist der grösste der südlichen Seen. 57 km lang mit einer wechselnden Breite von 1 bis 10 km reicht

er aus dem Lande der nördlichen Bergriesen in das Gebiet welliger Lilliputhügel im Süden. Sein Landschaftsbild erinnert lebhaft an das der südlichen Fjorde. In langen, geschweiften Linien steigen die Höhen aus dem Wasser. Dichter Busch kleidet sie bis zur Schneegrenze, wo in fast haarscharfen Graden das Dunkelgrün abschneidet und das Felsengrau ansetzt. Der Rückblick namentlich auf das Nordende vom Lion Island ist prächtig. In der Mitte der gewaltigen Koulisse die schneeige Schroffe des Skelmorlie; ihm zur Seite (nach W) und an Grösse gleich Mt. Largs (1670 m), im O lehnt sich an jenen der Mt. Christine. Alle überragt mit seinen 1900 m im O der Mt. Anau. Abgetrennt von allen türmt sich die massive, 1700 m hohe Kuppel des Mt. Kane, ein prächtiger Riesenblock. Am Westufer entlang laufen die Höhen der Earlkette, die im Endpeak — 1250 m — ihren Abschluss finden. Hinter ihnen baut die Eglintonchain sich auf, bewacht vom Mt. Eglinton und Anniepeak (1550 m). Am anderen (O) Ufer schliessen die Franklinberge das prachtvolle Panorama ab. Zwischen diese bebuschten Züge schieben sich vom See drei Arme nach W als Nord-, Mittel-, und Südfjord meilenweit ins Land.

Zwei Stunden ging schon die Fahrt. Dann senkten die Höhen sich langsam, flacher und flacher dehnten die von gelblichem Grase bestandenen Ufer; da und dort einsam eine „Station“, eine Schaffarm. Fern im Süden schob der lange braune, kahle Höhenzug der Takitimus sich vor. Jetzt wollte uns der Te Anau, „der Wechselvolle“ beweisen, dass er seinen Namen mit Recht führe. Südwind hatte anfänglich geherrscht; dann war's eine Zeit lang mäuschenstill gewesen; nun blies es mit aller Macht aus Norden, der See deckte sich mit schaumigen Wellen. Und wie uns der Dampferkapitän Menzies versichert, kann das Wasser so liebliche Bewegung zeigen, dass sich kein Ozean ihrer zu schämen brauchte; und auch Seekranke hat es hier schon gegeben.



Manawapouri-See



Nach voraus wurde das Landschaftsbild uninteressant und eintönig, das Auge wanderte zurück und erfreute sich an der prächtigen, nun im schönen Abendlichte liegenden Alpenszenerie, die langsam kleiner ward und verschwand. $^1/_2$7 landeten wir am Fuss des Sees, wo Mrs. Fraser's Hôtel uns gut aufnahm, indes unser Vegetarier sich den geschrumpften Leib mit Stachel- und Johannisbeeren und unreifen Birnen füllen konnte; er graste da im Garten bis spät in die Nacht. Am Orte lebte noch ein Mr. D., der sich Künstler und Kapitän nannte. Auf sein Drängen besuchten wir sein Atelier, konnten aber nur konstatieren, dass er, wenn er einst auf dem Meere mit seinen Schiffen so schlecht gefahren ist wie jetzt mit dem Pinsel auf der Leinwand, dass er dann Recht getan hat, Landratte zu werden; immerhin mag er unter Malern der beste Kapitän, unter Kapitänen der beste Maler, und bester Maler und Kapitän sein unter Leuten, die keins von beiden sind. —

Vom „Foot of the Lake" bringt eine eintägige Coachfahrt den Touristen nach Lumsden, zur Eisenbahn. Aber noch hatten wir nach der keine Sehnsucht. Wir zogen es vor, noch einige Tage am nahen See Manapouri zu verbringen. Mit dem Te Anau steht dieser durch den Waiaufluss in Verbindung, der seine Wasser in grossen Windungen aus dem nördlichen „Wechselvollen" dem südlichen Manapouri zuträgt. An ihm entlang zieht die entsetzlich schlechte Strasse 10$^1/_2$ km durch eine flache, flachsbestandene, herzlich uninteressante Landschaft. In zwei Stunden kamen wir hinüber und fanden gute Aufnahme in Murrell's View House, das mit einer nahen Schaffarm und der Wohnung des Dampferkapitäns die Ansiedlung bildet.

Manapouri — oder besser Manawapouri heisst zu deutsch: „Traurig Herz". Nicht immer war das des Sees Namen. Einst nannte man ihn: Roto Ua-Regensee. Damals lebte ein Teil des Ngatimamoe-Stammes an seinen Ufern, der sich

friedlich vom Fischfang nährte. Als aber die Ngaitahu in die Südinsel eindrangen, entbrannte grimmige Fehde zwischen beiden. Heiss wurde an den Ufern des Sees gefochten. Das Glück war mit den Eindringlingen, die Ngatimamoe unterlagen, die meisten fielen durch die Hand der Ngaitahu. Tiefe Trauer erfasste die Überlebenden und lautes Wehklagen erfüllte die Luft. Aus dem Roto Ua ward ein See der Tränen, ein „traurig Herz". Des Stammes Reste flohen nach Osten; aber in der neuen Heimat vergassen sie nicht der alten und sangen: „Meine Augen füllen sich mit Tränen, sehe ich die Berge des Takitimo und die Höhen von Manawapouri. Wäre ich doch ein Vogel, dass ich fortfliegen könnte. Wüchsen mir doch Flügel!" —

Auf der Karte liegt der Manapouri wie ein Seestern, dessen nördliche Arme etwas kurz geraten sind. Vom kleinen Körper aus recken sich als Fortsätze der Hope-, South-, West-, North- und Monument-Arm und die Shallow-Bay; so fasst man erst, was sonst unglaublich klingt, dass der See 75 □km deckt. Erst 450 Meter tief findet das Senkblei Grund; das macht ihn zum tiefsten See Neuseelands.

Sein erster Anblick vom View-House brachte uns arge Enttäuschung. Das kleine Ding da unten sollte 75 □km sein, das nannten einige Maorilandes schönsten See? Drüben im Norden die gewulstete Bergmasse, — das die berühmten Cathedral-peaks? Warum denn der Name? Nach Westen ging der Blick auf die Hunter-Range, die bis zur Schneegrenze hinauf bebuscht ist. Im NW. steht der Cone Peak, dem seine vollendete Kegelstalt diesen Namen eingebracht. Vor der Kette guckt ein merkwürdig Ding heraus, ein Wahrzeichen des Sees. Ein kleiner Conus, knapp 50 m hoch; in seiner Gestalt ein vollkommenes Abbild der Grossen, sein Felsenhäuptlein keck aus dem Busch herausgereckt: der Monument-Peak. Ein putziger Kerl, dieser kleine Gernegross. —

Da die „Titiroa", der kleine Seedampfer, zu lange Zeit brauchte, um Dampf aufzumachen, lohnte sich ein Ausflug auf den See für den ersten Nachmittag nicht. So unternahmen wir verschiedene Streifzüge, um Maorireste zu entdecken, was uns aber nicht gelang.

Früh um 8 am nächsten Morgen dampften wir dann auf den See. Ein rechter, warmer, sonniger Tag war's, recht geschaffen zu Genuss und Freude. Als wir aus unserer View-House Bucht herauskamen und herum um Stony Point, den Endpunkt der den Monument-Arm von uns abschneidenden Landzunge, unsern Kurs westwärts nahmen, verstanden wir alle Lobpreisungen. Ein herrliches Panorama entrollt sich. Steil ragen die Höhen ringsum. Bis zu 1500 m und höher steigen die Berge aus dem See, ein jeder für sich, einer hinter dem andern. Fast bis zum Wasser deckt sie der Busch; dunkelgrün glänzt der Fagus und eingesprengt des Rimu Hellgrün. Da wo sie eintauchen, ist ein heller Felsstreifen frei geblieben; hier hat das Element die weichen Massen herausgenagt, so dass nur die festen Adern blieben, wie mächtige Bänder, die das Ganze zusammenhalten. Von hier muss man die Cathedral-Peaks sehen, um ihren Namen zu verstehen. Kuppeln, Türme, Spitzen ragen nebeneinander; wahrhaftig, eine Riesenkirchenstadt. — Die Berge geben famose Bilder. Viele von vollendeter Conusgestalt, gleich Kegeln von Gigantenhand getürmt; hohe, breite Rücken mit Zinnen und Zacken, eine Brustwehr der Titanen; bebuscht bis zur Schneegrenze, die haarscharf das Dunkelgrün vom Felsengrau scheidet: so bauen sie sich auf, so überragen sie einander am Ende der grossen Arme. Der Schönheit Preis gebührt dem George Felsen im Westarme. Es ist ein mächtiger, kahler Block in herrlichster violetter Farbe. Das schillert und schimmert und glitzert und glänzt in allen Tinten und Schatten vom dunklen Rot bis zum tiefsten Blau. Ganz köstlich!

Zahlreiche Inseln — die grösste ist die „Pomona“ — von dichtestem Walde bestanden, liegen verstreut, isoliert und in Gruppen, die oft nur eine schmale Passage frei lassen. Ihre sanften, weichen, ruhigen, horizontalen Linien contrastieren prächtig zu den schroffen, harten, steilen der Berge. Und über allem wieder diese wundervolle Stille, diese heilige Unberührtheit. Bis fast um 7 Uhr am Abend fuhren wir auf dem See, von einem Arm in den anderen, zwischen den Inseln, unter jähen, kahlen Wänden, durch buschige Lauben, zu lieblichen Wasserfällen. Und konnten uns kaum satt sehen an all der Herrlichkeit der Höhen, dieses Busches, dieser köstlichen Farben, dieser wundervollen Frische. —

Am folgenden Tage stand ein Gewitter über dem Manapouri. Und es war ein grossartiges Schauspiel, den See und seine Berge im wechselnden Kampf der Elemente zu sehen. Nun war alles in Wolkennebel finster und dräuend. Blitze zuckten auf und weithin krachte tausendfaches Echo weckend der rollende Donner. Dann brach die Sonne durch, löste mit ihrer Wärme die Nebel zu wogenden Fetzen, lockte die Berge heraus ans Licht; und wieder zog der finstere Gegner heran, mit gesammelter Kraft, den Kampf zu wagen.

Es regnete noch am nächsten Tage, als wir in aller Frühe um 6 (mitten in der Nacht!) in einen offenen Wagen steigen mussten, um die Coach von Te Anau nach Lumsden in Hill-Side-Creek, einem kleinen Gehöft, zu erreichen. Aber weder Regen noch die miserable Strasse vermochten unsere Lebensgeister zu töten. Schliesslich sollten wir doch Recht behalten; die Sonne hatte ein Einsehen, gestand sich wohl ein, dass das Völkchen, das so frech und fidel in den Regen sang und lachte, ein besser Los verdient hatte. — Im Norden um die Takitimo herum führte die Strasse, die dann besser wurde, dem breiten, geröllreichen Bette des Mararoa entlang, der in den Waiau nach seinem Durchtritt durch den Manapouri mündet und mit ihm in die südliche

See sich ergiesst. Die Landschaft ist nicht grade schön, aber immerhin interessant genug durch eine eigentümliche Terassenbildung. In weiten Lagen und Schichten, die schrägen Abhänge peinlich geglättet, steigt die Gegend zu beiden Seiten an in einer Riesentreppe. Man könnte meinen, es seien künstlich angelegte Forts und Verteidigungsschanzen, so regelmässig ist der Bau. Das alles hat der Fluss in endloser Reihe von Jahren ausgeschliffen. Gelbes Gras deckt die Flächen, untermischt mit den fächrigen Büscheln des Flachses. Nur selten trifft man eine Farm, die von weitem kenntlich ist durch den dichten dunkelgrünen Cypressenwall, den der Farmer als Windschutz um Haus und Felder gezogen. Auf niedrem Pass überschreitet die Strasse um Mittag die Wasserscheide und tritt in das Gebiet des Oreti, der nach O. zu fliesst. Die Landschaft ändert sich nicht. Nur fiel uns die Unzahl von Möven hier im Landinnern auf. Man sagt ihnen Angriffe auf in Gruben gefallene, hilflose Schafe nach, denen sie die Augen auspicken sollen.

Zweimal auf der im ganzen 75 km langen Reise wurde unser Fünferzug gewechselt. In der Hütte des zweiten Pferdewärters hatte ich die persönliche Freude, unter den Bildern, mit denen der Bewohner seine Wände beklebt, das wohl getroffene Portrait meines hoch verehrten Lehrers, des Herrn Professors Adolf Lorenz aus Wien, zu finden; ein Beweis dafür, wie weit sein Name und der Ruf deutscher Wissenschaft gedrungen.

Am frühen Nachmittage erreichten wir in Mosburn die Eisenbahn. Es gehört zu den Fremden unverständlichen Verkehrs-Eigentümlichkeiten Neuseelands, dass man hier an den Dienstagen und Freitagen der Coachankunft keinen Bahnanschluss findet. So muss man weiter über die Hügel, durch die Flüsse nach Lumsden. Um 3 waren wir da, und es geschehen noch Zeichen und Wunder! um $^1/_2$4 sassen wir bereits im Zuge, um Kingston am See Wakatipu zu

erreichen. Nordwärts fuhr die Bahn durch eine Landschaft, wie wir sie tagsüber schon gesehen, und landete uns um $^1/_2$7 in Kingston am Südende des Sees und — Wunder über Wunder — am Quai lag der Dampfer nach Queenstown und wartete auf uns.

Wie ein riesiges S, dessen Endschnörkel etwas zu kurz geraten sind, dehnt sich der See von N nach S 75 km lang. Ein schmales Band nur wechselt er seine Breite zwischen 1 bis 5 km. 400 m ist er tief. An der östlichen Ecke der Mittellinie des S liegt Queenstown, der Hauptplatz, auf den der Dampfer zuhielt. Des Sees Bild ist ganz verschieden von dem der übrigen. Ein prächtiges, tiefes Blau, das an den Gardasee erinnert, färbt das ruhige Wasser. Allseitig rahmen ihn hohe Berge ein. Braun, kühn und schroff steigen die gezackten Felsen aus dem Wasser in ununterbrochener Kette. Nackt und kahl. Nur in wenigen, windgeschützten Rissen haben einige Cordolyne und Zwergfagus sich ein Fleckchen erstritten. Sonst haben die Giganten keinem Leben Raum gewährt. Keines Busches Schmuck lindert ihre Schroffheit. Trotzig stehen sie für sich selbst. Und ihr Bild ist ein grosses. Ganz ungebändigte Kraft und wilde Stärke, voll heroischer und dramatischer Wirkung. Vor allem die gewulstete, zerklüftete Masse der im Osten liegenden „Remarkables" mit ihren 3300 Metern.

Ein eigenartiges Licht lag über dem See. An einigen Stellen mitten auf dem Wasser regnete es aus Wolken, in denen Homers göttliches Auge Zeus' zottigen Schild sah. Strahlend strebten Regenbogen darüber. Hinter und vor den Wolkenschatten liess die scheidende Sonne die Wasser hell aufglitzern. Dann sank das Licht, und in dem schmalen Saume zwischen Wolken und Bergeshöhen flammte eine lodernde Abendröte, die die Gipfel zu feuerspeienden Vulkanen wandelte. Im Osten breitete sich tiefes Dunkel,

nur der Remarkables' höchste Spitzen leuchteten in prachtvollem Feuer.

Bei Queenstown treten die Felsen ein wenig vom Ufer zurück und lassen eine tiefe Mulde frei. Hier wurde einst das Städtchen im Mittelpunkt von Goldfeldern angelegt. Als dann das kostbare Metall ausgeschürft war, wurde aus dem Platz ein vielbesuchter, freundlicher Sommeraufenthalt, in dem es sich schön und behaglich bummeln lässt.

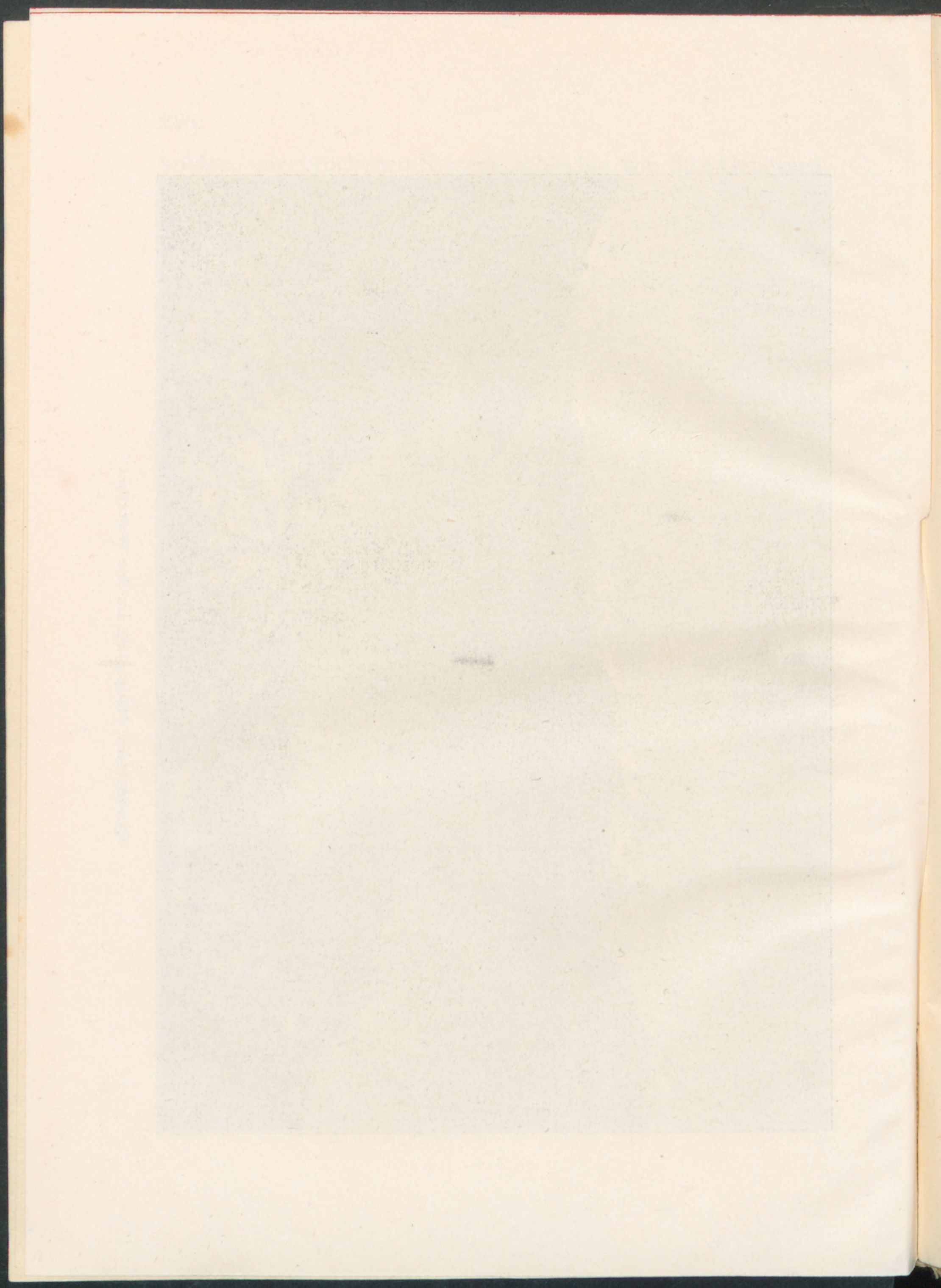
Gegen 8 landeten wir. Dicht standen am Steg die Kurgäste, denn Ankunft und Abfahrt des Dampfers sind die einzigen Sensationen hier. Wir armen, abgerissenen Wanderer trauten uns kaum durch diese Lästerallee. Wagten's dann doch und fanden behagliche Aufnahme in Eichhardt's gutem Hotel. Was uns am meisten gefiel in diesem kleinen, freundlichen Städtchen, war die Möglichkeit, nach drei Wochen durch Strassen schlendern und Einkäufe machen zu können. Der Zufall wollte es, dass der erste Kaufmann ein Landsmann war.

Am Nordende des Sees, wo Dart- und Reesriver einmünden, liegen Kinloch und Glenorchy, jedes aus ein paar Wohn- und Gasthäusern bestehend. Wenige Kilometer nördlich, den Reesfluss aufwärts ist der Diamant-See (Diamond Lake) und an ihm das „Paradies“ (Paradise). Wer will nun der Versuchung widerstehen, ins Paradies zu gehen, wenn er's so nahe hat? Das ist doch mal was Besonderes, und zudem möchte man sich doch nichts vorzuwerfen haben, etwa versäumte Gelegenheit oder so. Unsere Kleider waren zwar alles eher als edenhaft. Aber einen Augenblick gelebt im Paradiese — was tut man nicht dafür. Ein gut erhaltenes Feigenblatt konnte uns ja dort allen Sorgen entheben. Also auf denn zur Fahrt ins Paradies. Zuerst westlich, dann hinein in den Nordarm nimmt der Dampfer den Kurs. Die Richardson Berge am Ostufer, die Roundpeaks auf der Westseite stammen aus dem gleichen trutzigen,

wilden, ungebrochenen Riesengeschlechte wie ihre Genossen im Südarme. Das Wasser ist von Böcklinscher Bläue, in das der Kiel eine breite Schaumstrasse zieht. Nach drei Stunden landeten wir in Glenorchy. Mehrere Coachfahrer stritten sich um die Ehre, uns ins Paradies geleiten zu dürfen. Ein paar Meilen sind's noch von hier. Die Strasse geht zunächst durch die sumpfige Niederung, durch die Dart und Rees dem See zuwandern. Dann folgt sie dem Reesfluss aufwärts. Schlecht ist dieser Weg, wie man ihn als Zufahrt zum Garten Eden kaum erwartet. In dicken, weissen Wolken wallt der Staub. Über holpriges Geröll geht's dann mitten durch den Rees. Ob die guten Vorsätze auf der Fahrt zur Hölle wohl ein besseres Pflaster abgeben? Mitten im Wasser gab's ein kleines Malheur. Die Leitpferde einer uns folgenden Coach waren scheu geworden, hatten sich losgerissen und jagten nun durch's Wasser. Es nahm einige Zeit, bis die Kutscher sie wieder einfingen. Dann ging's weiter. Ein kleiner Fagusbusch wurde passiert und brachte etwas Farbe ins monotone Bild. Der Fluss erweiterte sich zu einer Fläche, das war der Diamant-See. Hm —, es war einer von Schmocks Diamanten; die Zeile für 5 Pfennig. Dann Halt. Eine kleine Anhöhe. Wir standen vor einem umzäunten Garten, in dem ein niedriges Haus lag: das Paradies. Wo war der Erzengel mit dem feurigen Schwert? Vergebens suchten wir ihn, der wohl gerade sein Mittagschläfchen halten musste. Wir wagten uns also hinein. Dem Genius loci huldigend brachen wir für unsere Dame eine neue Robe von Baum und überreichten es mit den feierlichen Worten: „Dies Blatt gehört der Hausfrau“. Im Hause gaben uns freundliche Wirte für gutes Geld ein mageres Luncheon — aber wo blieb das Paradies? Die buschbestandenen Berge hüllten sich in Nebel, die Gletscher und Schneefelder des Mt. Earnslaw in der Ferne versteckten sich hinter Wolkenschleiern und



Queenstown, Hauptplatz am See Wakatipu



entzogen uns ihr hübsches Bild. Aber, aber das Paradies, das Paradies? Wir gingen in den Garten, nach dem Baum der Erkenntnis zu spähen. Aber keine Schlange war zur Hand, ihn unserer „Eva“ zu zeigen. So assen wir denn auf eigene Faust die unreifen Äpfel, die uns zwar keine Erkenntnis, dafür aber fürchterliche Leibschmerzen brachten. Das Paradies war ein verlorenes. Die einzig glücklichen am Platze waren wohl nur die Sandfliegen. Wir aber konnten nicht verstehen, warum Adam und Eva so traurig waren ob ihrer Vertreibung.

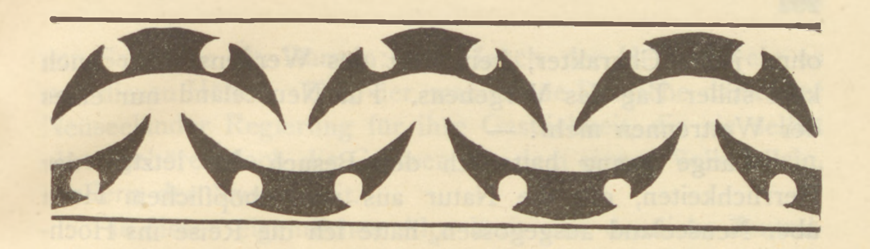
Viel interessanter ist eine Fahrt auf „Skippers Road“, die man von Quenstown als Tagespartie macht. Nicht einer herrlichen Landschaft wegen, obwohl sich schöne Blicke in fruchtbare Täler öffnen, sondern der Kühnheit, der Tollkühnheit wegen, mit der diese Strasse angelegt wurde, um Goldfelder mit Queenstown zu verbinden. Über steile Höhen, durch tiefe Täler geht der schmale Weg, hier ganz in den Felsen eingeschnitten, dort an senkrechten, gähnenden Abgründen entlang, hier in Kurven so scharf gezogen, dass die Leitpferde um die Ecke gebogen dem Kutscher unsichtbar werden. Es ist unheimlich und abenteuerlich. Bewundernswert ist das Geschick der Fahrer und die Sicherheit der Pferde, die beide jeden Stein zu kennen scheinen. Ein Unglück hat sich auf dieser Strasse nie ereignet. Nur wenige Sluicing-Mines, Spritzen-Minen, liegen am Wege, der heute meist nur Spazierfahrten dient, einst aber, als die Erde die auri sacra fames noch stillte, eine der belebtesten Strassen war. Frohe Erwartung, fieberhafte Zuversicht hastete hier hinaus, nur wenigen ward Erfüllung; Gold kam zurück, aber auch zerschmetterte Hoffnung, gebrochener Lebensmut. Die Strasse könnte reden von der Tragik der Menschen.

Den Wakatipu mit seinen immer wechselnden Farben auf Gebirg und Wasser hatten wir ehrlich lieb gewonnen, als es zum Scheiden kam. Noch einmal liessen wir im

strahlenden Frühlichte seine machtvolle Schönheit zu uns reden; dann brachte uns die Eisenbahn in neunstündiger Langsamkeit nach Dunedin. Der Schienenweg beschreibt einen nach Norden offenen Halbkreis. Bis Lumsden ging's nach Süden, dann bog die Strecke nach SO. ab, durchkreuzte die fruchtbare Waimea-Ebene, ratterte auf Holzbrücken über Mataura- und Cluthafluss, wo Baggermaschinen nach Gold wühlten. In nördlicher Richtung setzte sie dann den Bogen fort am flachufrigen Waihola-See entlang, vorbei an dem durch seine Wollfabrikation bekannten Mosgiel, um am Abend in Dunedin zu enden. Das Landschaftsbild war nicht sonderlich anziehend. Einsame Farmen, Geflügelhöfe, Fabriken, Webereien, kleine Dörfer, geschmacklos gebaute Städte, kahle Höhenzüge, Stoppelfelder, Wellblechscheunen in bunter Reihe. Auf diesen Teil Neuseelands passt Wilhelm Busch's Charakteristik von Fipps dem Affen; er

„ — ist, das muss man wohl gesteh'n
Nicht als Schönheit anzuseh'n;
Doch was ihm grossen Wert verleiht
Ist Rührig- und Betriebsamkeit."





In den Alpen Neuseelands.

Im kleinen Nestchen, an das meine Arbeiten mich immer noch fesselten, wurden die Laternen wieder aufgeschraubt. Den Sommer über hatten die Pfähle verlassen dagestanden; da leuchtete Frau Sonne so lange, bis das „Grossstadtleben" erlosch und half den weisen Stadträten sparen; im Winter leistet der Vollmond dem Stadtsäckel den Liebesdienst. An dunklen Tagen reitet der Laternenanstecker seine Strecken ab; dazu machte er jetzt seine Vorbereitungen. Es ging also hart in den Herbst. Die Tage wurden kürzer, die Abende kühler. Das sind fast die einzigen Merkmale dafür in Neuseeland. Am Tage wärmt uns die Sonne wie daheim nur an prächtigen Sommertagen. — Und doch, was ist dieser Herbst gegen den unsrigen! Nicht der lachende Künstler, der tausend Farben auf seiner Palette mischt und Busch und Wald mit goldenen und roten Sprenkeln bemalt. Die Kunst hat er hier aufgegeben. Der Laubwald fehlt ihm. Stumm, schwermütig, klagend steht das ernste Grün der Cypressen im Winter. Herbst! Und zudem Ostern vor der Tür. Das ist hier nicht ein Auferstehungsfest, da jeder des Winters stickige Last von der Seele schüttelt, wo es wie ein Sehnen und Ahnen durch Wald und Garten raunt. Es ist ein Ostern

ohne jeden Charakter, kein Fest des Werdens, aber auch kein stiller Tag des Vergehens. Für Neuseeland nur eines der Wettrennen mehr. —

Lange genug hatte ich den Besuch der letzten der Herrlichkeiten, die die Natur aus unerschöpflichem Horn über Neuseeland ausgegossen, hatte ich die Reise ins Hochgebirge aufgeschoben. Wenn ich noch gehen wollte, wurde es Zeit. Das Wetter — Ende März — war günstig. Heller, lustiger Sonnenschein. Droben war noch wenig Schnee gefallen. Also Rucksack gepackt und los!

In der Hauptrichtung von NO. nach SW. läuft — mehr an die Westküste herangerückt — ein ununterbrochener Alpenzug von fast 300 km Länge und 90 km Breite durch die Südinsel. Aufgefasert und verspreizt liegen Höhen und Berge im Norden bei Nelson, in der Mitte schliessen sie sich zu einer gewaltigen Zentralkette zusammen, und das südöstliche Ende breitet sich wieder aus zu den Höhen, die die Fjorde so herrlich umrahmen. Nach W. stürzen die Gebirge steil und schroff ab; ihren Fuss bekleidet, genährt durch den häufigen Regen, der frische Busch der Westküste. Nach O. senken sie sich langsamer zur Canterbury-Ebene ab. Der Zentralstock mit dem höchsten Berge, dem Mt. Cook (3700 m) ist das eigentliche Herz der Southern Alps. Hier breiten sich ewige Gletscher, hier türmen sich kühne Zacken und Zinnen, noch längst nicht alle erklommen.

Erschlossen wurde dies herrliche Reich zumeist von Deutschen, voran Julius von Haast; dann v. Lendenfeldt u. a. m. Grossen Deutschen haben beide hier Denkmäler, dauernder als Erz, geweiht. Dem Alten von Weimar Mt. Goethe, dem Zermalmer von Königsberg den Kant-Peak, dem Grossen von Friedrichsruhe den Bismarck Peak und Kanzler's Kette (Chancellor's Range); Kaiser Fritz Range, Kaiserin Victoria Glacier, Blumenthal Gletscher, Mt. Roon, Mt. Moltke, Liebig Range, Ernst Haeckel Peak

zur Seite des Mt. Darwin: wie Hauch der Heimat weht es von diesen Höhen. Und der wandernde Deutsche dankt der Neuseeländer Regierung für ihre Gastlichkeit, die sie selbst ehrt; gehören doch die Grossen nie dem eignen Volke allein, sondern der Menschheit.

In diesen eigentlichen Alps läuft eine deutliche Zentralkette in nordsüdlicher Richtung. Im Süden hebt sie mit der gletscherbedeckten Moorhouse Range an, deren höchste Zacken der Mt. Sefton (3105 m) und Footstool (2720 m) sind. Mt. La Perouse mit 3030 m schliesst sich an. Mt. Tasman (3440 m), Mt. Haast (2950 m), Mt. Haidinger (3015 m) sind weitere Glieder der Kette. Nach N. folgen dann die Minaret-Peaks (3010), Mt. Green (2700) als Hauptstücke; Elie de Beaumont steht an der Ecke da, wo die bis jetzt fast gerade von S. nach N. laufende Kette über den Hochstetter Dom (2978 m) nach NO. abbiegt, Wie ein gewaltiges Rückgrat streckt dies Massiv sich aus, und wie die Rippen an die Wirbelsäule, so lehnen sich die Seitenketten an. Vor allem die Mount Cook-Kette, die in westöstlicher Richtung verlaufend, in des Mt. Tasman Nähe von Osten her sich einhängt; ferner die Malte Brun Range mit Mt. Malte Brun (3130), Mt. Darwin (2915), mit dem Ernst Hackel Peak (2985 m), die parallel der Zentralkette, durch den Riesengletscher Tasman von ihr getrennt, läuft und ihren Anschluss an sie findet nach ihrer Abbiegung nach NO., östlich vom Hochstetter Dom. Von der Malte Brun Kette durch den Murchison Gletscher geschieden, und ihr parallel steigen die Höhen der Liebigreihe an, unter ihnen der Rotten Tommy (Blackburn) 2350 m, der Nonnenschleier (Nun's Veil 2690 m), und hängen sich weiter östlich an. Im Westen zweigen von Süden nach Norden ab die Balfour-, Fox-, Chancellor-, Kaiser Fritz Kette usw.

Die niederen Höhenzahlen mögen in Erstaunen setzen, aber man muss bedenken, dass die Schneegrenze hier bei

1500 m liegt gegen 2400 m in der Schweiz. Das und die Formation der Berge erlaubt, wie v. Lendenfeldt einmal im New Zealand Alpine Journal bemerkt, nur einen Vergleich mit der Hochgebirgswelt der Mt. Blanc und Monte Rosa Gruppe.

Ewiger Schnee deckt das Haupt all dieser Riesen, zahllose Gletscher senken von ihnen sich nieder. Vor der Moorhousekette, östlich von ihr, windet sich von S. her, vom Barron's Saddle (2295 m) der Müller-Gletscher herunter, im O. von der Sealeykette eingefasst, mit seiner Länge von 12 km. Den Namen hat er von dem berühmten Schöpfer des prächtigen Melbourner botanischen Gartens, Baron v. Müller. Von Norden schiebt der La Perouse eine Eisestatze, den Hooker Gletscher 11 km hernieder, den im O. die Moorhouse Range, im Westen die Mt. Cook-Kette einrahmen. Beide, Hooker- und Müllergletscher treffen sich in kolossalen Moränen zu Füssen des Footstool; ihre Schmelzwasser rinnen im Hookerfluss nach O. durch ein weites Tal, das einst die Gletscher noch ausfüllten, und münden in den Tasmanriver. Der wieder — von NW. nach SO. laufend — wird gespeist vom Tasman-Gletscher, dem Riesen der Riesen. Vom Hochstetter Dom steigt er herunter, nimmt zahllose Seitengletscher auf, schiebt sich zwischen Zentralkette und Malte Brun Range in ungefähr nordsüdlicher Richtung; an der Ecke, wo er am Mt. de la Bèche den Kronprinz Rudolf Gletscher aufnimmt, biegt er nach SSO. ab. Um das südliche Ende der Malte Brun Kette herum stösst der Murchison Gletscher mit einer Stirnmoräne zu ihm, gleichfalls von N. her; und nun zwischen der Liebigkette und Mt. Cookrange füllt der Tasman mit einer riesigen terminalen Moräne ein Tal von fast 3 km. Breite aus. 27 km beträgt seine Gesamtlänge; damit schlägt er ja wohl auch den Aletsch-Gletscher. Durch ein 1—2 km breites, von niederen Höhen eingefasstes Tal trägt der Tasmanfluss die

Schmelzwasser 36 km lang zum See Pukaki. Gefürchtet ist dieser Strom, der sich in tausend Arme und Zweige durch das riesige Geröll- und Sandbett, das alte Gletscherlager, ergiesst, fast täglich seinen Lauf ändert; heute ein unschuldiges Bächlein, morgen ein tosender, Gischt sprühender, toller Strom. — Von den nach der Westküste absteigenden Gletschern mögen der Fox- und Franz Joseph-Glacier genannt werden, die hier bis 270 m über dem Meeresspiegel sich senken, deren Stirn der prächtige Busch umkränzt.

Recht interessante Zahlen und Beobachtungen sind über die Gletscherbewegung gemacht worden. Fast all die Eisriesen wandern zu Tale, bis zu einer Strecke von 45 cm am Tage; aber da am Stirnteil auch etwa soviel abschmilzt, rücken sie eigentlich doch nicht vom Fleck. Auf allen Moränen findet man Riesenblöcke, die mit grossen Ziffern numeriert sind; deren Wanderung man seit Jahren verfolgt. Man muss nur einmal eine Zeitlang auf einer Moräne still gesessen haben, um zu beobachten, wie alles sich bewegt. Auf dem Müllergletscher war es geradezu unheimlich. Aus der Tiefe heraus, den Augen verborgen, rauschte ein Strom; hier — dort löste sich ein Stein, rutschte ein wenig; da knarrte es, ein Block polterte hinunter, hier brach eine Steinbrücke zusammen, drüben schoben zwei Platten sich übereinander. Nicht einen Augenblick Ruhe war da.

Ebensowenig kennen die Lawinen eine Pause. Nicht nur zu bestimmten Tageszeiten wie in unsern Alpen stürzen sie zu Tale. Tag und Nacht rollt hier ihr Donner, bald dumpf verhallend, bald laut dröhnend. Mt. Sefton namentlich ist bekannt dafür. Von der ihm gegenüber liegenden Sealey Kette hatten wir an einem Nachmittage ein glorreiches Schauspiel. Eine Viertelstunde standen wir auf dem braunen Felsgrat, von dem der Blick auf die Eisschlange des Müllergletschers geht, am wild schroffen Sefton und Footstool vorbei zum Zeltdache des Mt. Cook schweift und weithin

über dessen Kette zur Malte Brun Range und Mt. Darwin reicht. In dieser kurzen Spanne Zeit lösten drüben vom Sefton dicht unter dem Gipfel an dreissig Lawinen sich los. Erst kleiner, aus der Mitte eines gewaltigen Schneelagers stürzend, dann grösser, eine tiefe Rinne reissend; endlich krachten unter ungeheurem Donner, der die Erde erzittern liess, die Wände zusammen, und sausten, ein Riesenstaubfall, zu Tale, breiteten über Zacken und Schroffen sich hin wie der Gischt einer gewaltigen Brandung.

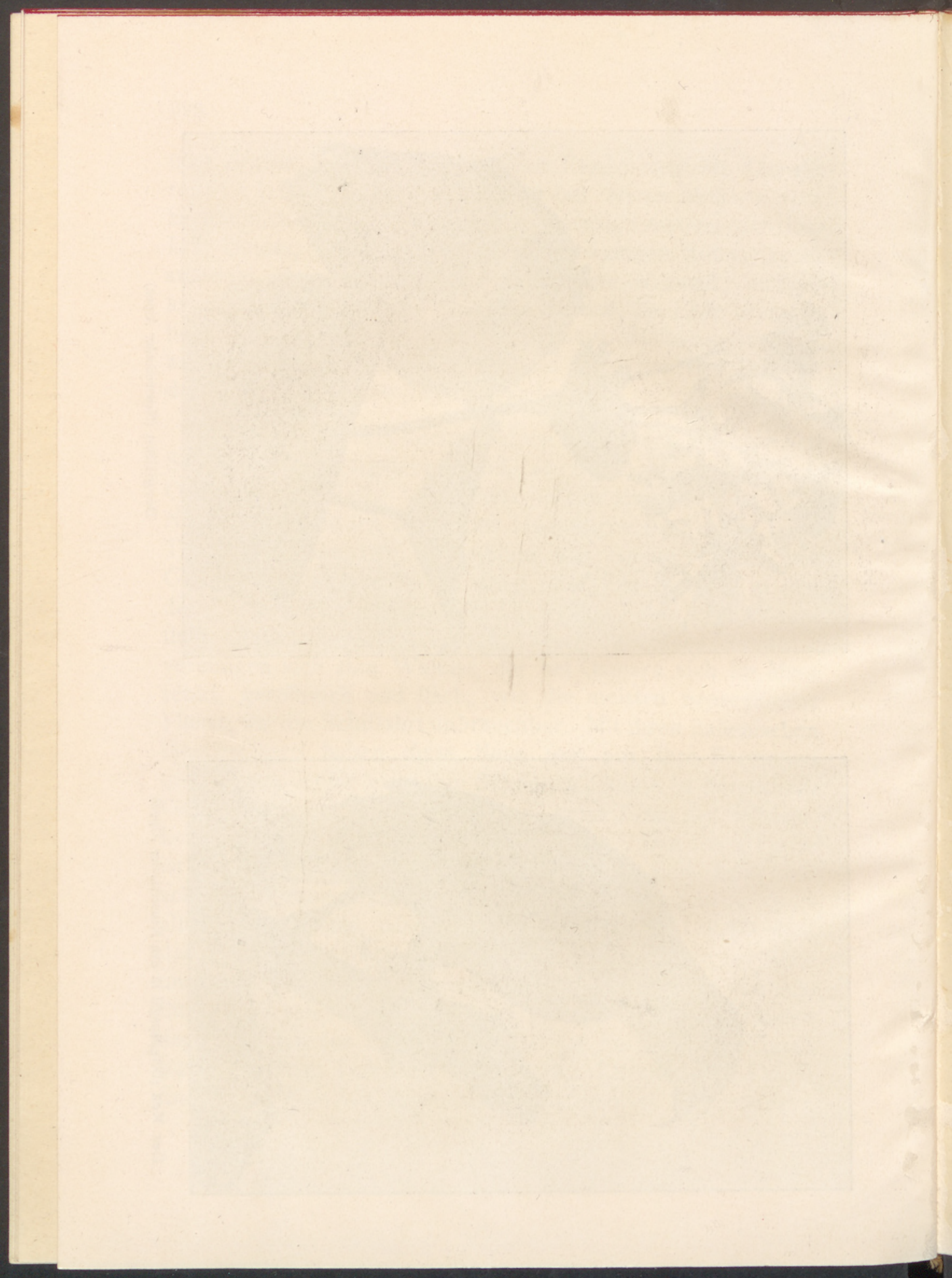
Wie den europäischen Alpen nach der italienischen Seite zu Seen vorgelagert sind, so haben sich hier nach Osten zu eine Reihe von Wasserbecken angesammelt. Von Norden nach Süden sind's der Hauptsache nach: der Lake Tekapo, in den der Godleyfluss das Schmelzwasser des Gletschers gleichen Namen trägt, der See Pukaki, in den der Tasman sich ergiesst, der Lake Ohau, dem der Dobsonfluss Gletscherwasser zuführt. Dieser drei Seen Ausflüsse vereinigen sich zum Waitaki, der bei Oamaru sich ins Meer senkt, geröllreich und flach, wie die meisten neuseeländer Flüsse, für die Schiffahrt unbrauchbar. Mit ihren italienischen Geschwistern haben diese Seen nun nur ihre Formation gemeinsam, leider nicht ihre Schönheit; keine in herrlichem Grün prangende Landschaft, kein tiefes Blau der Wasser, keine Citronenhaine entzücken das Auge. Der Seen Farbe ist milchig-opal, die umgebenden Berge sind kahl, mit schmutzig-grünem Gras bestanden. Ihrer Bildung nach sind's alte Gletscherreste, namentlich am Pukaki und Tekapo wird das deutlich. Mächtige, alte Lateralmoränen liegen zur Seite und schliessen die Seen nach O zu ab, durch die die Abflüsse eine schmale Passage sich genagt. An den Wänden der einrahmenden Berge liest man der vergangenen Eiszeit Runenschrift in Terrassen und Linien. Eisschliffe an Felsen findet man hier fast garnicht, das Gestein ist zu verwittert,



Der Kea (Bergpapagei in den Neuseeländer Alpen)



Berglilien (Neuseeländer Alpen)



zu weich, das Eis hat nur Lücken und Schroffen ausgebrochen. An der Westküste soll es Schliffe geben.

Das Hauptgestein der neuseeländer Alpen ist Schiefer, während unsere heimischen aus Kalk gebildet sind.

Der Aufbau der Alpenlandschaft von O. her ist ungemein charakteristisch. Aber auch nur das, landschaftliche Schönheit gibt es da weiter nicht. Erst wenn der Berge Fuss erreicht ist, enthüllt sich auch das. Keine grünen Matten steigen hier sanft an, von denen der weidenden Kühe Glocken herübertönen, keine steinbeschwerten Häuschen und Senn-Hütten grüssen herunter, keine Bergbevölkerung, keine bunten Trachten, kein Juchzer und Jodler und kein freundliches: Grüss Gott!

Den eigentlichen Alpen sind niedere Bergketten vorgelagert, aber eigentlich ist's doch nur eine einzige, gewaltige Ebene, die vom östlichen Meere her langsam bis zum Alpenfuss ansteigt. Ganz flach im Anfang. Dann heben sich, je näher man dem Gebirge kommt, Hügel, Höhenzüge, Bergköpfe aus ihr heraus, nicht hoch, oft meint man nur der Berge Spitzen zu sehen. So fährt man über eine weite Ebene, überschreitet einen niederen Pass und kommt wiederum in ein gleich flaches Land, das nur einem anderen Stromgebiet angehört. Dazu kommt der Terrassenbau dieser voralpinen Ebene; diese langen, weit geschweiften und breiten Schanzen, die so sehr bezeichnend für die „Southern Alps“ sind. Wie eine gewaltige Treppe liegen sie in der Ebene, bauen sich am Hang der Höhen auf, oder breiten sich wie ein künstliches Verteidigungswerk. In einem schönen Buche, das der Wiener Geologe Hochstetter 1863 über Neuseeland schrieb, kommt der Autor auch auf den Ursprung dieser eigentümlichen Formationen zu reden. Es sei dem Laien erlaubt, kurz die Ansicht dieses Fachmannes zu zitieren. Einst ragte das Gebirge höher als heute. In unendlicher Arbeit nagten die Flüsse sich ihren Lauf. Gletscher schliffen

ihre Betten aus: Täler entstanden. Massiges Geröll führten Strom und Gletscher mit sich in die Niederungen. Langsam dann senkte sich das Land. Und alles, bis auf die Riesenhöhen tauchte ins Meer. Ebbe und Flut arbeiteten an den Talwänden und dehnten sie zu weiten Mulden. In nimmer endendem Regen fiel Sand, Schlamm und Geröll in sie hinein. Eine Periode der Hebung folgte; und bald — nach einem „bald" der Geologie, das so viel heisst als nach Tausenden von Jahren — lagen die früheren Täler als flache Plateaus vor der Sonne, aus denen verstreut der früheren Berge Spitzen und Kämme herausragten. Wieder machten die Flüsse sich an ihre nagende Arbeit, gruben sich ihre Betten, tiefer und tiefer. So entstanden dann die Terrassen. So die Ebenen mit ihren Kegeln und Spitzen. Dass man nur wenige oder gar keine Muschelreste findet, darf nicht Wunder nehmen, da das Geröll der Konservierung der Muschelreste nicht so günstig ist wie Sand- oder Schlammbänke. — Andere Terrassen rühren von vergangenen Gletschern her, aber da sieht man leicht in Linien und schmalen Treppen und Schliffen, soweit sie zu Stande kamen, die Spuren der Eisarbeit.

Diese Hochebene deckt ein schmutzig-grüner Überzug. Auf dem kieselreichen Grunde wächst Tussockgras in getrennten, dichten Büscheln, zwischen denen der Boden braun durchsieht. Kein Baum, kein Strauch weit weithin. Von der Höhe einer Terrasse geben diese Steppen das Bild einer Düne, von der die Flut eben gewichen. Die wenigen Farmen, die grosse Schafherden in dem Grase spärliche Nahrung suchen lassen, bieten mit ihrem Wall von Cypressen und Pappeln ein wenig Erholung in dieser bedrückenden Oede, sind kleine, lichtbringende, grüne Oasen in den ängstenden, gelb-braunen Wüsten. Überhaupt ist die Vegetation der Alpen nicht allzu üppig. Spärlicher, verkümmerter Fagusbusch deckt hier und dort niedrige Anhöhen untermischt mit Ribbon-

wood und Zwergtotara, Veronika in ihren zahllosen Arten stehen verstreut. Weisser Enzian, Edelweiss, die Mt. Cook Lily sind häufiger. Am weitesten verbreitet und am besten gehasst ist das Speergras, das in Schluchten und Hängen in dichten Bündeln wächst. Seine nadelscharfen Spitzen durchdringen leicht Kleider und Strümpfe; man gebraucht deshalb mit grossem Nutzen hier Putties, Wollbinden, mit denen man die Unterschenkel umwickelt.

Spärlich wie die Pflanzen- ist auch die Tierwelt. Aber interessant genug. Allen voran der Kea, der Bergpapagei, Nestor notabilis. Eine echte Papageienart von Habichtgrösse mit gekrümmtem Schnabel, braungrauem Gefieder, das auf der Unterseite der Schwingen mit goldgelben und roten Federn durchsetzt ist, Kea, Kea tönt sein Geschrei, dem Heulen eines Baby gleich. Früher war dieser Vogel viel häufiger und den Bergsteigern ein Anlass zu vielem Spasse durch seine inquisitorische Neugier, mit der er die Touristen musterte, an die Gepäckstücke ging und sie wie ein Zollbeamter (wie ein preussischer!) visitierte; oder durch seine fidele Frechheit, mit der er die Wellblechdächer der Hütten runterrutschte, mit seiner Schlittenfahrt den wegmüden Wanderer aus wohl verdientem Schlafe scheuchend. Jetzt ist er viel seltener geworden, uns kamen nur einige an Ketten gelegte zu Gesicht. Der Kerl hat sich's aber selbst zuzuschreiben. Warum auch musste er unter die Feinschmecker gehen! — In den letzten zwanzig Jahren entwickelte er die üble Gewohnheit, Schafe anzufallen, ihnen die Nierengegend aufzuhacken und vom Fette der Nierenkapsel zu zehren. Darauf haben ihm Farmer und Regierung den Krieg erklärt und bald wird der letzte Kea erlegt oder doch wenigstens an die Kette gelegt sein. Seine Anpassung ist mehr als eigentümlich. Kea ist ein neuseeländer Kind und Schafe (vierbeinige!) gibt's hier erst seit den letzten 50 Jahren. Und seit zwanzig Jahren ist des Kea Appetit

auf den Nierenbraten erwacht. Nahrungsmangel mag ihn dazu getrieben haben. Aber warum nun gerade die Nieren, oder gar nur ihr Fett? Wenn es dem Laien gestattet sein mag, eine Ansicht zu äussern, so hat er wohl versucht die Lämmer zu rauben, mit Krallen und Schnabel sich dabei in des Tieres Rücken eingehauen dort, wo unterhalb der Rippen an der Wirbelsäule ein Anhalt sich bot, an der höchsten Stelle des Rückens — und dabei den Leckerbissen entdeckt. Seltsam genug ist diese Änderung der Lebensweise, diese Anpassung an neue Bedingungen unter unseren Augen.

Der Gebirgstierwelt eigentümlich sind noch drei wilde Entenarten. Die Grey-duck (Anas supercillosa), Blue Mountain Duck, eine der ersten verwandte Spielart, und Paradise Duck (Casarea variegata). Über diese noch ein paar Worte. In selten einmütiger Ehe leben Männchen und Weibchen zusammen. Kaum wird man eines allein sehen. Wir sahen es nie, und (wohlgemerkt) es war Herbst und nicht die Zeit der Liebe und Jungenpflege. Das stahl-blaue, schillernde Gefieder des Herrn Enterich ist stets Seite an Seite dem gleich gefärbten seiner Frau Gemahlin, deren Kopf und oberer Halsteil schneeweiss gefärbt ist; ein echtes Morgenhäubchen, das Mama Ente trägt. Abermals hier eine Nuss für die Anpassungstheorie, die Darwins survival of the fittest zum Ausgangspunkt nimmt. Das Männchen ist hier das Unscheinbare, indess Frau Entes weisses Kopftuch sofort in die Augen fällt, vom Wasser, vom Gestein sich lebhaft abhebt. Sonst ist's doch umgekehrt. Der Farbenrausch des Paradiesvogels auf Neu-Guinea z. B. ist erb- und eigentümlich dem Männchen, das hier zum schöneren Geschlechte wird, indess das Weibchen, das bei seiner Brutarbeit besser unauffällig bleibt, ein unscheinbares Kleid vor Entdeckungen schützt. Alle Rätsel der Descendenz sind wohl noch nicht gelöst, oder — besser — die Wege, die sie gegangen, sind noch nicht alle klar. Will man noch der (von Europa eingeführten)

Lerche, der — Gott sei Dank! — recht seltenen Sandfliegen, einiger Brummfliegen und Motten, die wir auf dem Gletscher (vom Winde dorthin verweht) kriechen sahen, gedenken, so hat man der Alpenwelt Fauna ziemlich erschöpft.

Vor dem Mt. Sefton, dort wo Müller- und Hooker-Gletscher ihre Endmoränen zu einem mächtigen Schutthaufen zusammentürmen, liegt das Berggasthaus: The Hermitage, die Einsiedelei. Es ist bis jetzt das einzige Gebirghôtel, und hier schlägt man für Touren sein Hauptquartier auf. Es gehört der Regierung; ein neuer Beweis, wie gut und praktisch sie den Reisendenverkehr fördert. Wie man denn überhaupt hier die ganze Möglichkeit, die Alpen besuchen zu können, dem Government dankt. Vor Jahren hat es auch einmal einen Alpenverein gegeben, von dem noch einige Bände „New Zealand Alpine Journal" künden. Der liegt aber längst entschlafen. — Nicht auf dem Sterbelager seines letzten Mitgliedes fand er seligen Tod, sondern — grinst, Junggesellen! — auf dem Hochzeitsbette seiner Angehörigen. Die einst so mutigen Steiger und Pioniere wählten unter den Töchtern des Landes und hielten Einzug ins Philisterium. Nachwuchs gab's nicht. Die Jugend von heute hat andere Ideale, Wettrennen, Fussball usw. So kommt's, dass die Mehrzahl der wenigen Besteigungen, die überhaupt unternommen werden, von Fremden gemacht sind. Die aber sind bei dem mangelnden Interesse der Bevölkerung dem unermüdlichen Tourist-Department zu umso grösserem Danke verpflichtet. Die Pukaki und Hermitage-Häuser sind sein Eigentum. An geeigneten Orten hat es gut verproviantierte Hütten angelegt und Pfade eröffnet; wenige zwar nur, und auch die sind im Vergleich zu unsern rauh und fast unwegsam; aber viel wird wohl überhaupt hier in der Art nicht geschehen können, wo alles im Schutt der Moränen oder ewigen Schnee starrt. Die dankenswerteste Leistung ist aber die Ausbildung und Anstellung der Governments-Führer.

In Jack Clarke (er ist neben zwei anderen der Chiefguide) besitzt Neuseeland einen Führer, der trotz seiner Jugend jeden Vergleich mit unsern besten Alpenweisern aufnehmen und bestehen kann. In ihm paaren sich gründliche Erfahrung, eiserne Ausdauer, Geschicklichkeit, sicheres Auge und stetiger Schritt mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit, Bildung, Wohlerzogenheit und liebegenährter Begeisterung. Mit ihm zu wandern ist ein Vergnügen. Seiner und seiner Genossen Tüchtigkeit ist es zu danken, dass noch kein Absturz oder ernster Unfall da oben sich ereignet hat. Kein Marterl, keine Kreuze auf kleinem Friedhofe gemahnen, dass hinter all der Schönheit der weisse Tod wohnt und lauert. Wahrlich kein geringer Ruhmestitel für unsere drei Führer.

Zur Hermitage sollte also die Fahrt gehen. Von Timaru (an der Strecke Dunedin-Christchurch) benutzt man eine Seitenbahn, die in Fairlie endet. Von hier ging's dann am nächsten Morgen weiter auf S. M. König Eduards des Siebenten Postkutsche. Durch die Quellgebiete des bei Temuka in den Pacific mündenden Opihiflusses führt die Strasse bis nach Burkes Pass, auf dem man die Wasserscheide überschreitet und in das Stromgebiet des Waitaki eintritt. Nun ist man inmitten dieser beklemmenden Grassteppen und Terrassen. Öd und leer alles. Hügel und welliges Land ringsum. Selbst die um Mittag zu Gesicht kommende milchige Fläche des Tekapo-Sees brachte kaum eine Abwechselung. Die fernen Riesen deckte dichter Wolkenschleier. Telegraph und Telephon liessen wir wieder einmal hinter uns — und gehörten nun in Wahrheit zu den beati procul negotiis. Brieftauben unternehmen es jetzt, die Pukaki- und Hermitage-Wirte von der Zahl der Ankommenden zu unterrichten. Manchmal, wie in unserm Fall, tun sie's freilich auch nicht. Nach einfachem, dafür schlechtem Imbiss in Tekapo nahmen wir die Fahrt wieder auf. Der Fünferzug rollte uns durch die Ebenen, die hier den Namen „Mackenzie-

plains“ führen. Mackenzie geniesst die Unsterblichkeit Herostrats, die kommenden Geschlechtern nicht gerade zur Nacheiferung empfohlen wird. Mitte der 50er Jahre letzten Saeculums legte er sich auf den Viehdiebstahl en gros und trieb tausende von Schafen und Rindern in diese noch unbekannte Gegend, um sie später en detail gegen gleich bare Zahlung anderswo zu verkaufen. Seine Verfolgung führte erst zur Entdeckung dieser Ebenen. — Einige wenige Schaffarmen wurden passiert. Sonst aber war alles wellige Steppe mit Hügeln und Bergen weit ab von uns. Am Abend landeten wir am Pukaki-See. Die Landschaft am See gleicht der am Tekapo; mit schmutzigem Grasgrün überdeckte Höhen schliessen die milchig-trübe Wasserfläche ein. Nur an klaren Tagen, wie uns auf der Rückfahrt einer beschieden war, geniesst man hier den ersten Blick auf die gewaltige Kette der Hochalpen. Der breite, eisbedeckte Kamm des Sefton, das hohe, weisse Dach des Mt. Cook mit Tasmann und Lendenfeldt zur Seite: dicht am nordöstlichen Ufer scheinen sie zu stehen und liegen doch in Wirklichkeit noch viele Kilometer zurück. —

Grau bedeckt war noch der Himmel am anderen Morgen, als wir uns daran machten, die letzten 60 km der 144 km langen Strecke Fairlie-Hermitage in einem kleinen Zweispänner (NB offenen, ob es schön ist oder regnet, ganz egal!) zurückzulegen. Die monotone Fahrt geht erst am Pukaki See entlang, an seiner Nordwestseite, dann am rechten Ufer des Tasmanflusses, diesem 2 und 3 km breiten Tale, in dem der Strom seinen Armen fast jeden Tag neue Bahnen gräbt. Schade das; sonst wäre er leicht zu durchkreuzen, oder gar zu überbrücken, und die ganze Fahrt von Fairlie könnte in einem Tage gemacht werden. Immer noch entzog das Gebirge sich unsern Blicken, ein dichter Vorhang deckte es. Gegen Mittag, als wir unser mitgebrachtes Frühstück in einer Regierungshütte am Wege

verzehrten, kam Bewegung in die Massen. Hier und da und dort ein Riss; öffnete sich und schloss sich wieder; ein Spalt klaffte, weiss schimmerte es durch, langsam lösten dann die Nebelmassen sich auf. Der gewaltige Eisrücken der Moorhousekette trat heraus, Mt. Tasman wurde frei;

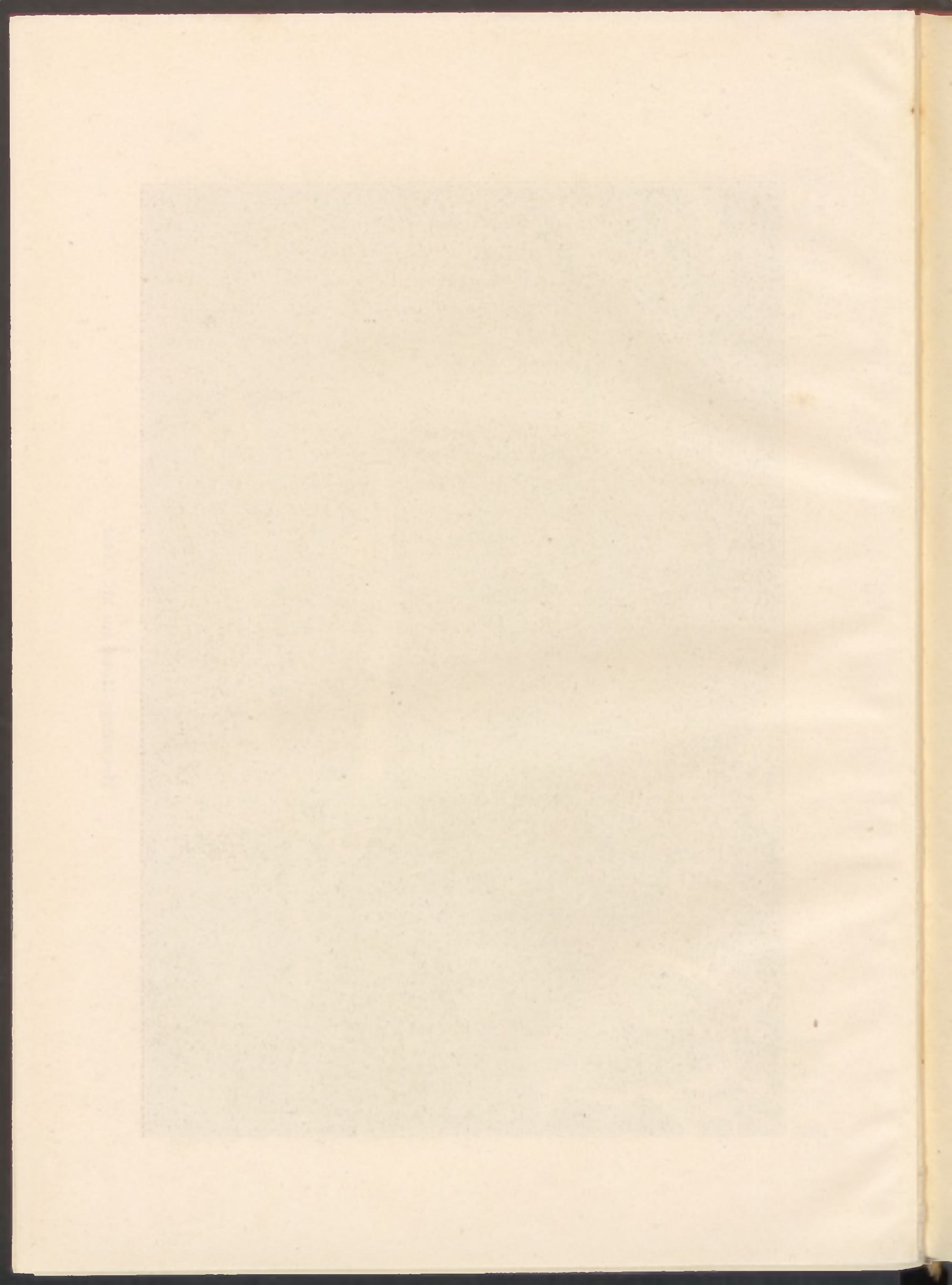


Aorangi vom Tasman-Gletscher

vom Norden an der Liebigkette schob der Tasmangletscher seine mächtige Tatze zu Tale. Dann kam Mt. Cook selbst heraus; frei ragte nun seine Spitze, eine gewaltige Eispyramide von hier, eine grosse Wolkenkrause lag ihm um



Hermitage-Hotel am Mt. Cook



den Hals; jetzt war er der echte „Aorangi", wie man (die Weissen!) ihn in der Maorisprache auch genannt hat: der „Wolkendurchbohrer". Dann stand er ganz frei, der Kaiser dieser Alpen. Scharf, kantig, gratig trotzt er nach oben, keiner sanften Linie milde Schweifung lindert das Bild; ganz Stärke, ungebrochene Kraft und Majestät, überragt er alles Volk um Haupteslänge. Nur viermal ist er von kühnen Steigern völlig bezwungen worden.

Um einen kahlen, hohen Felsblock „Sebastopol" herum biegt die jämmerliche Strasse aus dem Tasmantal in das des Hooker ein. Um $^1/_2$5 erreichten wir die Hermitage und auch diese rapplige Postkutschenfahrt war zu Ende.

Behaglich ist's hier in der Hermitage. Ein beträchtlicher Komplex einstöckig in Holz gebaut und mit Wellblech überzogen, beut es alle Bequemlichkeiten, schöne Zimmer, Dining-, Smoking- und Drawingroom, Badezimmer, sogar eine Bibliothek für den, der (was man nie tun soll) ohne Bücher reist. Der Deutsche findet hier von Landsleuten gestiftete Werke (Gerhart Hauptmann u. a.). Sogar ein Klavier gibt's, das in anständige „Stimmung" zu bekommen wir uns an einem verregneten Tage vergeblich bemühten. Nur gerade günstig gelegen ist das Haus nicht; ganz an die Moräne herangebaut, lässt es dem Blick fast nichts vom Gebirge frei. Dicht neben dem Sebastopol auf einer alten Gletscherterrasse wäre ein idealer Fleck, von dem man Sefton und Cook prachtvoll übersehen könnte.

Noch am Abend besprachen wir mit Clarke unsern Plan, der uns über den Tasmangletscher hinauf bis zu seinem Firnbecken und auf den Hochstetter Dom (2978 m) bringen sollte.

Lustig und warm schien die Sonne vom Blau hernieder, als wir — ein Herr aus Timaru und ich — am Mittag des 31. März unsere Rucksäcke umwarfen und loszogen, aus dem Hookertale hinaus dem des Tasman zu. Clarke folgte

zu Pferde. An der nordöstlichen Ecke des Tales ist der Hooker zu überschreiten. Entweder reitet man durch oder benutzt eine höchst primitive Schwebebahn, einen kleinen, flachen Kasten, der mit zwei Rädern an einem Drahtseil aufgehängt ist; darin knieend saust man hinüber. Stundenlang ging's dann durch die Kiesfläche des Tasmanflusses. Dreimal hatten wir seine Arme zu kreuzen; jedesmal trug Grane, unser selig Ross, zwei von uns zu gleicher Zeit hinüber. Im Osten streckten sich braun die Massen der Liebigkette, der „rotten Tommy", der „Nonnen-Schleier", der seinen Namen einem schneegefüllten Kessel nahe seinem Gipfel verdankt, um den die Felsen wallartig sich gebaut haben, von dem sie in langen Wulsten und Falten niedergleiten, wie der Schleier von einem greisen Haupte. Um die Nonne herum hat sich ein kleiner Kirchenstaat mit „Priest's Cap" und Mt. Barett gebildet. Zur linken im Westen stehen die rauhen Felsmassen der Mt. Cook-Kette. Vor uns erhebt die Talsohle sich um eine gewaltige, dunkelgefärbte Stufe: die Endmoräne des Tasmangletschers; über sie hinaus ragen die schneeigen Gipfel des de la Bêche, Minarets, dieser ganzen Phalanx der Eisriesen bis zum Elie de Beaumont, vor sie schiebt von der anderen Seite die Malte Brun Range, von deren höchstem Gipfel der Earnslowgletscher sich heruntersenkt, ihre braune Felsenkoulisse.

Weiter ging es durch den Kies, durch das büschelweis wachsende Gras. Zwei Stunden wanderten wir schon, nun standen wir an des Tasmangletschers Stirnmoräne, die konvex endet. Es ist ein mächtiger, 40 und 50 m hoher Schutt- und Trümmerhaufen, mit Gras und Gestrüpp bestanden. An ihrer Westseite ist die Moräne ein kleines Stück von der Cookkette abgerückt, ein schmaler Fluss schäumt in dieser Schlucht seine milchigen Wasser durch's Gebüsch. In dies enge Tal im Tale mündet der Pfad, windet sich durch Stechgras und Knieholz hindurch zu

einem kleinen Tümpel hinauf, dem „Blue Lake", der wie ein schimmernder Opal zwischen den braunen Felsblöcken liegt. Hier entspringt das erwähnte Flüsschen, den See selbst nähren unterirdische Abwässer des Gletschers. Über den dichten Kies ging es weiter. Zur Rechten die mächtigen Schuttmassen der Moräne, zur linken die letzten Höhen der Cookkette, von denen in gewaltigen Dreiecken



Ballhütte

riesige Geröllfelder sich niedersenken. Man glaubte in einem tiefen, wasserleeren Kanal zu gehen. Bis zum Abend dauerte die 21 km lange Wanderung; 1/2 8 war's, als wir die Ballhut erreichten. Diese Hütte liegt 1020 m hoch am Ende der Schlucht, die hier als Sackgasse endet, in der Ecke, wo der Ballgletscher vom Ballpass kommend, spitzwinklig in den Tasmangletscher einmündet; beider Seitenmoränen umgeben

sie. In Wellblech errichtet und mit Patentwänden im Innern bekleidet, bietet sie hinreichenden Komfort. Ein grösserer Raum dient als Küche, Ess- und Schlafraum für Herren, im anstossenden, kleinen Gelasse sind die Lagerstätten für Damen. Eine Tragbahre an der Decke befestigt, bringt eine ernste Note hinein. Noch ist sie unbenutzt — und ein gütiges Geschick möge es so lassen. Quod dei bene vertant!

Mit besonderer Feierlichkeit wurde am nächsten, strahlenden Morgen, dem allen Deutschen teuren ersten April, die Waschung vollzogen, sollte und musste sie doch für drei Tage ausreichen. Mit Rucksack, Schneebrille und Eispickel ging's dann die Ballgletschermoräne hinan. Ein jeder Seitengletscher schiebt einen solchen Trümmerhaufen vor sich her weit in den Tasmangletscher hinein. Und noch manche sollten wir überschreiten. Hurrjeh! diese Moränenwanderung! „Viel Steine gab's“, spitze, kantige, flache, kleine, grosse, Trümmer und Blöcke. Steil hinauf hier, dort abfahrend im Schutt. Unter jedem Schritt lösten kleine Steinlawinen sich los. So wurde die Ballmoräne genommen. So ging's über die Schuttmassen des Hochstetter Eisfalles, die eine Eisstrecke von der Ballmoräne trennt. Vom Sattel zwischen Mt. Cook und Tasman stürzt dieser Fall herunter. In mächtigen Eisblöcken hier aufgestaut und getürmt, dort übereinander sich schiebend und pressend, an seiner weitesten Stelle 4½ km breit, von dem Ausläufer des Cook und dem Haast-Ridge schwarz eingefasst kommt er zu Tale einer gefrorenen Kaskade gleich, deren aufspritzende Wasser zu Eiszacken und Zapfen geworden. Am Eisfall vorbei ging der Marsch dann auf den eigentlichen Tasmangletscher. Eine recht harte und saure Arbeit das! In tausend Spalten ist er gesprengt, hier klaffen jähe Risse, in kühlem Grünblau schimmert das Eis da unten, hier korkzieherartig gewundene, weite Mühlen, ein steiler Grat dort, ein tiefes Tal dahinter. Ein wild durcheinanderlaufendes Eismeer, das es

zu überschreiten galt. Über fussbreite Eiskämme balanzieren, über Risse hinwegspringen, Stufen schlagen, oft für hunderte von Metern an Spalten entlang wandern auf dem Auslug nach einer Übergangsgelegenheit: nur langsam konnte man sich da fortbewegen. Wolkenlos stand der Himmel und strahlend brach die Sonne sich auf den schimmernden Massen. Bis zum frühen Nachmittag hin arbeiteten wir uns nördlich



Malte Brun Hütte und Blick
über Tasman Gletscher hinweg auf Mt. Tasman, Haidinger, Douglas.

hinauf bis zu der Ecke, wo der Kronprinz Rudolf Glacier sich einsenkt. Hier biegt der Tasman in leichtem Bogen nach NNO. ab; und weitab an seinem Ende tauchte zum ersten Male die dreifache Kuppel des Hochstetter Domes auf. Der Marsch ging nun auf die Malte Brun Kette zu, wo im Schutz des Mt. Malte Brun die Hütte liegt. Goldig glühte das Abendrot auf den graden Pyramidenwänden des Mt.

Green, als wir den Fuss des Malte Brun Berges erreichten. Noch 50 steile Meter, die uns fast den Rest gaben — und wir waren am Ziel des Tages.

Uns zu Füssen und gegenüber ein herrliches Panorama im milden Lichte des Abends, alle Strapazen liess das vergessen. Ein zartes Rosa färbte den Himmel. An ihm zeichneten die Riesen ihre Linien. Ganz im Süden der Herrscher Mt. Cook; ein gewaltiger Block, hier nicht mehr eine Spitze sondern ein Giebel, seine Gratlinie steigt nach N. an und schliesst mit einem hohen Horn ab; ein Riesenzelt, das Dach der südlichen Welt; langsam nun fällt die Linie ab; steigt dann wieder über die schlanke Spitze des Silberhorn zum anderen Fürsten, dem „Tasman"; vor ihnen klettert die dunkle Schroffe des Haast-Ridge herauf, die in der Einsenkung hinter dem Tasman den Gipfelgrat erreicht. Ein erneuter Anstieg zum Haidinger und zierlichen Glacierpeak, eine Eismulde folgt, frei dann steht die gezackte Krone heraus, die Kant verliehen wurde. Das Massiv des de la Bêche stösst daran, ein kurzer Abfall dann und schlank steigen die Minarets heraus; über Mt. Meeson geht es hinab, und wieder hinauf zum spitzigen Coronet-Peak, dann ein tiefer Einschnitt: Climbers Col; daneben scharf umrissen, wie mit einer Riesenaxt geschlagen, die gradkantige Pyramide des Mt. Green. Mt. Walter und Elie de Beaumont schliessen die Reihe im Norden. Vom Hochstetter Dom ragt weit droben die niederste Kuppel hinein; die übrigen verdeckt der sich von W. einschiebende Mt. Darwin. Alle sind in Schnee und Eis gehüllt; aus den weissen Massen starren in schwarzen, gezackten Linien die Felsen, mächtige Eisfelder schieben sich hinunter in den Tasman-Gletscher, der ihnen zu Füssen sich vorbeiwindet. Eine herrliche Versammlung alpiner Patriarchen. — —

Rasch brach die Nacht herein. Und als wir nach dem Mahle wieder hinaustraten, stand der volle Mond am tief-

blauen, ausgestirnten Himmel. Wer kann die Zauber dieser Mondnacht wiedergeben, wer sie je vergessen! — In schneeige Mäntel gehüllt — schweigend, heilig und ernst ruhen die Majestäten da. Grösse, Reinheit liegt um sie ausgegossen. Ein Schauer der Ewigkeit weht herüber von ihnen, die Jahrtausende gesehen, die um Jahrmillionen älter sind als wir. Ehrfurcht gebietend, nicht schreckend sehen sie auf uns Zwerglein. In schimmernden Falten wallt ihr Hermelin zu Tale. Sein Saum taucht in die glitzernde Milchstrasse, die drunten durch's Tal zieht. Nirgends mehr Wildheit oder Schroffe. Der silbrige Staub, der vom Mond durch die Lüfte rieselt, hat die Risse ausgefüllt, die Ecken gerundet und sich weich um die Kanten gelegt. Nichts regt sich — tiefes, tiefes Schweigen rings — wie aus der Ferne rauscht verschlafen, leise ein Gletscherbach. Eine traumschöne, wundervolle Nacht. Solche Weihenacht muss es gewesen sein, die Martin Greif die Verse gab:

Auch du bist wirkendes Licht
Prangender Mond,
Und deinen Nächten gebietest du
Froh als unbestrittener Herrscher.
Wann du voll heraufsteigst
Über die Kuppen des Gebirgs
Hoch in den kühlenden Äther
Schwindet die Nacht vor dir,
Und deine Strahlen reichen
Mächtigen Umfangs hinaus
Über alles Gefilde.

Fühlsames Leben durchschauerst du;
Trunken schwärmt die Seele
Einsam dem Wanderer.
Vögel erweckst du aus wiegendem Schlaf,
Freudenreich singt die Nachtigall
Aus den silbernen Zweigen.

Pflanzen hauchen stärker in dir,
Ja selbst Felsen und tote Steine
Fühlen dein atmendes Weben.
Leise zu schwingen dann
Scheint ihr starres Inn're,
Und wir erkennen erstaunt,
Dass edlerer Abkunft
Ihrer Ordnungen Sinn.

Tempel erbaust du aus ihnen,
Welche machtvoll bestehen,
Während du das Szepter führst,
Herrlicher, nächtlicher Gott,
Bis sie des Morgens
Grössere Helle
Wieder entführet.

Der erste Abglanz des jungen Tages hauchte rosigen Schimmer um die höchste Zinne des Mt. Cook, als wir um $^{1}/_{2}6$ aufbrachen. Der Mond schickte sich zur Rüste. Tief violett lagen die Schatten noch über dem Gletscher, den wir nun nach Norden, seinem Firnbette zu hinaufschritten. Hier wird er ebener; nur noch einmal da, wo der Darwingletscher sich einsenkt, ist er in Risse und Spalten gesprungen. Bald kamen wir ins eigentliche Firnbecken. Herrlich ging indes die Sonne auf; wie in zarte rosa Seide kleidete der Cook sich. Weiter huschte dann das Licht und weckte mit leisem Tasten die eisbärtigen Riesen zum Leben. Gelb, rot, orange: ein leichtes Kämpfen der Farben, dann aber glänzte alles auf im Golde der strahlenden Sonne.

Rasch schritten wir voran, um die Schneefelder zu passieren, ehe noch die Sonne sie erreichen konnte. Um 8 Uhr standen wir am Fusse des Hochstetter Doms 1950 m hoch, an der Wiege des Tasmangletschers. In drei mächtigen Kuppeln wölbte der Berg sich vor uns auf — einer eingeschneiten Kathedrale gleich. Die niederste Eisglocke, die Schulter genannt, steht im Westen durch den Lendenfeldt-

Sattel vom Elie de Beaumont getrennt, 2550 m hoch; neben ihr steigt nach Osten zu die mittlere Wölbung auf bis zur Höhe von 2765 m; in kleinem Einschnitt, dem Nacken, dann senkt die Linie um 35 m sich, um scharf zur höchsten Kuppel (2977 m) anzusteigen. Ein fast senkrechter Abschuss zum Tasman-Sattel folgt und wieder ein Anstieg zu den Felsen der Ernst Haeckel Spitze. So schliesst der Dom als schmale Seite das ungeheure Rechteck des Tasmangletschers



Am oberen Tasman-Gletscher

ab. Eine wundervoll weiche, geschwungene Linie dreier ansteigender Wellen, die in famosem Kontraste zu den steilen Schroffen und Zacken der rechtwinklig anstossenden Höhen des Darwin und Haeckel im Osten, des Beaumont im Westen steht. Die Schulter und mittlere Höhe unseres Domes sind zu vollendeter Rundung abgeschliffen. Unterhalb der höchsten Kuppel ragen braune Schroffen heraus,

sonst aber liegt eine faltenlose, schneeige Decke darüber, die zum Gletscher sich absenkt und zu den seitlich flankierenden Riesen sich erhebt. Nur um den Fuss herum ziehen sich Eishöhlen und klaffende Spalten, mächtige Eiswürfel (Séracs) türmen vor der mittleren Kuppel sich auf.

Im Zick-Zack ging es rasch bergan, auf die Schulter zu, hier und da wurde eine Stufe geschlagen, sonst war der Anstieg ohne Schwierigkeiten. Um 9¼ standen wir oben, wo nach Westland zu ein erster Blick sich öffnen sollte. Aber o weh! Graue dichte Nebelballen lagen da unten, regungslos — das ganze Land bis über die See hinaus erfüllend. Schade! Aber vielleicht klarte es dort noch auf. So machten wir uns dann nach kurzem Imbiss um 10 Uhr an den Weitermarsch. Rucksäcke und sonstiger Ballast blieben hier. Das Seil wurde umgenommen. Und bald standen wir am Fusse des Mitteldomes, der eine Glocke von ideal vollendeter Gestalt vor uns sich wölbte. Wir machten uns an den Anstieg. Voran Clarke, dann wir in gemessenen Abständen. Schnell kamen wir, einige Spalten umgehend, in Serpentinen zur halben Höhe. Dann nahmen wir auf der dem Tasmangletscher zugewandten Seite die Richtung schrägaufwärts dem „Nacken" zu. Hart und fest lag der Firn auf dem Eis. Steil senkten die Wände sich herunter in eine gähnende Spalte tief unten. Stufen mussten geschlagen werden den ganzen Weg über. Kling klang sauste der Pickel ins Eis; schnell kollerten und jagten die Eisstückchen in die Tiefe. Ein Schritt vorwärts; taktmässig verankerten wir unsere Hacken und stiegen in Clarkes Stufe ein. So bewegte sich der Zug langsam voran. Immer tiefer sank der Gletscher, immer freier ward der Blick. Hinter dem Rücken der westlichen Eisphalanx traten die Höhen der Seitenketten auf Westlands Seite heraus. Hoch reckte der Bismarck Peak sich aus der Kanzler-Kette. Weithin lag der Sefton. Nach 1½ stündiger Steigung standen wir

vor dem „Nacken“. Aber ein mächtiger Schrund trennte uns von dem Grat, der auf die Höhe führen sollte. Wie hinüber? Zwei Meter war er wohl breit, an ein Umgehen nicht zu denken, die Tiefe nicht abzusehen. Drüben ragte ein Felsblock heraus; von da schob eine Eiseszunge sich wohl ein Meter herüber. Daraufhin hielten wir. Fest sausten die Pickel in den Grund, wir verankerten uns. Clarke prüfte die Zunge, sie schien zu halten. Wir verwahrten das Seil, er schwang sich hinüber. Sie hielt. Das Seil wurde dann gelockert und von ihm an den Felsblock geschlungen. Und bald standen auch wir drüben, auf einem schrägen Grat, den nach Westland zu eine Felsmauer einsäumt. Zum zweiten Mal ging der Blick hinunter. Der Nebel hatte sich gesenkt. Und wie lange, scharfgezackte Felseninseln ragten der Gebirge Kämme aus dem leise wogenden Wolkenmeere. Vor uns türmte sich die letzte Höhe, die noch zu nehmen war. Keine völlige Kuppel mehr, nur eine schmale Bogenbrücke, als hätte einer rechts und links mit gewaltigem Schnitt die Rundung abgetragen und nur einen Fuss breiten Grat stehen lassen, der in steilstem Bogen an 50 Meter anstieg. Einladend sah er gerade nicht aus. Soviel war sicher: schwindelig durfte man da nicht werden, man hätte möglicher Weise sein Retourbillet nicht benutzen können; und das widersteht doch sparsamem Sinne. „Da hinauf sollen wir, Clarke?“ — „Ja!“ — „Na, dann los!“ Stufenschlagend ging's hinauf. Bald rechts, bald links vom Grate, immer noch eine kleine Eiswand zur Seite. Dann wurde auch die niedriger. Die letzten zehn Stufen gingen wir auf dem Grate selbst. Ganz frei, rechts und links gähnende Tiefen; ein Fussbreit Eis unter uns. Endlich war um Mittag der Zenith des Bogens erreicht; vor uns senkte die Kuppel sich steil ab. Hinter einander mussten wir stehen bleiben. Man hätte sich allenfalls rittlings setzen können, ein Bein in Westland, das andere in Canterbury.

Bequemer hatte ich nun sicher schon einmal gestanden und auch sicherer. — Clarke nahm seine Pfeife heraus und begann zu schmauchen. Na, dann konnte es ja doch so schlimm nicht sein. Der Blick begann zu wandern, die Camera machte Aufnahmen. — Und welches Panorama rollt sich da auf. Nach Süden zu windet sich die gewaltige Eisschlange des Tasmangletscher, riesengross. Fels- und Eismauern ihr zur Seite, dahinter baut sich Kette um Kette, schimmernde Eismassen von schwarzem Gestein durchzogen. Nach Westland hinunter, tief, tief senkt sich der Blick. In die Nebelmassen, die da lagern, kommt Leben. Da — ein Riss. Der Whimpergletscher gleisst herauf. Und unter ihm, tiefer und tiefer grünt der Busch. Dazwischen glitzert ein feines Silberäderchen, der Ataroafluss. Weithin wurde die Tasmansee klar. Den Blick zum Pacific im Osten sperrt der Darwin. Ein herrliches Bild all das vom ragenden, einsamen Grat; leuchtende, gleissende Schönheit im goldigen Brande der Mittagsonne. In uns selbst das Gefühl geleisteter Arbeit, erreichten Zieles nach vielen Mühen, wohl verdienten Genusses. Aufjauchzen hätte man mögen. Und doch nicht. Wir standen im Allerheiligsten der Natur, wo alles Leben den Atem anhält und in ehrfürchtigem Schauern schweigt. Und in Andacht steht vor Allmutter Natur, deren Kinder wir alle sind. Wir selbst, die eisgrauen Titanen da, diese Felsblöcke, der grünende Busch da unten und der Silberschild des Meeres. —

Rascher ging der Abstieg von statten, in dreiviertel Stunden auf der fast sechshundert stufigen Treppe, die wir vordem geschlagen. Zum Abfahren war der Schnee leider zu weich geworden. Um 5 Uhr abends waren wir wieder auf der Malte Brun Hütte. Nach einer anderen herrlichen Mondnacht überkreuzten wir wieder den Tasman, die geliebten Moränen, waren zum Lunch in der Ballhütte, von unserm Schimmel, der hier inzwischen nach Gräsern gesucht,

mit freudigem Wiehern begrüsst. Gegen 7 Uhr abends landeten wir in der Hermitage. Die neunte Besteigung des Hochstetter Domes war ausgeführt; leichter und gefahrloser als die erste, die v. Lendenfeldt mit seiner tapferen Gemahlin am 25. März 1885 gemacht hatte.

Noch manch schöne Tour kann man von hier unternehmen; eine Überschreitung des Gebirges z. B. zur Westküste, nach Kopland, zum Welkomeflat, wo heisse Quellen über Sinterterrassen sprudeln, und die Fox- und Franz Josef Gletscher tief in dicksten, grünen Busch sich einsenken. Wunderschön müsste das sein, nur nimmt es allein über vierzehn Tage. Und soviel hat nun nicht jeder zur Verfügung. Zudem war es recht spät in der Jahreszeit.

Von der letzten Herrlichkeit Neuseelands, die zu besuchen uns übrig geblieben, kehren wir heim.

Von den kochenden Seen und spritzenden Geysern, der ungeheuren schwarzen Fichte des Waimangu — in den lieblichen, köstlichen Busch, in dem es klingt und singt, und die Sonne so lustig durch die zarten Farne ins Dschungel dringt, zu der heiligen Stille der Fjorde und dem unauslöschlichen, erhabenen Bilde des Milford-Sound, zu prangenden „kalten Seen", zur majestätischen Grösse der Alpen ging die Wanderschaft. Eine brausende Symphonie der Naturschönheit ist vorbeigerauscht: die Geyser ein ängstendes Allegro con brio, wie es Beethovens C moll Symphonie einleitet; ihr Andante con moto die schweigenden Mondnächte der Sounds; der Busch ein lustiges Scherzo, der brausende Siegessang des Finale ein Bild der hehren, befreienden Grösse alpiner Hochwelt. — Wo ist ein Land auf unserer schönen Erde, das das alles auf solch kleinem Raume bietet, unangetastete Herrlichkeiten der Natur? Kommt alle und sehet!

Vom Lande scheiden wir voll des innigsten Dankes für den Genuss, den es uns bot. Von seinen Leuten sei noch in einigen Worten die Rede.



Die Neuseeländer.

Wes Geistes Kind sind nun die 900,000 Menschen, die dies schöne Land bewohnen? Haben Zufälle, Boden, Klima, Umgebung, hat das Milieu, einen besonderen Menschenschlag herausgearbeitet, dem man einen genauen Steckbrief schreiben könnte?

In den Gewohnheiten des äusseren Lebens unterscheidet der Koloniale sich in nichts von seinem britischen Bruder. Mag er nun in London, in Kapstadt, in Calcutta oder Hongkong, in Mombassa, Sydney oder Auckland wohnen: John Bull richtet sich überall in gleicher Weise das Leben ein. Jedes Home gleicht dem andern, in jedem die gleichen Räume, in jedem die gleiche Einteilung der Stunden. Jahrhunderte alte Tradition hat Sitten und Gebräuche herausgebildet, denen alle Schichten der Bevölkerung sich unterwerfen. In jedem Home fast wird der Tisch in gleicher Weise gedeckt, werden die gleichen Gerichte in gleicher Weise aufgetragen und verzehrt. Gesellschaften, Bälle, Abend-Unterhaltungen, Drawing-Rooms, Gardenparties, Smoking Konzerts, Klubleben: alle unterliegen dem einen Gesetz des Geschmacks, das im ganzen grossen british empire unbestritten zu Recht besteht. Ich las neulich irgendwo die Bemerkung, dass an einem bestimmten Tage zur selben

Stunde fast alle Engländer das Gleiche erleben und verrichten. Das trifft auch auf den Kolonialen zu.

Solche Tradition der Sitten hat das Gute, dass Allen das Fundament höflichen Betragens gemeinsam ist, auf dem der persönliche Verkehr erst möglich und nutzbringend wird; dass man der Frau in allen Kreisen mit einer verehrenden Achtung begegnet, die der Deutsche, der nach dem kaum unberechtigten Urteil aller Ausländer seine Frau in verächtlicher, wenn nicht brutaler Abhängigkeit hält, sich wohl zum Muster nehmen könnte.

Diese Sicherheit des Anstandes schützt vor Verlegenheiten, vor faux pas, und gibt allen Klassen einen Boden, auf dem sie sich finden.

Wie ist nun der innere Mensch, welcher Auffassung vom Leben, welcher Weltanschauung huldigt man unter dem Union Jack, dem das Kreuz des Südens beigefügt ist?

Ein Umstand hat vor allem geholfen, den Neuseeländer zu formen. Die Kolonie ist Neuland. Hat keine Geschichte, keine alte Kultur. Gehört zu den Ländern, die es besser haben als unser Kontinent, der alte. Sie hatte keine alt eingesessenen Bewohner, keine Nation, keinen Adel, keine Stände, nicht das Bleigewicht von Traditionen, die grau von Alter dem Menschen heilig sind.

Von allen Ländern kamen die Einwanderer im letzten Jahrhundert, oft auf dem Umwege über Australien, meist vom Goldfieber getrieben. Engländer, Irländer, Schotten, Deutsche, Dänen, Franzosen, Österreicher, Italiener, Böhmen, Dalmatiner, Protestanten, Katholiken, Juden. Auch Mongolen kamen. Aber es sind ungebetene Gäste, die man am liebsten sich fern hielte. 2000 Mk. Kopfsteuer muss ein jeder gelber Bruder bezahlen, ehe man ihm zu landen gestattet. Dennoch leben 2570 im Lande, die man viel lieber draussen sähe. Denn hier wie in Australien huldigt man der white Policy. Australasien dem weissen Mann! Und sieht deshalb mit

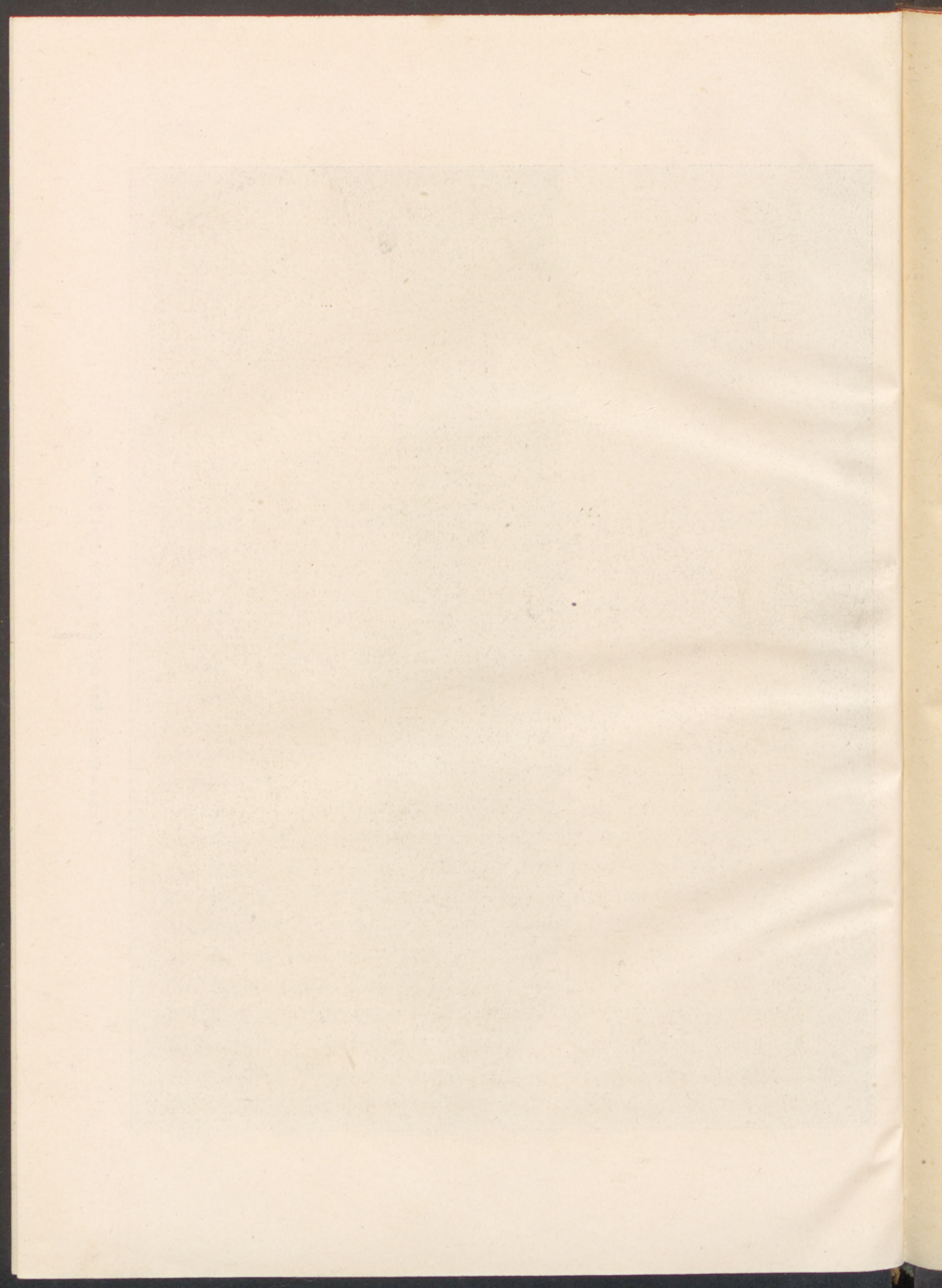
einem nassen Auge auf die Allianz, die das Mutterland mit Japan verbindet. Fürchtet, dass eines Tages Japan durch die Colonial Office die Forderung stellen wird, alle Beschränkungen der gelben Einwanderung aufzuheben; und besorgt, dass die Mongolen das Land überschwemmen werden. In der Stimmung gegen die Gelben schlummern die Keime eines möglichen Konfliktes mit der Heimat, da die Kolonialen solchen Forderungen der Japaner schwerlich nachgeben werden.

Diese Völkermischung blieb nicht ohne Einfluss auf den Charakter. Hinzu kommt noch, dass fast alle Einwanderer aus ärmeren Bürger- und Bauerklassen stammten, denen zu höherer Kultur, zu ästhetischer Vertiefung der Hände schwere Arbeit nicht Zeit noch Gelegenheit liess.

Diese Leute kamen nun heraus. Mussten arbeiten, schwer arbeiten, mit dem Boden ringen, Busch ausroden, pflügen, säen und ernten; mit dem blutdürstigen Maori auf Leben und Tod kämpfen. Vor 50 Jahren war das Land nichts für menschliche Kultur. In einem halben Jahrhundert haben es seine Bewohner auf eine hohe Stufe gebracht, erschlossen zu einem Zustand der Blüte, der die allerbesten Aussichten für die Zukunft eröffnet. Männer der Tat, Leute der Arbeit waren dazu nötig. Und alle Hände und Sinne nahm das in Anspruch. Dies Schaffen machte Realpolitiker aus ihnen; Männer der „Wirklichkeit". Was Wunder, wenn sie nun nur das schätzen, was wirklichen, handgreiflichen, praktischen Nutzen hat? Womit man verdienen kann? Und für des Lebens andere Seite, die Kunst eigentlich ein bischen Geringschätzung haben, als für Dinge, die ja ganz nett, aber doch im Grunde nicht nötig sind. Was Wunder, wenn ihm ästhetische Fragen, Angelegenheiten der Kunst Hekuba sind? (Von der grossen Majorität, von der Masse nur ist natürlich hier die Rede: vom eigentlichen Volke. Unter den Gebildeten, deren Anschauungen doch mehr oder weniger in



Manawapouri-See mit den Cathedral Peaks



allen Nationen gleich sind, wird man tausend Ausnahmen finden, die aber nur die Regel bestätigen können.)

Normalmenschen, Alltagsleute sind die Neuseeländer mit all ihren Vorzügen und Nachteilen. Gesund, urgesund, kernfest und auf die Dauer. Ihre Meinung ist common sense. Ihre Manieren robust. Ihre Weltanschauung realpolitisch, von keines Gedankens Blässe angekränkelt; voll herzhafter Lebensfreude und des rotbackigen Optimismus, den Schopenhauer den verruchten genannt haben würde; dessentwegen man aber den Neuseeländer nicht tadeln soll. Denn kann ein Staatswesen gedeihen, wenn seine Bürger Skeptiker, Grübler, Pessimisten sind, dem Nitschewo der Russen huldigen? Ohne die Fröhlichkeit der Tat? Ohne die Hoffnung auf die Zukunft? Normalgefühle beherrschen die Massen. Dekadenten gibt's nicht. Weit ausschauend, unternehmungslustig, zuverlässig und durchaus ehrenhaft ist der Koloniale in seinen Geschäften. In Methode, Organisation, Betrieb ein moderner Kaufmann. Als Handelsherr ein Weltmann. Aber ein Philister, ein arger Philister und Banause in Dingen der Kunst, dem ein seichtes, süsses Genrebild das höchste Ideal in der Malerei, eine Ausstattungsfarce mit Gesang und Tanz eine ernst zu nehmende Oper ist.

Wenig oder gar keinen Wert legt er auf äussere Kultur. Seine Kleidung ist nicht elegant oder modisch. Derb und haltbar ist der Anzug des Mannes. Gar zu gerne trägt er das weiche Hemd mit weichem Umlegkragen und der Baumelkravatte; zu den Troddeln, die der ehrbare Deutsche an seinem „Sporthemde" nicht missen will, hat man's sogar hier nicht gebracht. Den Kopf deckt meist die weiche Mütze. An schwerer Uhrkette hängt sicher ein Ornament in Grünstein.

Die Frauen und Mädchen? Sie sind gute Kameraden der Männer. Keine hysterischen, verzärtelten Wesen; voll Blut, Kraft und Gesundheit. Die Geschlechter verkehren

viel freier mit einander als es Europens übertünchte Sittigkeit gestattet. Und keinem schadet es. Die jungen Leute wählen sich ihre Gefährten für's Leben selbst. Verloben sich, und heben, wenn sie glauben einen Irrtum der Wahl begangen zu haben, die Verlobung wieder auf. Das ist für keinen eine Schande, da das Verlöbnis nicht für so bindend angesehen wird wie bei uns. Elegant, fesch kann man die grosse Menge der Frauen nicht nennen. Ihre Haltung ist zu nachlässig. Der Stil ihrer Kleidung zu fahrig, flattrig, zu sehr darauf angelegt, die vornehmen Damen zu kopieren, mehr zu scheinen als man ist. Der Mittelstand hat die Schönheit der Einfachheit noch nicht entdeckt, er sucht mit unzureichenden Mitteln es den Begüterten gleichzutun, deren Toiletten allerdings jeden Vergleich mit der Garderobe unserer Damen der Grossstadt aufnehmen können.

Ein Mangel in der Schätzung äusserer Kultur zeigt sich auch in der Sprache, besser der Mundart. Leider viel zu oft, namentlich von der jüngeren Generation hört man einen „Twang", der einem an gutes Englisch gewöhnten Ohre geradezu schauderhaft ist. Da liest man z. B. the paiper statt paper, man geht heome statt home; die a werden regelrecht ai, die übrigen Vokale und Diphtonge werden gezogen und gedreht, dass es schwer wird, Eduards des Siebenten Englisch wieder zu erkennen. Zuweilen, wenn auch viel seltener, mischt sich damit liebliches Cockney, wo man ein h vor die Anfangsvokale setzt, und solche, die wirklich dastehen, verschluckt: am and heggs (ham and eggs). Ein Zeitungsjunge brüllte in Melbourne den 'erald aus; als ein recht empfindlicher Philologe ihn in höflichster Weise darauf aufmerksam machte, gab der Bengel ihm schnoddrig zur Antwort: Ich gebrauche meine h's am Morgen beim Haige (Age) und Hargus (Argus). Schön klingt's wahrhaftig nicht und süssem Mädchenmunde raubt es alle Poesie. Aber schwärmerisch, romantisch ist man hier nicht, sondern recht

„matter of fact.“ Dabei ist der Neuseeländer, namentlich gegen Fremde, liebenswürdig und zuvorkommend. Es ist vielleicht nicht die verbindliche Liebenswürdigkeit der Form, aber es ist die politesse du coeur, keine abgeschliffenen, wohl polierten Manieren, aber ehrliche, echte Teilnahme. Es wohnen zu viele Nicht-Briten hier, als dass der Koloniale engherzig sein könnte. Leben und leben lassen ist sein Prinzip. Voll jovialer Lebensfreude gönnt er auch seinem Nachbar die Rose zu pflücken, eh' sie verblüht. Er verdient hübsch und gibt das Verdiente gern aus. Ist leichtlebig, hat eine offene Hand für Wohltätigkeit, mehr noch für Vergnügen. Jeder hat wohl sein Leben versichert. Aber sonst trifft er kaum eine Vorkehrung für den „regnerischen Tag“. Der Koloniale legt nichts zurück, spart nicht, obwohl er es gut könnte. Er schafft sich, den Seinen, seinen Freunden gern gute Zeiten. Die Gastlichkeit steht hoch im Preise; jedem öffnet er willig sein Haus; gern sieht er Gäste bei sich.

Frisch ist der Neuseeländer. Und fromm? Kirchen, Hallen, Gebetshäuser, Sekten, Heilsarmee, innere Missionen gibt's ja genug und in Hülle und Fülle; ihr weltlicher Ton in Predigt und Gesang (die Melodie des „Deutschland über alles“ die der „Wacht am Rhein“ sind in England Choräle) fällt dem Fremden namentlich auf. Die Gebetsversammlungen werden auch zahlreich besucht von Jung und Alt. Aber es ist (wie überall) nur die Frömmigkeit, die nicht nachdenkt, die zur Kirche geht, weil die Vorfahren gingen, weil es doch vielleicht wahr sein könnte, weil es jedenfalls nicht schadet.

Und fröhlich? Gewiss, der Neuseeländer kann lachen. Tut's auch häufig und laut. Humor hat er trotzdem nicht. Ich glaube, da ist nicht ein Neuseeländer, der jemals über sich gelacht hätte. Man nimmt sich furchtbar ernst und schwer. Der Wunsch, recht gross zu scheinen, den Ruhm Neuseelands auf allen Zungen zu wissen, es denen zu Hause

gleich zu tun, treibt manch lustige Blüte. Entwickelt einen Sinn für Feierlichkeit und Zeremonien, der ohne alle Proportion ist. Ein kleines Postamt wird gebaut. Der Premierminister muss den Grundstein legen und reden, später es einweihen und wieder reden. Eine Sonntagschule wird errichtet; der Bürgermeister legt feierlich den Grundstein, der Gouverneur weiht die scheunenartige Halle ein. Das alles wird auf Marksteinen der Nachwelt mitgeteilt. Eine Uhr wird im Rathausturme angebracht, eine kleine Holzbrücke eröffnet, eine Laterne aufgestellt: immer werden die Spitzen der Behörden bemüht. Siegreiche Fussballspieler kommen heim: grosser Empfang mit schwungvollen Reden von Ministern, Mayors usw. Alles geschieht mit feierlicher Reverenz. Man hat das ganze Augenmass verloren, glaubt in diesen Kleinigkeiten Haupt- und Staatsaktionen zu sehen, hat kein Gefühl dafür, wie unendlich komisch die gravitätische Würde ist.

Und frei? Jeder Neuseeländer ist überzeugter Demokrat. Aber ist die Demokratie die Freiheit an sich? Wer das glaubt, muss umlernen. Sie ist es ebenso wenig wie die Oligarchie und Aristokratie. Die hier herrschende Liberal-Labour Fusion drückt den Stempel ihrer Meinung allem auf. Sucht alles unter ihre Botmässigkeit zu bekommen. Und ist fest entschlossen, keine anderen Götter neben sich zu dulden. Herzlich wenig Brüderlichkeit ist in diesem Sozialismus. Um materielle Interessen dreht sich der Kampf; um höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, ohne Rücksicht auf den Arbeitgeber. Der Leiter, der Brotherr mag sehen, wo er bleibt, und wenn er steht, dass er nicht falle. Diese Demokratie zwingt die Eigentümer grosser Güter ihren Grund zu verkaufen, sanktioniert es, dass ein rechtsgiltig abgeschlossenes Geschäft einseitig für null und nichtig erklärt wird, ohne dass die allgemeine Wohlfahrt diese Enteignung rechtfertigt. Das Spirituosengesetz, die Labour laws sind Eingriffe in die

persönliche Freiheit, die ein gläubiger Demokrat kaum hinnehmen sollte.

Nein, auch der Sozialismus ist Klassenherrschaft, schlimmer noch als die der Bourgeoisie, da sie ungebildeter, rücksichtsloser, fanatischer ist.

Und trotzdem nun, obwohl die Sorge für den Arbeiter die suprema lex dieses Staates ist, herrscht keine Unzufriedenheit, keine Verdrossenheit, keine Misstimmung. Warum nicht? Weil eben der Neuseeländer genau weiss, dass er so schlafen wird, wie er sich selbst gebettet hat. Weiss, dass alles seine eigene Schuld ist, dass er sich selbst regiert, sich selbst seinen Staat, seine Gesetze schafft. Dass, wenn die Massnahmen seinem Interesse zuwider laufen, er auch die Möglichkeit der Änderung in der eigenen Hand hält. Die Teilnahme am Staatsleben ist gross, da jeder die Gelegenheit sieht, sich zu betätigen. Tüchtige Männer rücken ins Feld, da ihnen die Möglichkeit winkt, ins Weite zu wirken. Das ist der Segen des Parlamentarismus. Das Ministerium geht aus der Mehrheitspartei hervor, die Wahl der Männer unterliegt der Kontrolle der Partei, nicht der Willkür des Einzelnen. Wahr ist ja, dass auch dies System nicht ohne Nachteile ist, die man in einem kleinen Staatswesen wie Neuseeland leichter bemerkt als in England, wo es einen Adel gibt, der modern ist, Erziehung, politische Kenntnisse und national-ökonomische Bildung hat. Die Nachteile und Schäden erwachsen namentlich aus dem Kotau vor den Massen, den grossen Versprechungen, der Stimmenumwerbung. Aber das geschieht wenigstens öffentlich, unterliegt der Kritik der Gegenpartei, der Presse; und wühlt nicht im geheimen wie die Hofkamarilla. Jedenfalls erzieht der Parlamentarismus die Massen, beladet sie mit der Verantwortlichkeit für's politische Geschäft. Bringt die Parteien zum Zusammenschluss in zwei oder drei Gruppen, da sie sonst nie die Majorität haben können. Zwingt die Parteien

ferner zur Mässigung der Programme, da jeder Tag sie an die Spitze rufen kann, wo sich dann der Wert, die Möglichkeit ihrer Forderungen zu erweisen hat. Lehrt, dass jede Frage zwei Seiten hat. Und schafft so den Respekt vor dem Gegner. Es ist ein wahres Labsal, zu sehen, wie sachlich jeder Wahlkampf geführt wird. Da gibt's keine persönliche Gehässigkeiten, Beleidigungen oder öffentliches Waschen schmutziger Wäsche. Kein Kandidat braucht zu fürchten, aus dem Kampf mit beschmutzter Weste hervorzugehen. Fairness, fair play ist das höchste Gebot. Wird z. B. ein Kandidat vor der Wahl krank und kann nicht mehr öffentlich auftreten, dann stellt auch sein Gegner, und mag die Aussicht auf Sieg noch so ungünstig für ihn sein, die Versammlungen ein. Er will nichts vor seinem Gegner voraus haben; will nicht Nutzen und Vorteil ziehen aus Umständen, unter denen sein Gegner unschuldig leidet. So will es der politische Anstand. Mir ergab sich der grosse Vorteil des Parlamentarismus aus der Tatsache, dass ein Seddon in den Sielen sterben durfte, indess einem Bismarck dieser Wunsch seines Lebens versagt blieb.

Das Recht freier Meinungsäusserung steht natürlich jedem zu. Kein Paragraph des groben Unfugs oder Majestätsbeleidigung hindert ihn daran. Dennoch bleibt alles in gemässigten Grenzen, wiewohl der Neuseeländer häufig und gern von diesem Recht Gebrauch macht. In den letters to the Editor spricht sich der Bürger über alles Mögliche und einiges mehr aus. Zu Dutzenden stehen diese „Eingesandt“ in jeder Zeitung. Regierung, Gesetzgebung, Kritiken, die nicht gefallen, öffentliche Vorkommnisse, Benehmen auf Bällen, Schädlichkeit des Spatzes, Ausübung der Sektion, Anwendung von Chloroform, Staubbekämpfung, Deutschland und seine Politik, Freihandel oder Schutzzoll, Wünschelrute: über alles wird gesprochen, oft mit einer von keinerlei Sachkenntnis getrübten Meinung.

Trotz aller Demokratie und Sozialismus, Engel sind die Menschen hier nicht geworden. Es wäre töricht zu sagen, dass es keine Standesunterschiede gäbe. Der Koloniale hat einen grossen Respekt vor einem Titel, sogar vor dem „Hyphon", dem Bindestrich zwischen zwei Familiennamen. Auch hier „gar mancher schleicht betrübt umher, sein Knopfloch ist so öd' und leer." Vor dem Geldsack machen auch diese Demokraten ihre tiefe Verbeugung. Und unter den Begüterten sind die Snobbs nicht gar so selten. Es ist nicht ohne Humor, wenn die Offiziere der Volunteer-Korps sich im privaten Leben mit Colonel, Captain anreden lassen, wie wenn man einem Schützenkönig mit der Adresse „Ew. Majestät" nahen wollte.

Der Neuseeländer liebt sein Land mit aller Innigkeit. Ob er in Invercargill, in Canterbury Getreide baut, in Otage oder Thames nach Gold sucht, in Taranaki Milchwirtschaft betreibt, in Hawke's Bay Schafe züchtet, ob er in den Städten dem Handel obliegt oder in strassenlosen „Backblocks" den Busch fällt: fragen Sie ihn, und er wird Ihnen aus vollster Überzeugung antworten: There is no place like New Zealand. Und dabei kennt er eigentlich sein Land garnicht; kommt aus seinem engen Kreise fast nie heraus, reist selten zum Vergnügen und begnügt sich, die landschaftlichen Schönheiten aus der Touristen Munde preisen zu hören, aus Photographien kennen zu lernen. Hat er einmal Ferien, dann geht's home. In 5, 6 Monaten wird England, Frankreich, Deutschland, Italien, meist auch noch Amerika besucht und „abgemacht", während hier, wenn je, das Wort gilt: Warum in die Ferne schweifen, sieh das Gute liegt so nah. Aber das Gute ist wohl „nicht weit her." Und doch, es liegt in diesen häufigen Europafahrten etwas von der Wanderlust der Vögel und Fische, die stets zum Ort der Geburt zurücktreibt, zu Erinnerungen der Jugend und (das tritt hinzu) zu den Stätten alter Kultur. Und

kommt er dann heim, dann heisst's doch: there is no place like New Zealand. Dagegen kann nichts aufkommen. Alles ist hier the best in the World. Land und Landschaft natürlich; aber auch Eisenbahn, Post und Telegraph. Ist's berechtigter Stolz oder enger Horizont? Vielleicht beides. Man ist fest davon überzeugt, dass die Augen der Welt auf Neuseeland gerichtet sind, um die soziale Gesetzgebung zu beobachten, davon zu lernen. Uns mag das etwas komisch vorkommen. Aber missen möchte doch keiner diese Freude am Lande, die der Ausdruck der Zufriedenheit, des Wohlbehagens, des Stolzes ist darauf, was man aus dem Lande gemacht hat. Und jeder fühlt, dass er zu diesem Fortschritt sein Teil beigetragen hat.

Die Kolonie stützt sich auf einen gesunden Mittelstand, auf eine Fülle von Intelligenz, denen die demokratische Verfassung erlaubt, sich durchzusetzen. Das heutige Ministerium ist der beste Beweis dafür. Der Premier ist ein durch eigenen Fleiss gross gewordener Kaufmann, der als Depeschenbote seine Laufbahn begann; der Eisenbahner arbeitete als Zimmermann; der Justizminister ist ein früherer Spezerei- und Gewürzkrämer, der Unterrichtsminister der Inhaber eines Herrenausstattungsgeschäftes. Über der beiden letzten Ernennung wird wohl mancher den Kopf schütteln. Innere Politik, Zoll, Finanzen, Eisenbahnen kann gesunder Menschenverstand, business spirit leiten; das bischen Routine ist bald gelernt. Aber gehören denn zur Übernahme der Portefeuilles der Justiz, des Unterrichts keine Vorkenntnisse, keine speziellen Studien? Kann das jeder X, Y, Z, der seinen Laden gut verwaltet? führt das nicht zur Nebenregierung von Staatssekretären? Die Demokratie geht manchmal sonderbare Wege. Glückliches Land aber, in dem die Intelligenz sich durchsetzen kann, in dem selbst — Deutscher, höre und schäme Dich! — in dem selbst die Konfession kein Hindernis bildet, zu Amt und Würden zu

gelangen. Wirklich, Neuseeland, Du hast es besser als unser Kontinent, der alte.

Die demokratische Grundlinie dieses Staates entdeckt sich auch im Schulwesen. Der erste Unterricht ist frei und wird allen Knaben und Mädchen gemeinsam auf der Borough-School gegeben. Die meisten Kinder (137623) müssen sich mit dem begnügen; die Weiterbildung ist die praktische Erfahrung. Nur 4060 Schüler besuchten 1905 die High-Schools, die öfter auch als Boarding-Schools, in denen die Schüler zugleich leben, eingerichtet sind. Die Mädchen- und Knabenklassen sind hier getrennt, liegen aber meist im gleichen Gebäudekomplex. Schon von frühester Jugend pilgern so Männlein und Fräulein den gleichen Weg, teilen ein gleiches Los, lernen sich kennen und achten und werden gute Kameraden. Auch der Lehrplan ist der gleiche für Mädchen und Knaben. Der allerdings ist ein merkwürdig Zwitterding. Auf der einen Seite ganz modern. Die Kinder hören und lernen von natürlicher Entwickelung, Evolution und Darwin, der nach unserm Ordinarius in Prima gleich nach dem Teufel kam. Der Religionsunterricht ist völlig ausgeschieden und der Kirche überlassen. Und es ist eine tendenziöse Lüge, zu behaupten, dass der Charakter des Neuseeländers dadurch gelitten habe. Räudige Schafe gibt's wie überall. Aber wo sind Verbrechen, Vergehen seltener als hier, wo man kaum die Häuser des Nachts verschliesst, Kühe und Pferde auf offner Weide Tag und Nacht ohne Aufsicht grasen lässt, wo man mehr denn eine Gelegenheit gibt, die Diebe macht? — Auf der anderen Seite nimmt das Latein im Lehrplan einen merkwürdig grossen Raum ein. (Griechisch wird nirgend gelehrt). Es steht zu hoffen, dass der moderne Geist sich ganz durchsetzt, und den Unterricht der alten Sprache sehr, wenn nicht ganz einschränkt, zu Gunsten lebender. Die grossen Werke der Alten werden dann in der Übersetzung gelesen, in denen sie nicht als Geräte für

grammatische Akrobatenkunststücke benutzt werden können oder zu ähnlichem Unfug, der uns Jungen die Freude an den Werken so gründlich verdorben. So wie die Alten sie genossen, können wir die Bücher garnicht geniessen; uns ist der Gefühlswert, die Empfindungswelt der alten Sprache nicht vorhanden. Wir können garnicht ahnen, welche Assoziationen sich für die Alten an ein Wort, an einen Ausdruck knüpften, was da alles mitklang. Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb der Genuss in der Übersetzung ein geschmälerter sein soll.

Wer das Schlussexamen der High-School bestanden hat, bezieht die Universität, die natürlich beiden Geschlechtern offen steht. Die Colleges sind über die vier Städte verteilt. Hier halten Lekturers und Männer der Praxis Vorlesungen und Demonstrationen. Hier erwirbt der strebsame Neuseeländer sich all die mysteriösen Buchstaben, die er dann seinem Namen beifügt. In den 36 Jahren des Bestehens haben 1083 promoviert.

Die Medical School ist in Dunedin. Die Art und Weise des medizinischen Unterrichts wird einem Deutschen kaum gefallen. Man hält den jungen Studenten wie einen Schulbuben, kontrolliert jedesmal seinen Kollegienbesuch. Das, was unsern Universitäten die Frische gibt, ist die persönliche Freiheit, die jeder Student geniesst. Wenn er dann zu den Vorlesungen kommt, ist's aus Liebe und Interesse zur Sache, und nicht weil der Herr Lehrer nachsieht, ob auch alle da sind. Durch Aufsicht erzieht man keine selbstständigen Leute. Was mir ferner auffiel, ist die Unsumme von Material, die der junge Mediziner hier verarbeiten muss. Zoologie, Chemie, Physik hat er im ganzen Umfange und durchaus zu studieren; nicht etwa nur das genauer, was mit seiner eignen Wissenschaft zu tun hat, und im übrigen nur die grossen Linien; nein, man setzt ihm das ganze Detail vor, und das soll er nun verdauen. Denn zu vergessen ist

ihm auch nicht erlaubt. Alle vier Wochen quält man den Ärmsten mit Examina. Die Leute haben garnicht Zeit zum Aufatmen. Man gebe ihnen die Freiheit und lasse die ewige Prüferei fort; ihr Wert ist doch ein recht problematischer. Wer keine „Examensnatur" hat, den lässt trotz allen Kenntnissen die Nervosität durchfallen; und ein anderer erwischt grade die Fragen, über die er grade Bescheid weiss. Das Examen ist für den Laien. Man braucht etwas als Abschluss; und selten angewandt, mag's hingehen. Aber hier tut man des Guten ein wenig zu viel. Auch weist wohl koloniale Vorliebe für das praktisch Nützliche dem Studium allzu sehr die Richtung. Alles ist auf die Praxis zugeschnitten; praktische Ärzte halten die klinischen Vorlesungen. Zur wissenschaftlichen Arbeit wird der Student nicht erzogen. Die experimentelle Medizin, die theoretische Spekulation hat hier keine Jünger. Im kleinen New Zealand Medical Journal erscheinen nur Aufsätze, die in unsern medizinischen Zeitschriften unter: „Mitteilungen aus der Praxis" rubriziert werden würden. — Über die Chirurgie lässt sich im allgemeinen sagen, dass die trockne Asepsis sich noch nicht der Anerkennung erfreut, die ihr von Rechts wegen gebührt.

Den Lehrplan der Schulen, namentlich der Volksschulen hat man mit Fächern bepackt, die wir erst die Erwachsenen lehren, indess man einen so wichtigen Gegenstand wie die körperliche Ausbildung (namentlich der Mädchen) nicht aufgenommen hat, sondern dem Sporte überlässt. Man gibt z. B. den Jungen technischen Unterricht, lehrt sie Holzarbeiten, Sägen, Hobeln, Drechseln u. s. w. und glaubt damit eine technische Erziehung geleistet zu haben; bedenkt aber nicht, dass das dem Knaben nur Spielerei, Zeitvertreib (wenn auch nützlicher) sein wird, dessen Ernst er garnicht zu erfassen vermag, dessen Wesentliches ihm entgehen muss. Ganz abzusehen davon, dass unter dem Zuviel alle Fächer leiden müssen, dass schliesslich nichts Gründliches geleistet,

sondern nur eine oberflächliche Bekanntschaft vermittelt werden kann, zumal nur fünf Tage der Woche dem Unterricht zur Verfügung stehen. Und damit ist doch niemandem gedient.

Nun will man gar noch allen Ernstes den Jungen das Scharfschiessen beibringen, um sie zur Landesverteidigung heranzuziehen. Eine unserer Jugendwehr ähnliche Spielerei hat man schon länger gehabt. Man hofft eine Reverse heranzubilden, ein Volk in Waffen. Aber mit der Schiesskunst, der Treffsicherheit allein, wird doch wohl kaum eine Schlacht gewonnen über einen disziplinierten Gegner; das hätte der Burenkrieg eigentlich lehren können.

Die Taktik soll der Knabe wohl später bei den Volunteers lernen, bei denen jetzt die Landesverteidigung ruht? Diese Art Armee wird einem Deutschen immer ein Lächeln auf die Lippen bringen. Exerziert wird da einmal in der Woche abends; kein Soldat ist verpflichtet zu kommen. Vielleicht geht man noch in Uniform Sonntags zur Kirche. Zu Ostern geht das „Heer“ auf 3—4 Tage ins „Camp“, schläft in Zelten, kocht ab, exerziert vor und nach Geschäftsschluss; denn tagsüber stehen die Krieger hinterm Pult, an der Theke. Rechtsanwälte, Makler, Kaufleute sind Offiziere. Das alles erinnert den Deutschen allzu sehr an die Zeiten des seligen Bürgermilitärs, wo die Armee bei Regenwetter unter einem Baum Schutz suchen konnte. Die Schiesserei der Schulbuben, die Volunteers, die Forts in Auckland, Wellington, Dunedin, der Landesverteidigungsausschuss, in dem vier wirkliche Offiziere sitzen: alle werden nicht genügen, werden versagen, wenn es gelten wird, einen wirklichen Feind draussen zu halten. Dazu gehört mehr; gehört vor allem die allgemeine Wehrpflicht, die man über kurz oder lang deutschem Beispiele nach wird einführen müssen.

Da der Name gerade fällt, wie geht's denn nun den Deutschen hier? Unter den Geschäften der Kolonie sind einige der grössten (der Getreide-, Konfektions-, Goldschmiede-

Branche) in Händen von Landsleuten, die zum grössten Teile der israelitischen Konfession angehören. Andere haben es zu Vermögen und Ansehen gebracht. Sie haben sich nicht weiter zusammengeschlossen. Nur in Auckland besteht ein gemütlicher, kleiner Klub, mit schöner, grosser, wirklich guter Bibliothek, der eine gesellschaftliche Stellung nicht anstrebt. In Christchurch gibt es eine deutsche Kirche, in der selten Gottesdienst abgehalten wird. Zu praktischer Betätigung der Vaterlandsliebe bietet sich keine Gelegenheit. Ihre Zahl und die politischen Beziehungen zu Deutschland sind zu gering. Die Deutschen spielen als solche so gar keine Rolle. Man gehe deshalb mit ihnen nicht zu streng ins Gericht; auch nicht wenn man hört, dass sie dem Deutschtum und der deutschen Sache zumeist verloren gegangen sind. Nur selten hört man in ihren Familien deutsch sprechen. (Bei Angehörigen anderer Nationen ist's übrigens genau das gleiche). Wie's kommt? Einmal zwingt der tägliche Umgang mit Engländern englisch zu sprechen, und da pflegt es sich von selbst einzustellen, dass bald auch in englisch gedacht wird; so dass, will man deutsch reden, man erst übersetzen muss. Das ermüdet und lässt eine schnelle Unterhaltung nicht aufkommen. Zum andern sind die Frauen meist Engländerinnen. Zum dritten kommen die Kinder, die nur englisch sprechen. So geht's denn ganz natürlich, dass der Deutsche seine Muttersprache weniger und weniger gebraucht, zumal wenn er isoliert von andern Landsleuten lebt. Das Interesse an heimischen Dingen wird immer platonischer, je mehr die Teilnahme an den Geschicken der neuen Heimat wächst, mit dessen Blüte sein eigenes Wohlergehen aufs allerinnigste verknüpft ist. Das ubi bene, ibi patria ist doch nicht nur das Wort vaterlandsloser Gesellen. Man muss es schliesslich dem einzelnen Deutschen nicht zum Vorwurf machen, dass ihm das Mutterland keine Stätte zuweisen kann. Merkwürdig bleibt's doch, wie

brauchbar der Deutsche in Kolonien englischer Verwaltung ist. Und damit vergleiche man das dumme Wort, der Deutsche könne nicht kolonisieren. Am Mangel an gesunden Plätzen, an unserer Art unser Übersee zu verwalten, liegt es, wenn wir keine guten Kolonien haben; am Menschenmaterial aber liegt es nicht!

Man hört daheim in Zeitungen und an Stammtischen oft die Behauptung, dass der Deutsche im Ausland unbeliebt oder gar verhasst sei. Ich lebe nun an die vier Jahre in englischen Kolonien und kann das auch garnicht bestätigen. Der Deutsche, der anständig und ruhig arbeitet und seinen Geschäften nachgeht, wird durchaus nicht scheel angesehn. Keiner wirft ihm seine Nationalität vor, keiner wirft auch nur die Frage darnach auf. Man prüft den Deutschen wie jeden auf seinen wahren Gehalt, beurteilt, schätzt ihn nach seiner Persönlichkeit und nimmt ihn für das, was er wert ist. Ist er tüchtig, tätig, ehrenhaft, so stehen ihm alle Ämter und Würden offen. Ist er sehr erfolgreich, dann regt sich wohl der Neid. Denn a bissel Lieb' und a bissel Treu und a bissel Falschheit ist allweil dabei; aber das ist menschlich, und der Deutsche tröstet sich mit dem Worte, dass es besser ist, beneidet als bemitleidet zu werden. Ist der Deutsche aber blos schneidig, hat von seinem Deutschtum nur den „es ist erreicht“ Schnurrbart, feudales Auftreten, Naserümpfen und Standeshochmut, so ist er allerdings unbeliebt wie jeder Dandy. Die Arbeit, die Leistung allein gibt den Wertmesser für die Schätzung und Achtung. Der Deutsche als Individuum ist nicht unbeliebt, nicht gehasst. Der Koloniale sieht ihm auf Herz und Nieren; er wägt die Person, die Flagge ist ihm ganz gleichgiltig, er sei denn einer der sehr seltenen Exemplare der Jingoes, Schreier und Fanatiker. Nicht der gleichen Schätzung aber erfreut sich Deutschland als Ganzes. Man muss diesen Unterschied zwischen Individuum und Staat machen. Germany ist

unbeliebt; und das gründlich. Eifersucht auf die wachsende Grösse begründet nur den kleinsten Teil dieser Gefühle. Den Rest müssen wir uns (leider!) aufs eigene Konto setzen. Unsere auswärtige Politik der letzten Jahre hat das vollbracht. Das Ausland wurde durch Reden, Telegramme, Worte, die der Missdeutung ein offenes Tor liessen, aufgescheucht, in seiner Ruhe, seinen Geschäften gestört. Es wurde zu viel gesprochen und zu wenig getan. Immer, wenn es irgendwo zu brodeln begann (und beginnt), hiess und heisst es, Germany hat den Kessel geheizt. Immer leider liess sich in Reden, Telegrammen eine Stelle finden, die es zu beweisen schien. So war's im Burenkriege, in Marokko, in Russland, der Türkei u. s. w. Für alles ist Deutschland heute der Sündenbock geworden; und das hat sich leider recht fest eingenistet. Das Ausland glaubt in unserer auswärtigen Politik ein System zu sehen, die Weltherrschaft Deutschlands zu begründen; glaubt nicht, dass keine Idee unsere auswärtigen Angelegenheiten seit Bismarck leitet. Und schliesst sich deshalb in Bündnissen zusammen, dem Störenfried das Handwerk zu legen. Wie das zu bessern wäre? Durch würdige Zurückhaltung allein, durch Arbeiten und Schweigen.

Wir sind vom Wege abgeirrt, sind vom zufriedenen Neuseeländer zu „nörgelnden“ Deutschen gekommen. Angenehm war der Gang durch's Gestrüpp kaum, aber wohl etwas nützlich. Aber revenons.

Ich glaube, Blumenthal hat mal das nette Wort gesprochen: Sage mir, wie Du mässig bist, und ich will Dir sagen, wer Du bist.

Was tut nun der Neuseeländer in seinen Mussestunden? Zunächst Lesen. Neuseelands Zeitungen sind anständig geleitet. Die Kabel der Press-Association unterrichten kurz über die Vorkommnisse in der Welt, die die Redakteure oft mit mehr oder weniger glücklichen Kommentaren be-

gleiten. Im übrigen, in der Auffassung der internationalen Lage, dem Feuilleton sind sie das Echo der grossen englischen Zeitungen, denen sie auch in Format, Aufmachung und Ausstattung gleichen. Auch der Büchermarkt ist abhängig von London. Die neuesten Erscheinungen, meist Romane, Kriminalnovellen kommen in billigen, aber in Druck und Papier mustergiltigen Kolonialausgaben heraus, und werden hier ob gut, ob schlecht verschlungen. Eine kräftige Sensation, eine triefende Sentimentalität finden die meisten Leser, wie wohl überall. Jede Stadt, jeder Ort hat seine öffentliche Bibliothek, die (namentlich in Christchurch und Auckland) gut geleitet und reich sind an Literatur aller Länder. Die Jugend vergisst nicht die Älteren, George Elliot, Tennyson, Ruskin, Dickens, Scott und Byron, und den prachtvollen, krystallklaren Makauley. Nur für Shakespeare bleibt's wahr, dass der Deutsche ihn am besten kennt; daran ändern auch die vielen Shakespeare Societies nichts, wo blutige Dilettanten die Dramen mit verteilten Rollen vermöbeln.

Der Name weist auf's Theater. Dies spielt hier keine Rolle, keine höhere wenigstens, als die seichter Belustigung und Vergnügung zu dienen. Reisende Truppen spielen grässliche Melodramen, in denen es von guter und braver Gesinnung trieft, das Laster unterliegt, die Tugend sich zu Tische setzt. Da ist der Neuseeländer bei der Sache, Feuer und Flamme; zischt den Intriganten aus, überschüttet jeder guten Seele schönes Wort mit Beifall, Pfeifen. Er lebt das Stück mit. Eigentlich wäre es ja das idealste Publikum, das ein Dichter sich wünschen könnte. Schade nur, dass es seinen Enthusiasmus an solch grässliches Zeug vergeudet. Daneben führt man noch die letzten Erfolge der Londoner und New-Yorker Bühnen auf. Und was man da sieht, kann einen nicht mit Hochachtung vor dem angelsächsischen Geschmacke erfüllen. Es ist entweder dummes Zeug oder

maskiertes Melodram. Die einzigen, englischen Dramatiker von heute Bernard Shaw und Wilde erscheinen hier nicht auf der Bühne. Ungekannt sind Shaws kluge und holdselige Frauen mit dem Mona Lisa Lächeln, ungehört die Rechtfertigungen von Mrs. Warren, nicht buhlt Salome hier um den Mund Johannis, der ist wie ein Granatapfel, zerschnitten von einem Messer aus Elfenbein; ungesprochen bleiben die witzigen Unterhaltungen in Wildes anderen Spielen, deren Handlung leider so erschreckend konventionell ist.

Die Oper wird gar nicht gepflegt. Australische Operettentruppen führen mit brillantem Stimmmaterial englische Singspielpossen auf, die sich aus unsinnigem Text, Gassenhauern und schönen Mädchen zusammensetzen. Gelegentlich einmal gibt es dann einen Genuss durch Darstellungen der Guilbert, Sullivan'schen Operetten, von denen in Deutschland nur der Mikado bekannt ist, wiewohl Werke wie: Gondoliers, Patience, Utopia Limited mit ihrem witzigen Texte, ihrer gefälligen, nie gemeinen Musik eine wertvolle Bereicherung unseres Repertoirs leichter Opern sein würden.

Konzerte nehmen kaum einen Raum ein. Fahrende Künstler, unter ihnen Namen von Klang wie Paderewsky, Heermann, Hambourg, Friedenthal, Melba, Crosley, Dolores leuchten auf und verschwinden wieder. Den Zulauf, den sie finden, danken sie meist nur ihrem Namen und Ruf. Die Konzerte Einheimischer sind mehr als dilettantenhaft. Die Orchester setzen sich aus männlichen und weiblichen Amateuren zusammen; und wenn sie der Ehrgeiz treibt, wenn sie sich an Beethoven's Symphonien machen, dann . . . nun, ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. Der Koloniale liebt die Musik. Nur fehlt es ganz und gar an der musikalischen Erziehung. Eine Kritik der Tagesblätter gibt es kaum, da sie alles loben muss — der Inserate wegen. Es wirken viele Deutsche hier als Musiklehrer. Das Wort

„Herr so und so“ an einem Hause bedeutet so viel als: Hier wird Musik verzapft (oder kurgepfuscht). Aber ihnen ist der Gedanke zu erziehen, zu bilden nicht gekommen. Man hat vor dem landläufigen Geschmack kapituliert. An Erfassung der Mission, an Liebe und Ausdauer hat es gefehlt. Und es liesse sich so viel erreichen. Mäuschenstill, wie gebannt sass das Auditorium, als Professor Hugo Heermann hier Beethovens Violinkonzert spielte. Solche Kunst ward vorher nie gehört. Man ist nicht anti-, nicht (wie Peters den Briten nennt) amusikalisch. Die Seelen sind da, das Grosse aufzunehmen, wer bietet es ihnen in Musik und Drama? Bis heute keiner.

Bleibt also nur eine grosse allgemein anerkannte Zerstreuung: das ist der Sport und die Wette. Namentlich das Kartenspiel hat eine abscheulich grosse Rolle. Man ladet sich zu Bridge-, Pocker-, Solowhist-, Euchre-Gesellschaften ein. Kinder, Mädchen, junge Herren und Damen, Frauen, Männer, Greise: alles spielt. Das Hauptreizmittel ist die gewaltige Wettsucht. Es ist garnicht zu sagen, was hier z. B. auf Rennen gespielt wird. Das geht in die Hunderttausende an einem Tage. Im letzten Jahre wurde für 36,742,000 Mk. an 303 Tagen an 159 Totalisatoren gewettet; dazu kommen nun noch die Wetten der Bookmaker. Man rechnet, dass in Wellington allein in einem Jahre 20,000,000 Mk. in Wetten umgesetzt werden. Viel weniger wird's in den andern Städten nicht sein. Dabei tut — leider für meinen Geschmack — die Damenwelt tüchtig mit. Die Rennen bilden überhaupt den Mittelpunkt alles Vergnügens. Da ist kein Platz noch so klein in Neuseeland, der nicht seinen Rennplatz, gewöhnlich sogar zwei, einen für Trab, einen für Galopprennen, hätte. Eine wahre Geschichte als Beweis dafür, welche Rolle die Rennen im Hirne des Kolonialen spielen. Dem Dampfer Monowai brach auf der Reise von Bluff nach Melbourne die Schraube. Tagelang trieb er

Wind und Wellen preisgegeben umher, bis er endlich von einem zur Suche ausgeschickten Schiffe aufgegriffen wurde. Die zahlreichen Passagiere sangen eine Dankeshymne; kaum aber waren die feierlichen Klänge des Chorals verklungen, als laut und vernehmlich von der Monowai zum Hilfsdampfer eine Stimme kam: „Wer hat den New Zealand Cup (das grösste Rennen auf N. — S.) gewonnen?" — Das war des Mannes grösste Sorge in den Tagen der Seenot gewesen. Bei jeder Gelegenheit wird gewettet; selbst bei der kleinen Regatta im George Sound öffnete der Friseur einen schwungvoll betriebenen Totalisator.

Der Nationalsport auf Neuseeland ist das Fussballspiel, in dem man unüberwindlich geworden. Daneben werden all die andern Arten des Sport, Crickett, Hockey, Tennis usw., gepflegt in einer Weise, wie wir es uns wohl wünschen könnten.

Bernard Shaw bemerkt einmal — der Engländer sehe im Sport keine Erholung, er arbeite immer, auch im Sporte. Das ist sehr wahr. Man übt und trainiert mit grösster Gewissenhaftigkeit; man nimmt es so ernst, als hänge der Welt Wohlergehen von einem gewonnenen Match ab. Englische, australische, neuseeländische Teams besuchen einander, um sich in Tennis, Cricket, Fussball zu messen. Seitenlange Kabel berichten über die Matches, die fieberhaft wie Kriegsnachrichten erwartet, mit Eifer gelesen und besprochen werden. Grosse Feste bringt man den Siegern, offizielle Empfänge, Dedikationen usw. Ein hervorragender Footballer ist ein National-Heroe.

Alles das ist ja ganz schön. Wenn nur nicht die Geisteskultur dabei vernachlässigt würde. Das ist aber leider so. In allem nun, in dem lauten, lärmenden Tone, der Vorliebe für die Wette, der Überschätzung rein körperlicher Geschicklichkeit liegt ein gewisser Grad von Unkultur, ein Mangel an Verfeinerung, Vertiefung, Verinnerlichung des Geniessens.

Das alles soll nun beileibe kein Vorwurf sein. Alles hat seine natürlichen Gründe. Ja, es wäre gradezu erstaunlich, wenn's anders wäre bei diesen Menschen der Tat. Zu Kunst, zu ästhetischen Betrachtungen blieb nicht Zeit. Alle Kräfte waren angespannt in der Arbeit, das Land urbar zu machen, es der Kultur zuzuführen. Der müde Kopf war froh, Ruhe im Schlafe zu finden. Nun lohnte der Boden die Mühen. Man wurde wohlhabend; gewann Zeit und Musse. Die Lust nach Erholung, die Freude an Zerstreuung erwachte. Stark und derb wie vorher die Arbeit, musste nun das Gegenmittel der Vergnügung sein. Die Sensationen in Spiel und Wette waren da grade recht. Man nutzte wie so oft, die gewonnene Zeit aus, nicht um Kenntnisse zu erwerben, sondern Vergnügen nachzugehen. Noch hat so Neuseeland weder eine Kunst oder eine Literatur; auch nicht die Erstlinge einer geistigen Betätigung. Noch ist man zufrieden, mit der Sentimentalität, der Sensation der Seichtheit auf Bühne und Leinwand und Konzertpodium. Aber auch das wird überwunden werden. Noch immer, wenn der Hunger erst gestillt war, kam die Kunst in Blüte. Auch hier werden die Männer erstehen, die die Lehrer des Volkes sein, dem Sehnen der Massen die Richtung weisen werden. Denn der Drang nach Schönheit, nach höherer, reiner Wirklichkeit, der die Kunst sich vermählt, lebt auch hier, ist seiner selbst nur noch nicht bewusst geworden. Dornröschen schlummert noch im Dornenbusch. Möge bald der Prinz kommen, der es weckt.

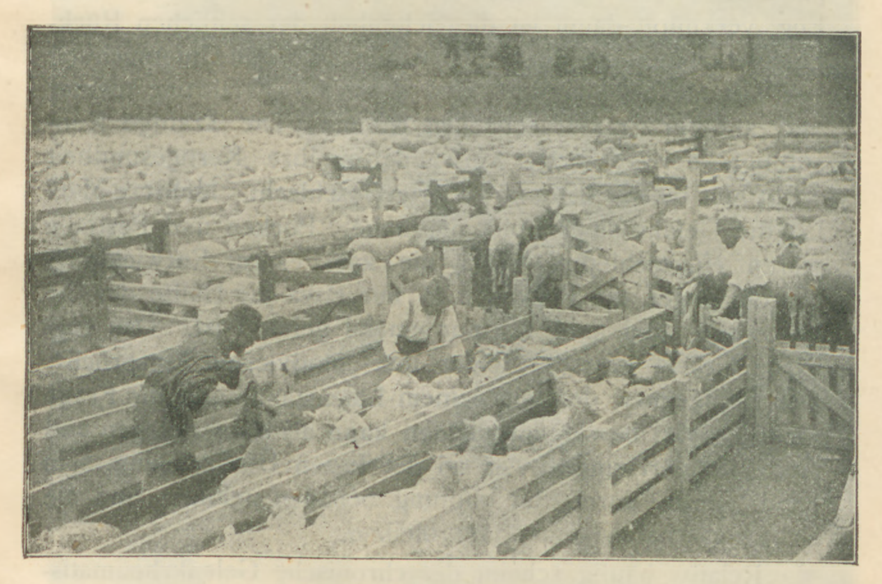
Ein recht behagliches Leben führt der Neuseeländer. Nicht von der Konkurrenz gehetzt, vermag er einen grossen Teil des Tages sich und seiner Familie zu widmen. Achtstündiger Arbeitstag ist gesetzlich. Die Kontore schliessen um 5, die Geschäfte um 6, nur einmal in der Woche um 9. Einen Nachmittag in der Woche bleiben gesetzlich alle Türen geschlossen, alle Fenster verhängt. Alle Feiertage werden

strikt eingehalten, die Kalenderfesttage, wie die nationalen und selbst geschaffenen kolonialen. An Sonntagen ruht der Eisenbahn- und Postdienst; das Telegraphenamt ist nur für kurze Zeit geöffnet; nur das Telephon klingelt die ganze Woche über Tag und Nacht in den Städten. Am Sonnabend um 1 Uhr schliessen alle Kontore, Banken und Bureaux. Am Nachmittage ist alles Volk auf den Spielplätzen; die jungen Leute bei Tennis, Cricket, die Damen bei Crocket, die alten Herren schieben Bowls auf grünem Rasen. Am Abend wird's wieder lebendig in der City. In dichten Haufen steht man zusammen, schwatzt, lärmt und lacht. Arm in Arm schieben sich die Pärchen vorbei. Vor den hell erleuchteten Schaufenstern staut sich die Menge. Dutzende von Kinderwagen von Dutzenden von Ehemännern bewacht warten da auf die Dutzende von Müttern, die drinnen ihre Einkäufe machen. An der Ecke spielt die Heilsarmee bei Fackelbeleuchtung und hält wüste Fastenpredigten. Unter dem Laternenpfahl steht ein Agitator und hält Vorträge über Politik, drüben malt einer in grässlichen Bildern die Folgen des Alkoholismus. Dort schaart ein anderer einen Hörerkreis um sich und hält Brandreden gegen die Regierung, die ihm bitter Unrecht getan, und verfährt nicht fein säuberlich mit den herrschenden Gewalten. Phlegmatisch schiebt sich Bobby, der säbellose Schutzmann, hindurch und lässt alles gewähren, fordert nur vielleicht die Gruppen auf den Trottoirs auf, nicht stehen zu bleiben. Und siehe, es geht auch so. Am anderen Tage ist's totenstill. Da sitzt man zu Hause, arbeitet in seinem Garten, geht seinen Liebhabereien nach, füttert und pflegt seine Steckenpferde, spielt Karten, liest oder schläft; oder geht hinaus in die Umgebung zum Piknik. Theater und Konzertsaal bleiben geschlossen. Das ist ein rechter Tag der Ruhe und Erholung, und jeder, der an ihn sich gewöhnt hat, wird Dr. Peters recht geben, dass man ihn nicht mehr missen möchte.

Solch behagliches, geruhiges Leben gestattet dies Land seinen Bewohnern, das zu denen zu gehören scheint, die einfach nicht umzubringen sind, selbst nicht durch eine falsche Gesetzgebung. Alle Bedingungen treffen zusammen. Ein gesunder Boden, ein gesundes Klima, ein gesundes Volk. Der Boden birgt Gold, Kohle, Kupfer, Petroleum, ist fruchtbar in Weide und Acker und überreich an Naturherrlichkeiten. Das Klima ist günstig, hat genug Sonne und Regen und hält sich fern von allen Extremen. Das alles und die dünn gesäte Zahl der Bevölkerung bringt es mit sich, dass überall Wohlhabenheit herrscht. Eine bittere Armut, wie sie bei uns, und schlimmer noch in London, in Kellerhöhlen haust und nachts auf Brücken und Strassen Streichhölzer feilbietet oder bettelt, ist hier ganz und gar unbekannt. Ein jeder hat hier sein kleines Häuschen, in dem immer ein Badezimmer, das Gott sei Dank täglich, und ein Klavier sich befindet, das leider täglich benutzt wird. Durchweg ist in Neuseeland das Einzelhaus vorherrschend; ich kann mich nicht entsinnen, jemals zwei Familien in einem Hause haben wohnen zu sehen. Das hübsche, einstöckige, verandaumzogene, meist holzgebaute Haus umgibt ein kleiner, wohlgepflegter Garten, in dem der Bewohner all die freundlichen Blumen zieht, die hier auf keinem Tisch, in keinem Knopfloch fehlen.

Diese Wohlhabenheit erlaubt der Bevölkerung auch eine gesunde Nahrung. Man kann wohl sagen, dass in keinem Hause auf dem täglichen Tische das Fleisch fehlt. Nicht nur Sonntags, sondern tagtäglich hat der Neuseeländer seinen Hammel im Topf. Dieses Hammelfleisch — um einen Augenblick ganz materiell zu sein — ist aber auch etwas ganz delikates; gekocht oder gebraten, sein Geschmack ist exquisit. Sonst — vielleicht noch abgesehen vom untadeligen Roastbeef — sonst denken wir ja nicht allzu hoch von englischer Küche. Der Brite kocht erst bei Tische. Gemüsen, die der Engländer nun schon garnicht zubereiten

kann, Fleisch, Kartoffeln; allem fehlt die Würze. Ein jeder ladet sich deshalb ein Häuflein Salz und Senf auf des Tellers Rand, streut Pfeffer über alles, und macht sich die Speise erst zurecht. Zahllose Saucen, von der Worcestershire- bis zur Tomatotunke, kommen hinzu. Bemerkenswert ist die Vorliebe für süsse Speisen und Puddings, von denen täglich drei bis vier auf der Tafel



Hammel-Musterung

erscheinen, unter denen der Gast dann qualvoll wählen soll. Das Lieblingsgetränk der Neuseeländer ist entschieden der Tee. Man trinkt ihn des Morgens um 7 (ungewaschen im Bett — brrrr!), zum Breakfast um halb neun, als Morning Tea um 11, zum Lunch um 1, als Afternoon Tea um 4, als Evening Tea nach dem Diner um 7, und manche nehmen ihn noch als Night-Cap um 10. Whisky und Bier haben natürlich auch ihre Freunde.

Die drei Faktoren, das warme und doch nicht verweichlichende Klima, die Hygiene des Einzelhauses, des täglichen Bades, des Sportes, die kräftige Nahrung, kommen zusammen, den Gesundheitszustand der Kolonie zu einem überaus günstigen zu gestalten. Die „englische“ Krankheit, die Rachitis, die das tägliche Brot der heimischen orthopaedischen Kliniken bildet, ist hier fast völlig unbekannt. Eng verknüpft damit ist die Seltenheit der seitlichen Rückgratsverkrümmung, der Skoliose, die ich durch Untersuchung von fast 500 Schulkindern und durch die Erfahrung meiner und anderer Praxis feststellen konnte. Die kräftige Konstitution der früheren Einwanderer, ihre Kerngesundheit wirkt hier bis ins dritte und vierte Geschlecht. Mehrere Male lag die Gefahr einer Epidemie nahe. Pocken und Pestfälle waren eingeschleppt. Aber nie kam es zur Entwicklung, obwohl gegen die Pocken z. B. nur etwa die Hälfte der Bevölkerung, und auch die nur einmal geimpft ist. Das englische Gesetz gestattet leider den „motivierten Einspruch“. Der Impfgegner, der von seinem Laienstandpunkt die Frage natürlich viel besser entscheiden kann als Bakteriologen und Ärzte, erklärt einfach, er sei der festen Überzeugung, sein Kind werde durch die Impfung Schaden nehmen, und die Schutzmassnahme muss unterbleiben.

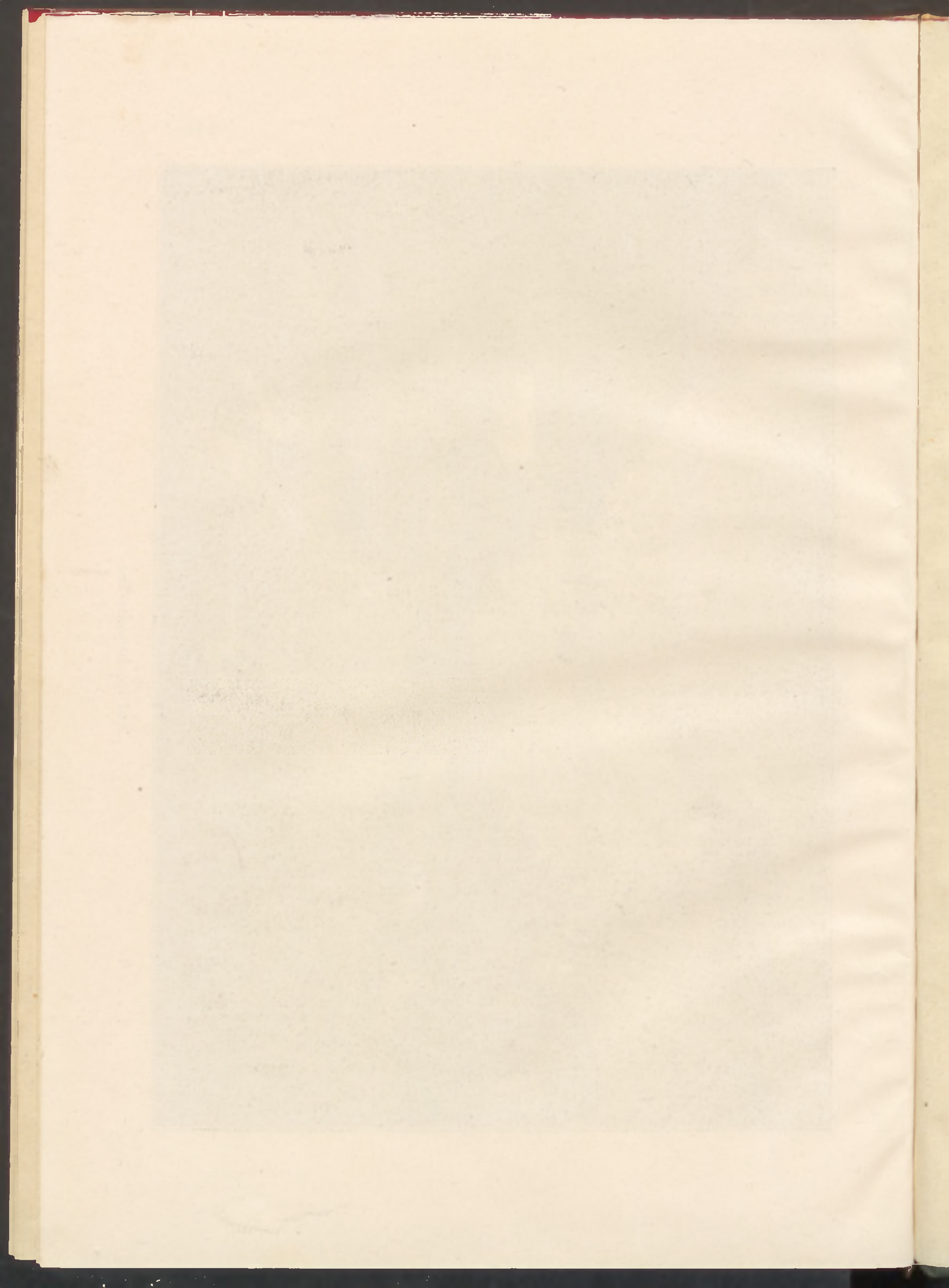
Relativ häufig scheint der chronische Gelenkrheumatismus zu sein, dessen Entwicklung die plötzlichen Witterungsumschläge begünstigen. Der Kropf ist nicht selten. Unheimlich oft aber sieht man falsche Zähne. Ist das Wasser verantwortlich? Oder ein Mangel in der Mundpflege?

Jedenfalls:

Wanderer siehest du hier blanke Zähne in Mägdeleins Munde —
Hüte dein Herz, denn bedenk: Dritte sind's, die hier wuchsen! —



Bad im Kotoma-See



Ganz Neuseeland ist wie eine grosse Familie. Jeder kennt den andern, kennt seines Nachbarn Tun und Treiben, seine Geschäfte, oft besser als der Nachbar selbst. Man verfolgt mit Interesse, was die Freunde treiben, liest von ihrem Ergehen, ihren Gesellschaften in den Ladies letters der Wochenausgaben der Zeitungen. Man hält treu zueinander, teilt Lust und Leid, freut sich über jeden Erfolg, den ein Neuseeländer irgendwo gewann, trauert gemeinsam über einen heimgegangenen Landsmann. Fühlt sich als ein „einig Volk von Brüdern“, hat den gesunden Stolz einer wachsenden Volkes, das an sich und seine Zukunft glaubt. Liebt sein Land wie die Familie ihr Heim. Ist, was nicht jeder von sich sagen kann:

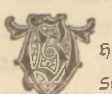
Ein glücklicher Mensch im glücklichen Lande!



Diese Schlussleiste sowie sämtliche Zierstücke an den Kapitel-Anfängen sind Originalmuster der Maorikunst.

Verein der Bücherfreunde

Vorstand
Martin Greif
Hermann Heiberg
Ernst von Wolzogen



Geschäftsleitung
Alfred Schall
Hofbuchhändler Sr. Majestät des Kaisers und Königs
Sr. Kgl. Hoh. d. Herzogs Carl in Bayern
Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 21.

Gute Bücher sind die besten Freunde

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde" bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, literarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen vorwiegend deutschen Literatur zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Damen sowie Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Der Austritt muß 2 Monate vor Ablauf des Vereinsjahres, also bis 1. August, angemeldet werden.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen von etwa 6 Wochen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Literatur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Aenderungen behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf 3 **Mk.** 75 **Pf.** (= 4 K. 60 h. oder 5 Fr.) für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf 4 **Mk.** 50 **Pf.** (= 5 K. 60 h. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr.

Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen". Der sofortige Umtausch eines etwa nicht zusagenden Bandes gegen einen früher erschienenen ist gestattet. Wird ein belletristischer Band gegen einen populär-wissenschaftlichen in großem Format umgetauscht, so hat eine Nachzahlung von 4 Mk. 50 Pf. zu erfolgen (Bände in großem Format sind Nr. 112, 115, 120, 122, 124, 130).

Jeder der bisher erschienenen Jahrgänge der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde ist noch zum Preise von Mk. 15.— geheftet — Mk. 18.— gebunden zu haben.

Druck von E. Grüner, Bernau-Berlin.

